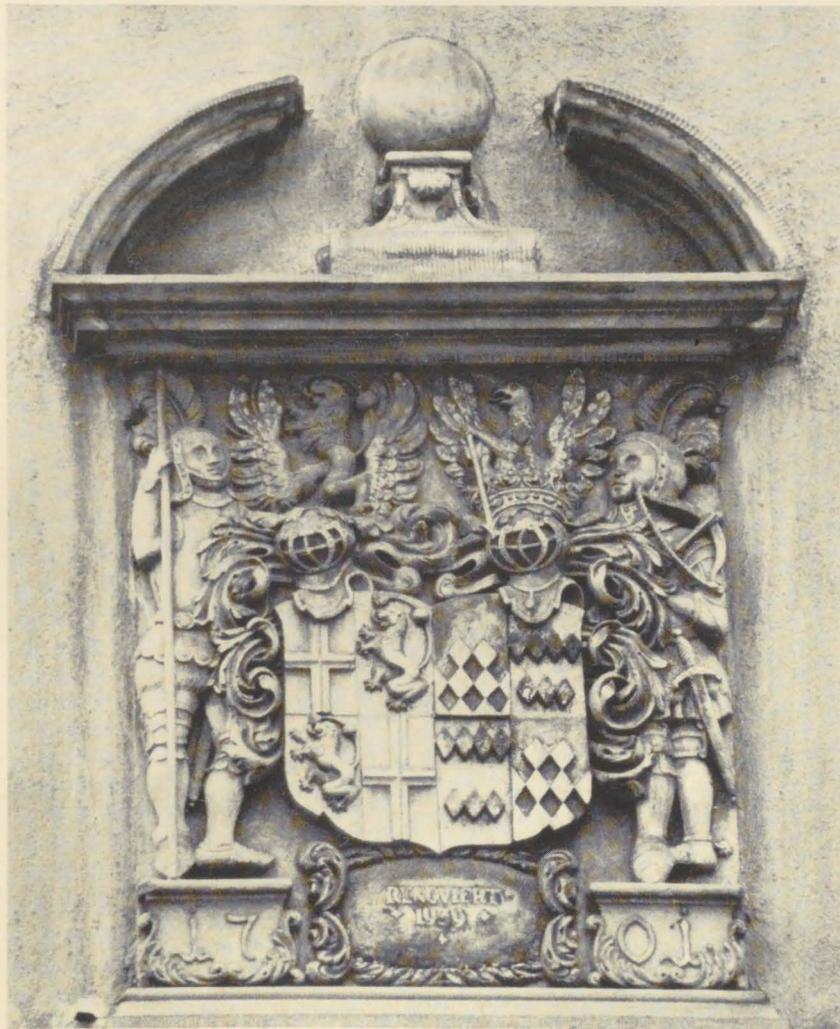


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg

JK



*Wappen über dem Portal des Amtshauses des Johann Evangelist von Bodeck,
Geheimer Rat und Oberamtmann der Herrschaft Oberkirch.*

Foto: Stadtarchiv Oberkirch

91/18 11 117

Herausgeber

Landesverein

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubengerger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.

Redaktion und Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12

7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Ab 1. Jan. 1981

Jahrespreis

für Einzelmitglieder DM 30.—

Einbanddecken zu 7.— DM für den
Jahrgang 1979 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein

Badische Heimat, Freiburg i. Br.,

Hansjakobstr. 12, zu richten. Für

unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postscheckkonto Karlsruhe 164 68-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37

Öffentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010 012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht ver-
gessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-1

Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i. Br.

Kartäuserstraße 50

| | |
|--|-----|
| Die Stadt Oberkirch — Mittelpunkt des Renchtals <i>Hans-Martin Pillin, Ottenhöfen</i> | 349 |
| D'r Schwarzwald. <i>Gedicht von August Ganther</i> | 357 |
| D'Haimet. <i>Gedicht von August Ganther</i> | 358 |
| Die Vorstände des bad. Bezirksamts Oberkirch <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> | 359 |
| D'Landtagswahl. <i>Gedicht von August Ganther</i> | 378 |
| Aus Offenburgs großer Zeit. Die Offenburger Versammlungen von 1847—1849, <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i> | 379 |
| Aber die Bauern sichern das Brot. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i> | 398 |
| Die vier frühen benediktinischen Klöster in der Ortenau <i>Willi Hensle, Labr</i> | 399 |
| Astern. <i>Gedicht von Karl Seemann</i> | 418 |
| Der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg in den Jahren 1802—1808, <i>Hermann Schmid, Überlingen</i> | 419 |
| Abend nach der Ernte. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i> | 430 |
| Als die Bahnlinie Offenburg—Freiburg eröffnet wurde <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> | 431 |
| Der Herbst. <i>Gedicht von Karl Seemann</i> | 434 |
| Offenburg und das Hanauerland vor rund 140 Jahren <i>Helmut Bender, Freiburg</i> | 435 |
| Altes Haus. <i>Gedicht von Heinz G. Huber</i> | 440 |
| „Offenburger Querschnitte“ anno 1942 und zuvor <i>Helmut Bender, Freiburg</i> | 441 |
| Im Spiegel. <i>Gedicht von Otto Gillen</i> | 446 |
| Das „lößlich ambath“ zu Oberachern <i>Albert Bissinger, Freiburg</i> | 447 |
| Der Kreislauf. <i>Gedicht von Otto Gillen</i> | 452 |
| „Sagen und Gedichte des Acherthals und seiner näheren Umgebung“, <i>Helmut Bender, Freiburg</i> | 453 |
| Aufwärts den Pfad. <i>Gedicht von Th. Meny</i> | 460 |
| „Böse Zeit, Bös' Geschrei“ — Zur Erinnerung an den Barockdichter J. M. Moscherosch aus Willstätt <i>Hans-Rüdiger Fluck, Kehl</i> | 461 |
| Apollonia Rohrbach aus Rammersweier <i>Helmut Bender, Freiburg</i> | 469 |
| Griff ins All. <i>Gedicht von Th. Meny</i> | 472 |
| Von der feierlichen Eröffnung der „Ludwigstraße“ <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i> | 473 |
| Kurorte und Heilquellen im Mittelbadischen. Aus einem Bäderführer anno 1898 vorgestellt, <i>Helmut Bender, Freiburg</i> | 477 |
| Ein Dreizeiler von Juliane Chakravorty | 482 |
| Gewerbetreibendes Mittelbaden um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, <i>Helmut Bender, Freiburg</i> | 483 |
| Anschriften der Autoren dieses Heftes | 486 |
| Die Wiedereinführung der Evang. Konfession in den einstigen fürstenbergischen Landen des Kinzigtales, <i>Kurt Klein, Hausach</i> | 487 |
| Eine herzliche Bitte | 504 |
| Buchbesprechungen | 505 |

Die Stadt Oberkirch — Mittelpunkt des Renchtales seit vielen Jahrhunderten

— Ein kurzer geschichtlicher Überblick —

Hans-Martin Pillin, Ottenhöfen

Ausgangspunkt für die Entstehung Oberkirchs war der Nußbacher Hof, den Kaiser Heinrich II. im Jahre 1007 mit allem Zubehör dem Bistum Bamberg verlieh. Spätestens im 11. Jahrhundert entstand von Nußbach aus auf Reichsboden jene Siedlung, die bald nach der dortigen Nußbacher Tochterkirche „Oberkirch“ benannt wurde, da diese Tochterkirche oberhalb der Mutterkirche zu Nußbach erbaut worden war.

Die Zähringer förderten in ihrer Funktion als Vögte des Nußbacher Hofes und als Grafen der Ortenau die Entwicklung Oberkirchs nachhaltig. Bereits im Jahre 1225 taucht Oberkirch in einer Urkunde mit der Bezeichnung „civitas“ auf, die Oberkirch als Bürgergemeinde bzw. Stadt ausweist. Dieselbe Urkunde unterstreicht die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gewachsene Bedeutung Oberkirchs auch insofern, als aus ihr hervorgeht, daß Oberkirch 1225 eine selbständige Seelsorge und den Rang einer Pfarrei erhalten hatte.

Über die Zähringererben (die Markgrafen von Baden und die Grafen von Fürstenberg) kam Oberkirch im Jahre 1303 durch Kauf in den Besitz der Bischöfe von Straßburg. Bischof Johann I. von Straßburg sorgte dafür, daß Oberkirch im Jahre 1326 durch eine Gunsterweisung König Friedrichs des Schönen von Habsburg offiziell mit den Stadtrechten bedacht wurde. Außerdem ließ dieser Bischof Oberkirch mit einer massiven Stadtmauer umgeben, die unter seinem Nachfolger Teil einer Befestigungsanlage rings um die Stadt werden sollte.

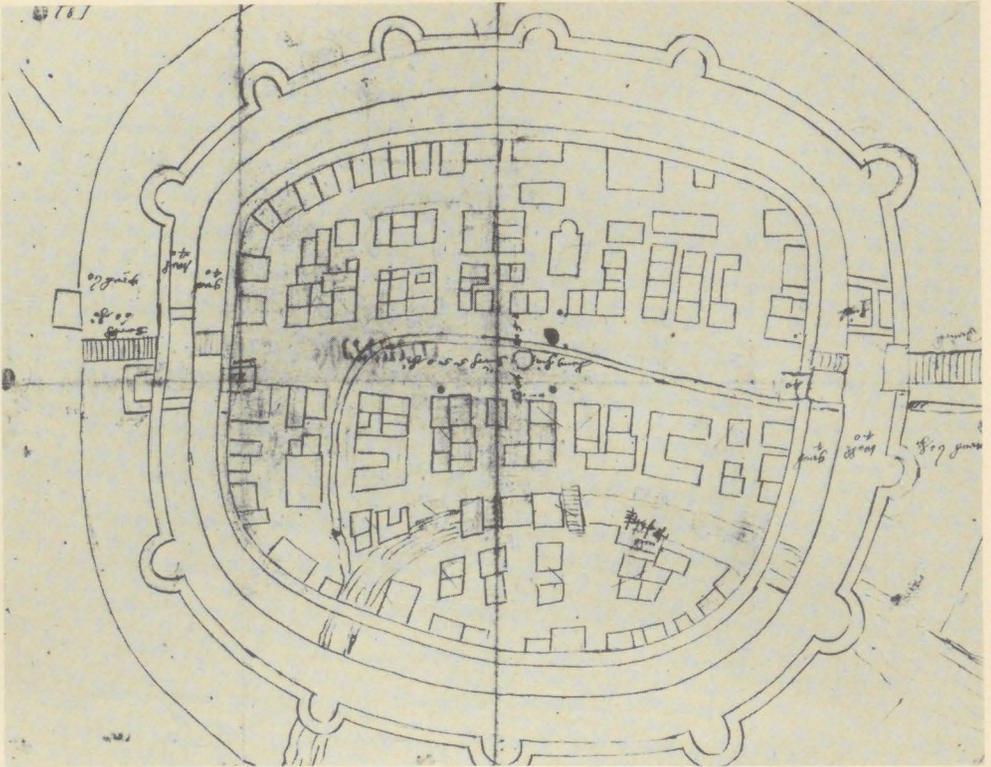
Wohl um das Jahr 1400 wurde Oberkirch zum „Hauptstädtchen“ des 1316 geschaffenen bischöflich-straßburgischen Herrschaftsgebietes, das sich über das Sasbach-, Acher- und Renchtal erstreckte. Oberkirch beherrschte infolgedessen bis zum Jahre 1803 die obersten bischöflichen Verwaltungsbeamten des genannten Herrschaftsgebietes und wurde zum Mittelpunkt für die Bewohner

Wir Fryderi
 ein unnsere
 den die du n abent. lesent, oder horen lesen. Das wir
 angesetzt hat. die manigfaltigen trew unnd die lieben
 unnsere dienst. Die der Erwürdige Byschoff Johans
 von Straßburg unnsere lieber fürst unnd Cantzler
 unnd dem Riche butz her gethon hat unnd erzeigt, unnd
 noch alle zeit wol gethün mag. unnd han nun darumb
 die sonder gnade gethan, unnd wir ains mit disen brief
 das sin stat zu Oberkilche unnd ains die bürger alle
 die freye freyheit unnd gewonheit hand, unnd haben soltent
 den der stat unnd den den land, unnd ains gegen
 den land. als unnsere stat unnd unnsere bürger zu
 offenburg hand von unns unnd von unnsere forder
 künigen fürsten unnd Königen unnd das zu unns
 offen unnd warem verbinde, geben wir der vorgenanten
 stat unnd den bürger zu Oberkilche. Disen brief
 versigelt, mit unnsere küniglichen Insiegel. Der
 brief ist geben zu offenburg, aus dem heiligen pfingstag
 awent, Da man zalt von Cristus gebürt dreyzehnen
 hundert Jar, unnd darnach sechs unnd zwentzig Jar in
 dem zwölfften Jar unnsere Riches

Stadtrechtsverleihung an Oberkirch: Urkunde vom 10. Mai 1326 (Kopie aus dem 16. Jahrhundert) (Generallandesarchiv Karlsruhe).

Wir Fryderi(ch, von) gottes gnaden Romischer khünig alle zeit ein merer (des rjches, thün künt mit disem brive allen den, die inn ansehent, lesent, oder horen lesen, das wir angesehen hab die manigfaltigen trew unnd die lieben nutzen unnd die sonder gnade gethan, unnd thun ains mit disem brief, das sin stat zu Oberkilche unnd ains die bürger alle die Rechte, freyheit unnd gewonheit hand, unnd haben

sollent inn der statt unnd inn dem lande, unnd ains gegen dem lande, als unnsere stat unnd unnsere bürger zu Offenburg hand von unns unnd von unnsere forder Römischen kaisern unnd khonigen unnd das zu einem offnen unnd warem urkhünde, geben wir der vorgenanten stat unnd den bürger zu Oberkilche Disen brief versigelt, mit unnsere khüniglichem Insiegel. Der brief ist geben zu Offenburg, an dem heiligen pfingstag awent, Da man zalt von Cristus gebürt dreyzehnen hundert Jar, unnd darnach sechs unnd zwentzig Jar in dem zwölfften Jar unnsere Riches.



Stadtplan von Oberkirch mit Befestigungsanlagen aus dem Jahre 1598, angefertigt vom Baumeiser Schickhardt vor der Zerstörung der Stadt (GLA Karlsruhe)

fanden Eingang in das literarische Werk des H. J. Ch. von Grimmelshausen, der in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Oberkirch-Gaisbach sein weltbekanntes Hauptwerk „Der Abentheuerliche Simplicissimus“ schrieb. Die größte Katastrophe in der Geschichte Oberkirchs ereignete sich zweifellos in den Kriegen, die der französische König Ludwig XIV. ausgelöst hatte. Zu Beginn des Pfälzischen Erbfolgekrieges drangen die Soldaten dieses Königs auch in die Ortenau ein, eroberten Oberkirch und legten am 10. September 1689 sämtliche Häuser dieser Stadt in Schutt und Asche. Die Wirren der Zeit sowie die vielfach aufgetretene Mißwirtschaft der Bischöfe von Straßburg führten überdies dazu, daß die Bürger Oberkirchs während der fünfhun-

dertjährigen Herrschaft des Bistums Straßburg über die Stadt öfters ein nichtbischöfliches Stadregiment auferlegt bekamen, und zwar auf der Grundlage des Pfandversatzes. So war Oberkirch über das ganze 15. Jahrhundert hinweg an verschiedene Herrschaften verpfändet. Von 1592 bis 1664 waren es die Herzöge von Württemberg, die als Pfandherren die Geschicke der Stadt lenkten. Unter ihrer Herrschaft waren die Bürger Oberkirchs jedoch weniger Objekt der Ausbeutung als vielmehr Untertanen, denen man Vorteile mannigfaltiger Art zuteil werden ließ. Herzog Friedrich I. von Württemberg und sein Sohn Johann Friedrich förderten besonders den Weinbau rund um die Stadt Oberkirch und unterstützten bzw. initiierten die Entwicklung der Papier- und Eisenindu-

strie unmittelbar vor den Toren der Stadt. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch, daß die protestantischen Herzöge von Württemberg die fast ausschließlich katholische Bevölkerung Oberkirchs nicht zur Annahme des evangelischen Bekenntnisses zwangen, sondern dem Kloster Allerheiligen, das die Pfarrer und die Lehrer in Oberkirch stellte, im Einvernehmen mit dem Bistum Straßburg gewöhnlich freie Hand bei der Betreuung der Gläubigen ließen.

Aus der Reihe der Pfandherren Oberkirchs ragt schließlich noch Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der berühmte „Türkenlouis“, heraus, der von 1689 bis 1697 Einfluß auf Verwaltung und Politik der Stadt nahm. Er gehörte zu den maßgeblichen Befürwortern bezüglich der Errichtung eines Kapuzinerklosters in Oberkirch, dessen Mönche von 1697 bis 1825 segensreich in dieser Stadt wirkten.

Die Vorgänge der französischen Revolution, die auch in Oberkirch Unruhen zur Folge hatte, und der Aufstieg Napoleons führten zum Ende der Herrschaftszeit der Bischöfe von Straßburg über Oberkirch im Jahre 1803. Neue Stadtherren wurden die Großherzöge von Baden, die die Entwicklung Oberkirchs bis 1918 prägten. Auch die Großherzöge gewährten Oberkirch eine Sonderstellung, und zwar dadurch, daß sie in dieser Stadt ein Bezirksamt errichteten, das für sämtliche Ortschaften des Renchtales zuständig war. In der großherzoglich-badischen Zeit nahm die Stadt einen großen Aufschwung. Eine rege Bautätigkeit setzte ein, um Wohnraum für die enorm anwachsende Bevölkerung zu schaffen (1918 wohnten mehr als 4000 Menschen in dieser Stadt); außerdem gewöhnlich stark entfalteten sich überdies Handel, Gewerbe und Industrie; aus einigen kleinen Handwerksbetrieben wurden Groß-

Oberkirch. Radierung von Weber del Nilson um 1823

Generallandesarchiv Karlsruhe



betriebe, die heute noch einen überregionalen Ruf genießen (u. a. Koehler, Linck, Ruch); die Landwirtschaft, der sich die Bevölkerung Oberkirchs immer sehr verpflichtet sah, spezialisierte sich allmählich auf Sonderkulturen (z. B. Weinbau); ferner erreichte der Fremdenverkehr seine erste Blütezeit, und auf politischem Gebiet verankerte sich auf breiter Basis demokratisches Denken.

Letzteres war entscheidend dafür, daß Oberkirch während der Badischen Revolution von 1848/49 unter der Führung der Rechtsanwälte Werner und Frech „zu den aufgewühltesten Orten des Großherzogtums Baden“ zählte. Mehr als 30 Bürger mußten sich nach dem Scheitern der Revolution vor Gericht verantworten und offiziell auf ihre Forderung nach der Schaffung einer deutschen Republik verzichten.

Das demokratische Bewußtsein lebte trotz dieser Enttäuschung weiter und zeigte sich nach der Reichsgründung im Jahre 1871 im Eintreten vieler für die Belange demokratischer Parteien. Die Mehrheit der Bürgerschaft sympathisierte zunächst mit der Nationalliberalen Partei, seit der Jahrhundertwende schließlich mit dem Zentrum, der Partei des politischen Katholizismus, die ihre starke Position bis zur Ausschaltung der Parteien im Dritten Reich behaupten konnte. Eine stetige Aufwärtsentwicklung verzeichnete auch die Sozialdemokratische Partei in Oberkirch, die vornehmlich in der Arbeiterschaft Oberkirchs Fuß fassen konnte. Beispielsweise erreichte sie bei den Wahlen des Jahres 1912 vierzehn Prozent der Stimmen und verbuchte dies als einen nennenswerten Erfolg.

Einen weiteren Bestandteil der politischen Gesinnung der Bürgerschaft Oberkirchs bildete nach 1871 die ausgeprägte Verehrung für „Kaiser und Reich“, die ihren Höhepunkt im Ersten Weltkrieg erreichte. Im Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu kämpfen, nahmen die Bürger Oberkirchs während dieses Krieges „an der Heimatfront“ große

Entbehrungen und schweres Leid auf sich. Letzteres wird besonders deutlich, wenn man erwähnt, daß in den vier Kriegsjahren mehr als 200 Angehörige der Pfarrei Oberkirch auf den Schlachtfeldern Europas fielen.

In den Revolutionstagen des November 1918 entstanden in Oberkirch sogenannte Arbeiter- und Soldatenräte, die zunächst für Ruhe und Ordnung sorgten und sich nachhaltig für die Bildung einer deutschen Republik einsetzten.

Haß und Enttäuschung empfanden die Bürger der Stadt nach Bekanntwerden der Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages, dessen Erfüllung das Nationalgefühl kränkte und von jedem Bewohner Oberkirchs große Opfer verlangte. Trotz dieses Sachverhaltes und trotz Inflation und Wirtschaftskrise erlahmte jedoch nicht das Bemühen, Aufbauarbeit zu leisten und anfallende Schwierigkeiten so gut wie möglich zu bewältigen. Zu den speziellen Problemen Oberkirchs in den Jahren der „Weimarer Republik“ gehörten die Wohnungsnot, die Arbeitslosigkeit, die Integrierung der zahlreichen Flüchtlinge aus Elsaß-Lothringen, die Finanzmisere der Gemeinde, die zeitweiligen Absatz- und Produktionschwierigkeiten der Gewerbebetriebe, die Geldentwertung des Jahres 1923, die Geldknappheit in den Kassen der einzelnen Familien und anderes mehr.

Die Sorgen, die das Leben den Bürgern Oberkirchs in den zwanziger Jahren aufbürdete, wurden vielfach deshalb erträglicher, weil man es immer wieder verstand, für Unterhaltung und Ablenkung zu sorgen. Ein reges und vielseitiges Vereinsleben, das Angebot von Filmen und Rundfunksendungen, Darbietungen verschiedener Theaterensembles, sportliche Betätigungen und vor allem die Pflege der traditionsreichen Oberkircher Fastnacht gaben dem Dasein eine angenehme Note.

Eine großartige Leistung vollbrachten die Bürger der Stadt im Jahre 1926, als sie trotz der beschwerlichen Zeitverhältnisse das

600jährige Jubiläum der Stadtrechtsverleihung an Oberkirch in großem Rahmen feierten.

Durch massive Propaganda in Veranstaltungen verschiedenster Art und in der Oberkircher Lokalpresse („Der Renchtäler“) gelang es der NSDAP seit den endenden zwanziger Jahren, in Oberkirch einige Anhänger zu gewinnen, die dann im August 1930 die Ortsgruppe Oberkirch der NSDAP gründeten. Ihnen gehörte nach der Machtübernahme Hitlers im Jahre 1933 die ganze Macht in der Gemeinde. Das politische und kulturelle Leben der Stadt wurde einförmig und spürbar ärmer. Der Bevölkerung blieb nichts anderes übrig, als sich dem Diktat der neuen Macht-

träger zu beugen, die es glänzend verstanden, Teile der Oberkircher Bevölkerung durch partielle Erfolge (u. a. mittels der Arbeitsbeschaffungsprogramme) für die Sache des Nationalsozialismus zu gewinnen.

Unter schwierigsten Bedingungen begann nach dem Zweiten Weltkrieg, der Oberkirch in noch größeres Leid als der Erste Weltkrieg geführt hatte, unter französischer Besatzung die Wiederaufbauarbeit in Oberkirch. Durch sie wurde das Bild der Stadt schließlich entscheidend in positivem Sinne verändert. Große Verdienste erwarben sich dabei der Oberkircher Gemeinderat und Bürgermeister Erwin Braun, der seit 1948 das Amt des Stadtoberhauptes innehat.

Blick in das Stadtzentrum von Oberkirch um 1930

Foto: J. Hättig, Immenstaad





*Schöne Fachwerkhäuser in Oberkirch (Gasthaus Obere Linde, nach der Brandkatastrophe von 1689 wieder-
aufgebaut 1692 bzw. 1702)*

Foto: Jakob Hättig, Immenstaad

Um die Leistungen zu verdeutlichen, die in der Nachkriegszeit in Oberkirch erbracht wurden, seien abschließend einige Maßnahmen genannt, welche die Bürgerschaft und der Gemeinderat zum Wohl der Stadtgemeinde trafen:

1951 Gründung der Renchtäler Winzergenossenschaft Oberkirch, 1953 Inbetrieb-

nahme des neuerbauten Krankenhauses, 1955 Neubau des Feuerwehrgerätehauses, 1957 Umbau des städtischen Schwimmbades an der Rench, 1960 Eröffnung des Sportstadions und Neubau des Progymnasiums, 1961 Erstellung einer Turnhalle, 1963 Gründung der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, 1967 Gründung der Realschule Oberkirch, 1968 Fertigstellung der Zentralkläranlage

und Gründung des Abwasserverbandes Oberkirch und Umgebung, 1968 Ausbau des Progymnasiums zum mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium mit vollausgebauter Oberstufe, 1970 Fertigstellung des Neubaus des Renchtäler Erzeuger-Obstgroßmarktes Oberkirch, 1971 Verschwisterung von Oberkirch mit der französischen Stadt Draveil, 1972 Einweihung einer neuen Aussegnungshalle, 1972 erhält Oberkirch das

Prädikat „Staatlich anerkannter Erholungs-ort“, 1973 Eröffnung der neuen Stadthalle, 1971 bis 1975 Eingliederung der Gemeinden Bottenau, Butschbach-Hesselbach, Haslach, Nußbach, Ödsbach, Ringelbach, Stadelhofen, Tiergarten und Zusenhofen, 1975/1978 Herausgabe eines zweibändigen Geschichtswerkes „Geschichte der Stadt Oberkirch“, 1976 Fertigstellung des Gymnasiums im Oberdorf.

D'r Schwarzwald

*D'r Schwarzwald derf e Kratt'l¹ ha,
E Stolz uf sini floddi Sache.
Lueg numme sine Danne a!
Do mueß d'r 's Herz im Lib jo lache!*

*Un Wild het's drinne, Dunnderblitz;
Do kinne d'Jäger au no jage!
Un's Wasser? — Kriasewasser² git's!
O — üwer's Wasser isch nit z'klage!*

*Un d'Maidli? — Dia sin liab un frumm;
Dia wachse nit sich us zue Drache.
Un d'herrligscht Luft het's. Weisch wurum?
Wil d'Bure d'Fenschder nit ufmake!*

August Ganther

¹Stolz ²Kirschwasser

D'Haimet

Fufzeh Johr ball sin v'rgange,
Sider d' Gret vu Langebrand
Hochzig g'macht het in d'r Fremdi
Wit vum Wald weg, druß im Land.

Sölle guet jo het si's troffe.
So ne braver, nedder Ma!
Awer enneweg halt het si
Grusig allwil's Haimweh gha.

O des Land, des flach, des ewe,
Wenn's au Frucht trait, Obst un Wi,
G'falle het 's re doch nit kinne;
's isch halt doch nit d' Haimet gsi.

O wia männigmal am Owed
Isch sie num uf d' Bruck, uf d' alt,
Wo m'r guet uf d' Berg ka sehne
Un het usg'luegt noch em Wald.

„O ihr liawi Berg un Halde“,
Het si allimol nor g'sait,
„Wenn i numme dert kinnt wubne!
O wär des e Glück, e Fraid!“

Jetzt kinnt' s Wünsche Wobret werre.
Offe stibn jetzt Düer und Dor.
G'storwe sin d'r Ma un d'Kinder,
Alli viari in aim Johr.

Awer wer nit denkt an 's Wandre,
Wer im Ort bleibt, des isch d'Gret.
D' Haimet, d' liablig, isch v'rgesse.
Ziahge? Wandre? O, kai Red!

An d' viar Gräwer denkt si numme.
Jede-n Owed goht si nus.
Sorglig duet si alli pflege;
Jedes het si Kranz un Struß.

Un wenn d' Noebb'rsfraue froge,
Ob si wiider haim dät goh,
Schütt'lt si d'r Kopf als trurig
Un sait: „Nai, i bliib jetz do.“

Herrlig isch 's bim Latschigfelse.
Herrlig bi de Riisebaim;
Doch wo mini Kinder schlofe
Un mi Ma, — bin i dehaim.“

August Ganther

Die Vorstände des badischen Bezirksamts Oberkirch bis zum Ende des Ersten Weltkriegs

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Die Stadt Oberkirch hat den Vorzug, daß ihre Geschichte in jüngerer Zeit in zwei ausgezeichneten Bänden eingehend dargestellt wurde. Der Autor des reich bebilderten Werkes, Hans Martin Pillin, hat den ersten 1975 erschienenen Band der geschichtlichen Vergangenheit bis zum Übergang Oberkirchs an Baden im Jahre 1803 und den zweiten 1978 veröffentlichten Band der großherzoglichen Zeit bis zum Jahre 1918 gewidmet.¹⁾ Eine Fortsetzung der Stadtgeschichte bis zur Gegenwart hat Pillin in den nächsten Jahren vorgesehen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes sah es nun als seine Aufgabe an, die Vorstände des badischen Amtes Oberkirch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, die im zweiten Band der genannten Stadtgeschichte nicht ausführlicher behandelt werden konnten, aufgrund der vorhandenen Unterlagen im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Da die zur Verfügung stehenden Akten von sehr unterschiedlichem Umfang waren, ergab sich daraus eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Angaben zu den einzelnen Amtsvorständen. Zur Ergänzung mußten in verschiedenen Fällen auch die erschienenen Hof- und Staatshandbücher zur Rate gezogen werden.

Als das Gesetz über die Neueinteilung der inneren Verwaltung Badens vom 30. Juni 1936 bestimmte, daß mit Wirkung vom 1. Oktober 1936 die Ämter Adelsheim, Bretten,

Engen, Ettlingen, Meßkirch, Pfullendorf, Schopfheim, Staufen, Waldkirch, Weinheim, Wertheim und Wiesloch aufzuheben seien, blieb auch Oberkirch nicht von diesem Schicksal verschont.²⁾ Städte, die zum Teil Jahrhunderte lang Amtssitz gewesen waren, verloren mit der erwähnten Verordnung diese Eigenschaft.

Blicken wir auf den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück, so können wir feststellen, daß schon der Frieden von Lunéville 1801 den geistlichen Herrschaften angedeutet hatte, was der Reichsdeputationshauptschluß 1803 zur Tatsache werden ließ; die Stunde der Ablösung ihrer staatspolitischen Selbständigkeit hatte geschlagen. Die bis dahin zum straßburgischen Territorium gehörende Herrschaft Oberkirch, bestehend aus den 6 Gerichten Oberkirch, Oppenau, Renchen, Kappel, Sasbach und Ulm, fiel an Baden, dessen Landesherr Karl Friedrich sich 1803 mit dem Titel eines Kurfürsten und 1806 mit dem eines Großherzogs schmücken durfte.

Als die frühere Herrschaft und das spätere Oberamt Oberkirch an Baden kam, zerfiel das Land Baden in drei Provinzen: die Markgrafschaft, die Pfalzgrafschaft und das Obere Fürstentum am Bodensee. Oberkirch gehörte zur Markgrafschaft, die man 1807 auch Provinz des Mittelrheins nannte. Da mit der neuen Organisation vom 26. November 1809 das Land in 10 Kreise eingeteilt wurde, gehörte Oberkirch zum Kinzigkreis



Schauenburg. Lith. von Engelmann/van der Ring

Foto: Stadtarchiv Oberkirch

mit dem Sitz in Offenburg. Dies änderte sich 1832, als man 4 badische Kreisregierungen bildete und dabei Oberkirch dem Mittelrheinkreis mit dem Sitz in Rastatt zuschlug. Da aber Rastatt im Jahre 1847 den Charakter einer Bundesfestung erhielt, wurde die Regierung des Mittelrheinkreises nach Karlsruhe verlegt.³⁾

Der erste badische Amtsvorstand Franz von Lasollaye 1803—1812

Nachdem zuvor vorwiegend adlige Landvögte die Herrschaft bzw. das Oberamt Oberkirch verwalteten, hatte die Straßburger Regierung 1797 bis 1801 den Amtsschreiber und späteren Hofrat Joseph Thaddäus Minderer vertretungsweise mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Amtsvorstandes

betraut. Minderer, geboren um 1754, war deshalb sehr enttäuscht, daß er im September 1801 seinen Posten dem Landvogt Franz von Lasollaye einräumen mußte.⁴⁾

Als nun von Lasollaye merkte, daß sein Amt die Landesherrschaft wechseln würde, beilte er sich, am 31. August 1802 der badischen Regierung eine ausführliche Beschreibung seines Wirkungsbereiches zugehen zu lassen.⁵⁾ Der am 25. September 1744 geborene Franz von Lasollaye hatte gegenüber Minderer den Vorteil, daß er einem savoyischen Geschlecht entstammte, das schon lange im Gebiet der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Baden wohnhaft und tätig war.⁶⁾

Allerdings bekam von Lasollaye, der seinen Amtssitz in Oberkirch selbst hatte, zunächst nicht die Verwaltung der gesamten früheren Herrschaft Oberkirch anvertraut. Dem in

Renchen amtierenden Minderer wurden 1803 die Gerichte Renchen, Kappel und Ulm zugeteilt.⁷⁾ Doch im Jahre 1806 siedelte Minderer nach Achern über, betreute dort die Geschäfte eines Amtmannes und wurde 1813 zum Oberamtmann befördert. Die badische Regierung versetzte ihn am 3. März 1819 in den Ruhestand. In Achern starb dann Minderer am 8. September 1833.⁸⁾

Landvogt von Lasollaye war ein Mann, der ständig in Geldnöten steckte. So bat er bereits am 2. Mai 1806 seine Vorgesetzten, die abgetrennten Gerichte Ulm und Renchen wieder mit dem Oberamt Oberkirch zu vereinen und ihm dabei die Bezüge zu erhöhen.⁹⁾ Da er mit einer finanziellen Aufbesserung keinen Erfolg hatte, stellte er am 1. August 1807 den Antrag, ihn nach Rastatt, Freiburg oder Offenburg zu versetzen, weil er wegen 6 „unerzogenen“ (d.h. minderjährigen) Kindern einer besseren Besoldung bedürfe. Als er auch damit nicht durchdrang, unternahm er im Winter 1807 eine Bittfahrt zu den vorgesetzten Behörden nach Karlsruhe, die aber später von Innenministerium

als „rechtswidrig“ bezeichnet wurde. Auch mit der Art seiner Berichterstattung war die Regierung nicht einverstanden, so machte man ihm am 17. Januar 1809 den Vorwurf, daß sie „in stylo obliquo“ (d.h. zweideutig) statt „in stylo recto“ (d.h. klar und eindeutig) verfaßt sei.¹⁰⁾

Die eigentlichen Schwierigkeiten begannen für von Lasollaye aber erst, als im Jahre 1810 sich das Gericht Oppenau beschwerte, daß er Gemeindegelder habe in die eigene Tasche fließen lassen und für die Kosten zur Waldabteilung gegenüber Württemberg und Fürstenberg zu viel berechnet hätte.¹¹⁾ Der Kreisdirektor in Offenburg Philipp Heinrich Holzmann wurde mit der Untersuchung des Falles beauftragt, übergab aber dann zuständigkeithalber die Angelegenheit dem Hofgericht in Rastatt.

Dieses bestimmte am 12. März 1811, von Lasollaye sei einstweilen vom Dienst zu suspendieren, doch solle der Amtmann von Appenweier so lange mit der Verkündigung zuwarten, bis das Innenministerium wegen der vorübergehenden Versehung der Amtsgeschäfte

Oberkirch und Schauenburg, nach der Natur gezeichnet von R. Blum, 1834

Foto: Stadtarchiv Oberkirch



in Oberkirch verfügt habe. Man verschob deshalb die Bekanntmachung um einige Tage und betraute zunächst den Rastatter Hofgerichtsrat Frech mit der Amtsvertretung.

Franz von Lasollaye richtete darum am 19. März 1811 an Großherzog Karl Friedrich, der aber ein Vierteljahr später starb, ein persönliches Schreiben, in dem er den Landesfürsten um eine Aufhebung der Verfügung bat. Dabei brachte er zum Ausdruck, daß man ihn nicht als „verzweiflungsvollen Vater mit 5 untröstlichen Waisen — ein Kind war anscheinend inzwischen gestorben — dem Schand- und Hungertod“ preisgeben solle.

Aus diesem Grunde wurde nun der Oberamtmann Joseph Bordollo von Gengenbach am 22. April 1811 mit einer neuen Untersuchung beauftragt. Bordollo begab sich nach Oberkirch und berichtete von dort am 6. Mai 1811, daß wahrscheinlich von Lasollaye zwischen den Jahren 1804 bis 1808 viele Sporteln unterschlagen habe. Zum Abschluß seiner Kontrolle bat Bordollo am 21. Juni 1811, ihn gegen Erhöhung seiner Bezüge das Amt Oberkirch mitversehen zu lassen, da hier $\frac{2}{3}$ weniger Arbeiten als in Gengenbach anfallen würden. Doch dieses Gesuch lehnte die badische Regierung am 4. Juli 1811 ab. Als Ergebnis der neuen Untersuchungen trat das Hofgericht Rastatt am 26. Juli 1811 wiederum für die Dienstentlassung des Oberkircher Amtsvorstandes ein.

Damit war aber die Angelegenheit noch nicht erledigt. So drängte am 2. April 1812 das Innenministerium auf eine baldige Beendigung des seit 10 Monaten dauernden Falles, zumal wegen der provisorischen Dienstversehung des Amtes Oberkirch bedeutende Unkosten entstanden seien. Nach mancherlei Schriftwechsel wurde schließlich am 29. Juli 1812 die endgültige Entlassung von Franz von Lasollaye verfügt.

Durch Erlaß der Regierung vom 16. Januar 1813 legte man fest, daß der Entlassene, um

ihm und seiner Familie eine Unterhaltsmöglichkeit zu geben, eine Gnadenpension von jährlich 700 Gulden erhalten solle. Von diesem Betrag wurden 200 Gulden für den unversorgten Sohn und je 100 Gulden für zwei minderjährige Töchter — mit Wirkung vom 8. September 1812 an — berechnet. Da die zugestandene Pension für die Versorgung der Familie nicht ganz ausreichte, erhöhte man bereits am 31. Januar 1813 die Summe um 300 Gulden.

Mit dieser Regelung war aber von Lasollaye nicht einverstanden. Um bei den Regierungsstellen vorzusprechen, fuhr er im Januar 1813 nach Karlsruhe, logierte sich im „Goldenen Kreuz“ ein und entwarf während der Wartezeit zum Beweis seiner staatspolitischen Befähigung einen 23 Paragraphen umfassenden Vorschlag zur Errichtung einer Geheimen Staatspolizei, den er am 10. Februar 1813 seinen Vorgesetzten einreichte. Doch auch diese Bemühungen erwiesen sich als vergeblich.¹²⁾

Von Wien aus, wo er während des Kongresses weilte, stellte von Lasollaye am 17. Januar 1815 nochmals einen Antrag bei der badischen Regierung um Wiedereinstellung in den Staatsdienst. Sein Gesuch blieb allerdings ohne Erfolg, ebenso wie ein Schreiben, das er zum gleichen Zwecke am 3. Oktober 1819 von Freiburg aus an den Großherzog Ludwig richtete. Zwar billigte man seinem studierenden 20jährigen Sohn Ludwig im November 1819 einen Unterhaltsbetrag von 200 Gulden zu, doch als dieser 1821 — vermutlich an Epilepsie — erkrankte, entfiel auch dieses Stipendium. Da nach Auskunft des Kreisdirectors Kirn aus Offenburg am 26. Juni 1822 der Oberkircher Hospitalfonds eine Unterstützung ablehnte, weil der junge von Lasollaye nicht am Ort geboren sei, mußte das Innenministerium am 26. Juli 1822 dem Kranken eine Beihilfe von 50 Gulden genehmigen. In Freiburg, wo er seßhaft geworden war, segnete Landvogt Franz von Lasollaye am 13. 4. 1834 das Zeitliche.¹³⁾

Xaver Joseph Ackermann 1813—1815

Nach dem endgültigen Ausscheiden von Lassalles vom Oberamt Oberkirch entschloß sich die badische Regierung als Nachfolger einen Mann „gelehrten Standes“ dorthin zu versetzen. Xaver Joseph Aloys Ackermann, auf den die Wahl fiel, wurde am 11. Juli 1778 in Freiburg als Sohn des Einheimischen Andreas Ackermann und dessen Ehefrau Theresia geb. Hegner geboren.¹⁴⁾ Der junge Mann widmete sich seit 1794 an der Universität seiner Heimatstadt philosophischen und juristischen Studien. Seine Promotion am 21. September 1797 bewirkte, daß ihn die Universität seit 4. Oktober 1797 als Repetitor beschäftigte. Kurz nach der Jahrhundertwende — während der sogenannten modernen Zeit des Breisgaus — übernahm Ackermann die Arbeit des nach Günzburg versetzten Landrechtenrats Freiherr von Wittenbach.¹⁵⁾

1806 zunächst als Regierungskonzipist tätig, entschloß er sich am 20. April 1807 zur Vermählung. Am 11. September 1807 versetzte die badische Regierung Ackermann als Amtmann und ersten Beamten an das Obervogteiamt nach Schönau. Hier gefiel es ihm nicht besonders, jedenfalls bat er mehrfach aus gesundheitlichen Gründen um seine Versetzung, so zuletzt am 28. Dezember 1812 in einem Schreiben an die Großherzogin Stephanie.

Immerhin erreichte er damit, daß man ihn am 29. März 1813 als Leiter an das Oberamt Oberkirch berief. Da er aber selbst um eine Versetzung nachgesucht hatte, erhielt Ackermann trotz wiederholter Eingaben keine Umzugskosten ersetzt. Es half ihm dabei auch nichts, daß er später angab, er habe beim Umzug mit Verlust seine Möbel verkaufen und in Oberkirch für 584 Gulden neue Möbel anschaffen müssen. Mehrere Gesuche bedurfte es auch, ehe man Ackermann am 21. September 1814 zum Oberamt beförderte, ohne allerdings seine Bezüge zu erhöhen.

Seine Tätigkeit in Oberkirch war aber nicht von langer Dauer. Am 27. Juli 1815 wurde er als Nachfolger des obengenannten Oberamtmannes Bordollo, der als Stadtdirektor nach Freiburg wechselte, zunächst nach Gengenbach versetzt. Die Verhältnisse, die er in Gengenbach antraf, waren aber unquemer als diejenigen in Oberkirch. Deshalb beschwerte sich Ackermann in einem Schreiben vom 2. September 1815 bei seinen Vorgesetzten. In Oberkirch sei er alleiniger Hausbewohner gewesen, habe 12 Zimmer nebst einer schönen Küche und eine der besten Aussichten im Amtsstädtchen besessen. Er habe über den ganzen unteren Stock mit einer vortrefflichen Waschküche, einem äußerst geräumigen Hof, zwei Kellern, einem herrlichen Garten — der zwei Seiten des Hauses umgebe — und 3 schönen, äußerst bequemen heizbaren Kanzleizimmern verfügt. In Gengenbach dagegen müsse er die Kanzleizimmer mit 2 anderen Beamten teilen, die Wohnzimmer seien in 3 Stockwerke zerstreut, er besitze dort kein Waschhaus und der Garten umfasse nur ein Drittel des Oberkircher Gartens. Auch finanziell stelle er sich schlechter. In Oberkirch habe er gegen eine mäßige Pacht 3 Jauchert der besten Matten des Stadtbannes als Beinutzung im Besitz gehabt.

Anscheinend bewirkten diese Vorstellungen, daß man ihn am 15. Oktober 1815 als Nachfolger des dortigen Obervogts Odenwald nach Ettlingen versetzte. Aber auch in Ettlingen blieb er nur kurze Zeit, da die Regierung ihn 1817 zuerst als Regierungsrat und dann als Ministerialrat an das Innenministerium beorderte. Sieben Jahre später, im Jahr 1824, finden wir Ackermann als Direktor der Staatsanstalten-Kommission und des landwirtschaftlichen Vereins tätig. 1827 erhielt er die Würde eines Geheimen Referendärs.

Völlig anders geartet war aber seine Wirksamkeit, als man ihn am 22. Dezember 1828 auf 3 Jahre bei vollem Gehalt beurlaubte, um eine wissenschaftliche Reise nach Brasilien

zu unternehmen. Hier sammelte er vorwiegend entsprechende Gegenstände für das großherzogliche Naturalienkabinet. Unterm 5. April 1832 wurde jedoch die Regelung getroffen, seine Besoldung auf den Pensionsfonds zu übernehmen und ihn ab 1. Mai 1832 in den Ruhestand zu versetzen, ohne ihn aber seiner Verpflichtungen zu entbinden. Die Wahrnehmung der badischen konsularischen Geschäfte in Brasilien war eine weitere Aufgabe, mit der ihn die Regierung am 12. August 1833 betraute. In Rio de Janeiro starb Ackermann am 11. März 1837.

Joseph Wetzel 1815—1819

Über Joseph Wetzel, den Amtsnachfolger Ackermanns in Oberkirch, geben uns die Akten im Badischen Generallandesarchiv nur wenig Auskunft. Nachdem Wetzel ursprünglich in St. Blasien als Amtsrevisor gearbeitet hatte, setzte ihn die badische Regierung dort im Jahre 1810 offiziell als Amtmann ein. Zugleich mit der Versetzung von Ackermann beorderte man Joseph Wetzel am 27. Juli 1815 nach Oberkirch.¹⁶⁾

Seine Tätigkeit in Oberkirch scheint ursprünglich mehr als eine Art Zwischenlösung gedacht gewesen zu sein, dehnte sich dann aber doch bis zum Februar 1819 aus. Debatten über die Renchbäder und Gesuche um Genehmigung von Viehmärkten sind einige der seltenen Unterlagen, die von seiner Oberkircher Amtszeit erhalten sind.

Von Oberkirch berief ihn die Regierung als Oberamtmann an das Stadtamt Freiburg und 1820 an das Landamt der Breisgauemetropole. In Freiburg verbrachte er auch den Rest seines Lebens. 1824 führte er dort den Titel eines Obervogts, wurde 1843 zum Geheimen Rat ernannt und anschließend im gleichen Jahr in den Ruhestand versetzt. In einer politisch bewegten Zeit wurde er am 11. Juni 1849 in der Dreisamstadt vom Tode ereilt.

Johann Nepomuk Fauler 1819—1841

Aufschlußreicher sind wieder die Unterlagen, die wir über den Amtsvorstand Johann Nepomuk Fauler, den späteren Oberkircher Ehrenbürger, besitzen. Das Licht der Welt erblickte Fauler am 22. Mai 1777 in dem im westlichen Teil der Schwäbischen Alb liegenden Gammertingen (Hohenzollern).¹⁷⁾ Dem bildungsbeflissenen jungen Mann, der seit 1799 als Regierungskanzlist in dem damals zum Hochstift Konstanz gehörenden Meersburg tätig war, nahm eine eigens zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission eine juristische Prüfung ab, die ihm die Berechtigung verschaffte zu „advozieren“, d. h. in Advokatengeschäften tätig zu sein. Von der badischen Regierung wurde er dann am 3. August 1803 als Kanzlist beim Hofrats- und Hofgerichtskollegium der damals „Oberes Fürstentum am Bodensee“ genannten Provinz, die ebenfalls ihren Amtssitz in Meersburg hatte, eingesetzt.¹⁸⁾

Eine weitere Stufe der damaligen Beamtenhierarchie erklomm er, als er am 11. September 1808 zum Amtmann beim Amt Bohlingen ernannt wurde. Danach am 1. August 1811 ursprünglich nach Blumenfeld abgestellt, tauschte er mit einem Kollegen und kam so am 26. September 1811 als Stellvertreter des dortigen Amtmannes nach Stockach.

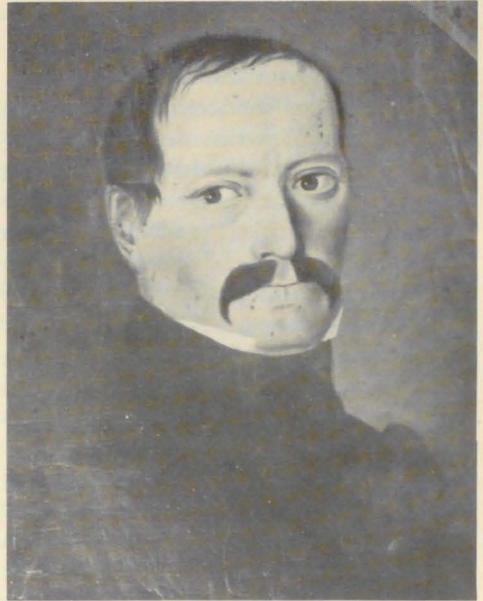
Inzwischen hatte sich die badische Regierung wegen der Wiederbesetzung des Amtes Oberkirch zu einem Entschluß durchgerungen und berief am 9. Februar 1819 Fauler als Vorstand dorthin. Dieser sah jetzt die Voraussetzung zu einer Heirat gegeben und bat deshalb am 23. März 1819 das Innenministerium um die Erlaubnis, die in Überlingen wohnhafte Franziska von Springer ehelichen zu dürfen. Seine Braut war eine Tochter des zwei Jahre zuvor gestorbenen königlich bayerischen Landrichters und Hofrats in Kempten von Springer. Da die beiderseitigen Mütter ihr Einverständnis gegeben hatten, sah das Innenministerium 3 Tage später

keine Veranlassung, die Genehmigung zu verweigern. Sein Anfangsgehalt setzte man im April 1819 auf jährlich 1400 Gulden fest. Die Bitte um Ersatz der Umzugskosten von Stockach nach Oberkirch begründete Fauler damit, daß seine Familie neben der 70jährigen Mutter, der Schwiegermutter, der Frau und einer Magd noch aus einer 10jährigen Nichte bestehe, die er in Verpflegung genommen habe.

Die erstrebte Beförderung zum Oberamtman ließ allerdings vorerst noch auf sich warten. Aus diesem Grunde verfaßte er im September 1823 eine 26seitige Abhandlung betitelt „Biographische Fragmente“, in denen er seine 24jährige Dienstzeit zur Darstellung brachte. Dies brachte ihm zwar am 26. Februar 1824 eine Gehaltszulage von 200 Gulden ein, mit der Titelvergabe hielt sich aber die Regierung vorerst noch zurück. Man machte ihm nämlich in einer Totschlagsgeschichte den Vorwurf der Dienstnachlässigkeit und verurteilte ihn am 7. April 1824 zu einer Strafe von 15 Gulden und den Amtsphysikus Bauhöfer zu 25 Gulden. Fauler störte sich aber weniger an diesem Vorkommnis und bezeichnete sich schon als Oberamtman, obwohl er diesen Titel erst am 11. Januar 1828 erhielt.

Fauler war übrigens kein großer Freund vom fastnächtlichen Treiben im Bereiche seines Amtes. So schrieb er in einem Bericht Anfang der zwanziger Jahre sehr verdrießlich an seine Dienstvorgesetzten: „In der letzten Fashingszeit war nicht ein Ort und ein Wirtshaus im ganzen Amtsbezirk, wo nicht eine Schlägerei oder sonst merkbarer Unfug vorgefallen wäre.“

Großen Verdruß bereitete Fauler und seinem seinerzeitigen Stellvertreter Amtmann Georg Albert Oehl in den Jahren 1831—1834, der in Oberkirch wohnhafte, vorzeitig pensionierte ehemalige Freiburger Universitätsamtman Joseph Wagner.¹⁹⁾ Wagner, ein gebürtiger Freiburger, war 1819—1821 als Amtsassessor in Oberkirch tätig, kam danach nach Stock-



Johann Nepomuk Fauler, Oberamtman in Oberkirch, 1819—1841
Foto: Stadarchiv Oberkirch

ach und 1824 als Universitätsamtman nach Freiburg. Dort wurde er 1824 wegen eines Gehörleidens vorzeitig pensioniert, zog nach Oberkirch und starb hier am 21. März 1839. Unwillig über seine Pensionierung und unzufrieden mit den Zeitläufen, suchte Wagner die Vertreter des Amtes Oberkirch, Fauler und Oehl, bei ihren Vorgesetzten anzuklagen. Er behauptete, daß beide nicht mehr das Vertrauen der Bewohner des Amtsbezirks besäßen. Fauler ließ diese Anschuldigung nicht auf sich sitzen. In einem Art Rundschreiben vom 16. Juli 1831 forderte er sämtliche Bürgermeister und einen Teil der Pfarrer zu einer entsprechenden Stellungnahme auf, die dann zu seinen Gunsten ausfiel. Aufgrund dieses Umfrageergebnisses sahen 1834 weder die Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt noch das Innenministerium in Karlsruhe Veranlassung zu einer näheren Untersuchung der ganzen Beschuldigung

durch Wagner. Amtmann Oehl wurde übrigens noch im gleichen Jahr 1834 als Amts-vorstand nach Gernsbach versetzt.

Regierungskommissär Schmidt, der am 12. Juli 1839 eine Visitation des Amtes Oberkirch vornahm, bescheinigte zwar Fauler, daß er in Oberkirch wegen „seiner unbegrenzten Gutmütigkeit und lobenswerten Ehrlichkeit“ sehr beliebt sei. Trotzdem glaubte er, die Dienstgepflogenheiten Faulers kritisieren zu müssen, schätzte sein Lebensalter um 10 Jahre zu hoch und trat für eine Pensionierung des Oberamtmannes ein. Nach gewissem Zögern versetzte die Regierung am 7. April 1841 Fauler in den Ruhestand. Aus einem Schreiben Faulers vom 1. Juni 1841 an den Staatsrat und Ministerialpräsidenten Franz Freiherr Rüdiger von Colenberg-Eberstadt geht hervor, daß er am 31. Mai (nicht am 31. März) 1841 zum Ehrenbürger der Stadt Oberkirch ernannt wurde. Johann Nepomuk Fauler, der kinderlos blieb, zog nach Freiburg und starb dort am 19. Mai 1843.

Die Amtsverwesung übernahm zunächst der aus Urloffen stammende seit 1840 in Oberkirch tätige Amtmann Fidel Stiegler, bis dieser noch im Jahre 1841 nach Breisach versetzt wurde. Nach diesem amtierte stellvertretend der in Kuppenheim gebürtige Assessor Anton Jüngling, der 1838 nach Oberkirch gekommen war und den man dann als zweiten Beamten am 27. November 1841 zum Amtmann beförderte.

Leopold Haefelin 1841—1847

Um der provisorischen Betreuung des Amtes ein Ende zu machen, entschloß sich die Regierung schließlich 1841, den Oberamtmann von Schwetzingen Leopold Haefelin mit der Oberkircher Vorstandsstelle zu betrauen. Leopold Haefelin wurde als Sohn des Spitalverwalters Franz Karl Nepomuk Haefelin am 28. Oktober 1792 in Waldkirch (Breisgau) geboren. Wie die Kirchenbücher der

katholischen Pfarrgemeinde Waldkirch nachweisen, waren seine Eltern gewillt, einem Sohn den Vornamen Leopold zu geben. Da nun ein Bruder desselben, geboren am 18. November 1790, der auf diesen Vornamen getauft wurde, bereits am 8. Juli 1792 starb, entschieden sich die Eltern bei dem Nachgeborenen für die gleiche Namensgebung.²⁰⁾

Die erste planmäßige Anstellung hatte der junge Jurist 1827 als Universitätsamtman in Heidelberg erhalten, wirkte aber noch im gleichen Jahr als Amtmann in Boxberg und kam 1833 in gleicher Eigenschaft nach Schwetzingen, wo er 1835 zum Oberamtmann ernannt wurde.

In Oberkirch beschäftigten Haefelin vorwiegend die Grenzstreitigkeiten, die gerade in seiner Amtszeit zwischen der Stadt Oberkirch und der später, 1872 einverleibten Gemeinde Fernach ausgetragen wurden.²¹⁾ Einem späteren Bericht des Direktors Rettig der Mittelrheinkreisregierung, die 1847 von Rastatt nach Karlsruhe verlegt wurde, entnehmen wir unterm 23. Oktober 1849, daß Oberamtmann Haefelin zwischen 1842 bis 1845 insgesamt 21 Rügegerichte abgehalten habe. Die zunehmende Unzufriedenheit der Bevölkerung in vielen Dingen, veranlaßten deshalb Haefelin, seine späteren Berichte erst nach seiner Versetzung nach Ettenheim zu erstatten.

Am 5. März 1847 wurde Leopold Haefelin nach dem Amt Ettenheim versetzt. Die badische Regierung schien ihm sowohl wegen seiner saumseligen Berichterstattung als auch wegen seiner Haltung während der Aufstandsbewegungen der Jahre 1848 und 1849 nicht gerade gewogen zu sein. Jedenfalls wurde er am 14. September 1849 „bis zu anderweitiger Ordnung der Dienstverhältnisse“ in den Ruhestand versetzt. Haefelin zog nach Bühl, wo er dann am 1. September 1872 das Irdische segnete.

Demeter Meßmer 1847—1849

Nachfolger Haefelins als Amtsvorstand in Oberkirch wurde der Konstanzer Oberamtmannt Demeter Meßmer. Am 25. November 1795 in Löffingen zur Welt gekommen, war er nach dem Jurastudium und den üblichen wechselnden Wirkungsorten eines Praktikanten 1831 als Amtsassessor in Stockach und 1838 als Amtmann in Meßkirch tätig. Beim letztgenannten Amt wurde er 1842 zum Oberamtmannt befördert und 1844 nach Konstanz versetzt.

Unterm 10. März 1847 erhielt er von der Regierung die Weisung, sich wegen seines Aufzugs in Oberkirch mit dem dortigen Oberamtmannt Haefelin ins Benehmen zu setzen.²²⁾ Für seinen Umzug von Konstanz nach Oberkirch berechnete er 470 Gulden 15 Kreuzer an Kosten und nahm am 8. Mai 1847 an seinem neuen Wirkungsort seinen Dienst auf.

Kaum in Oberkirch angekommen, beschwerte sich Meßmer bitterlich über die „große Belästigung durch die Bauveränderung, welche im Amthause zum Zwecke der Unterbringung eines weiteren Beamten“ vorgenommen werde. Seine Klagen unterstützte der Direktor des Mittelrheinkreises Rettig, indem er am 29. September 1847 dem Ministerium berichtete: „Der Bittsteller ist ohne sein Ansuchen aus einer größeren Stadt auf das Land und auf ein verwahtloses Amt versetzt worden, erhielt bei diesem Anlaß keine Zulage und sieht sich aus der überreichen Dienstwohnung seines Vorgängers auf ein zwar hinlängliches, aber im Vergleich mit jener bescheidenen Lokal beschränkt.“ Die Folge davon war, daß man Meßmer zunächst 4 Wochen Urlaub genehmigte und den 180 Gulden betragenden Mietzins für seine Dienstwohnung um 45 Gulden ermäßigte, d. h. ihm ein Vierteljahr nicht berechnete.

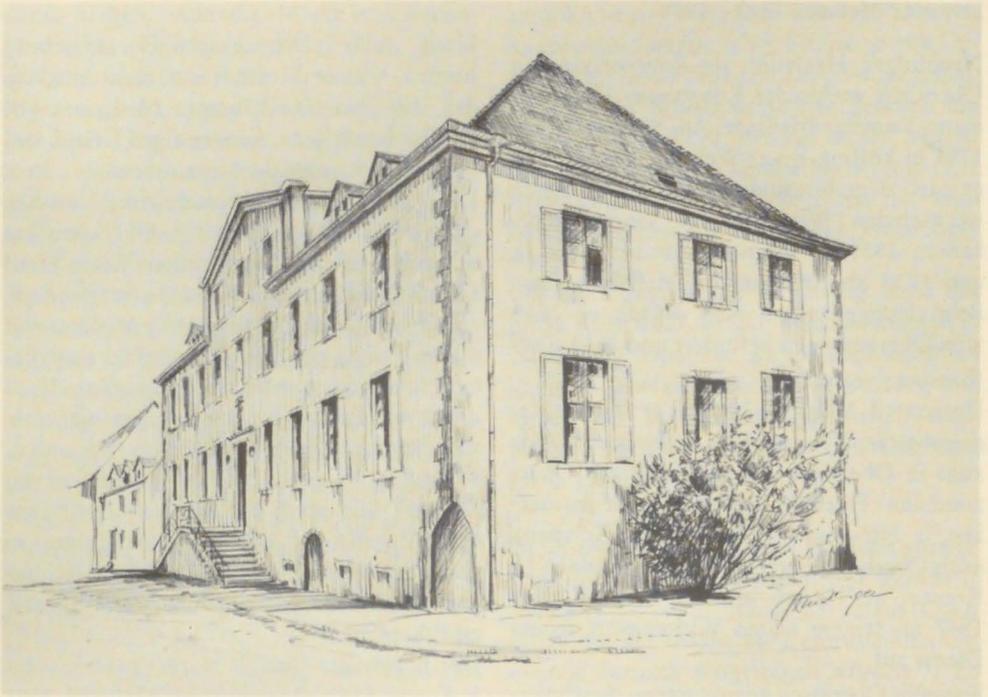
Zwar war als Stellvertreter am 5. Februar 1848 Amtmann von Litschgi von Radolfzell nach Oberkirch versetzt worden. Da dieser

jedoch erst am 14. Oktober 1848 in Oberkirch seine Dienstgeschäfte aufnehmen konnte, war es Meßmer erst dann möglich, den ihm vom Heidelberger Mediziner Dr. Chelius bestätigten, notwendigen Urlaub wegen eines Augenleidens anzutreten.

Die Auswirkung der revolutionären Unruhen der Jahre 1848 und 1849 in Oberkirch hat uns der Verfasser der Stadtgeschichte Hans Martin Pillin in einem Aufsatz zutreffend geschildert.²³⁾ Daß Oberamtmannt Meßmer von diesen Vorgängen auch unmittelbar stark betroffen wurde, verstand sich von selbst. Als er daher unterm 28. Juli 1849 wegen einer beabsichtigten Mineralwasserkur in Rippoldsau 4 Wochen Urlaub beantragte, schrieb er am Schlusse: „Es ist für die Dauer dieses Urlaubs eine Aushilfe durchaus notwendig, um so mehr, als jetzt viele politische Untersuchungen wegen Beteiligung am neuesten Aufstand zu führen sind.“

Der beantragte Urlaub wurde zunächst am 5. August 1849 abgelehnt, auf Meßmers Einspruch vom 16. August 1849 aber 6 Tage später doch genehmigt. Während dieses Urlaubs entschloß sich die Regierung am 15. September 1849 Meßmer an das Amt Eppingen zu versetzen. Obwohl nun unter dem gleichen Datum mehrere Oberkircher Bürger sich in einem Schreiben an die vorgesetzten Behörden über die schwankende Haltung Meßmers während der Revolution beschwerten, war die Regierung nicht gewillt, deshalb die ausgesprochene Versetzung rückgängig zu machen.²⁴⁾ Sein Umzug nach Eppingen, für den er 308 Gulden 15 Kreuzer Kostensatz erhielt, fand am 17. Oktober 1849 statt. Da in Eppingen die Dienstwohnung nicht gleich zur Verfügung stand, mußte Meßmer bis zum 6. Dezember 1849 in einem Gasthof logieren.

Die Untersuchungen wegen des Verhaltens von Meßmer während der Revolutionszeit führten der Stellvertreter und außerordentliche Landeskommissär des Mittelrheinkreises und Karlsruher Oberamtmannt Bausch sowie



Das Amtshaus (ehemalige Münze), Dienstgebäude der badischen Amtsvorstände

Foto: Stadtarchiv Oberkirch

der Oberkircher Amtsnachfolger Franz Joseph Pfister durch. Aufgrund der Berichte derselben, die gegen Jahresende 1849 erstellt wurden, gaben der Regierung jedoch keine Veranlassung, gegen Meßmer einzuschreiten. Letzten Endes wurde die ganze Angelegenheit niedergeschlagen.

Vorwiegend gesundheitliche Gründe waren es, die Demeter Meßmer am 5. Juli 1859 bewogen, um seine Pensionierung einzureichen. Diesem Wunsche wurde dann schon am 20. Juli 1859 stattgegeben. Meßmer starb am 25. Januar 1869 in der badischen Residenzstadt Karlsruhe.

Franz Joseph Pfister 1849—1853

Franz Joseph Pfister, ein gebürtiger Heidelberger, dem die Regierung als Nachfolger von Meßmer das Amt Oberkirch anver-

traute, konnte bereits am 18. Oktober 1849 seine Dienstwohnung beziehen. 1830 als Hofgerichtssekretär in Rastatt tätig, führte ihn seine weitere Laufbahn 1832 als Amtmann nach Mosbach und ein Jahr später in gleicher Eigenschaft nach Gengenbach. Zum Oberamtmann befördert, finden wir ihn seit 1836 in Konstanz und seit 1842 in Bretten. Von hier erfolgte dann am 8. September 1849 seine Berufung nach Oberkirch.

Er sah es als seine Hauptaufgabe an, im Amtsbezirk wieder „geordnete Zustände“ herbeizuführen. In seinem ersten offiziellen Lagebericht vom 29. Oktober 1850 sprach er vom „wiedergekehrten Vertrauen zur Staatsregierung und der nie erloschenen Liebe der Bewohner zum Landesfürsten.“²⁵) Unzufrieden war er aber mit der örtlichen Polizei. Hierzu äußerte er: „Die Polizeidiener sind Bürger und sie scheuen sich merklich gegen

ihre Mitbürger aufzutreten, besonders aber auch aus dem Grunde, um nicht angefeindet zu werden oder ihren Dienst zu verlieren.“ Zur Beruhigung seiner Vorgesetzten betonte er später: „Im ganzen Amtsbezirk herrscht Ruhe und Stille und jedermann ist erfreut, daß der gesetzliche Zustand im Lande wiederkehr ist.“

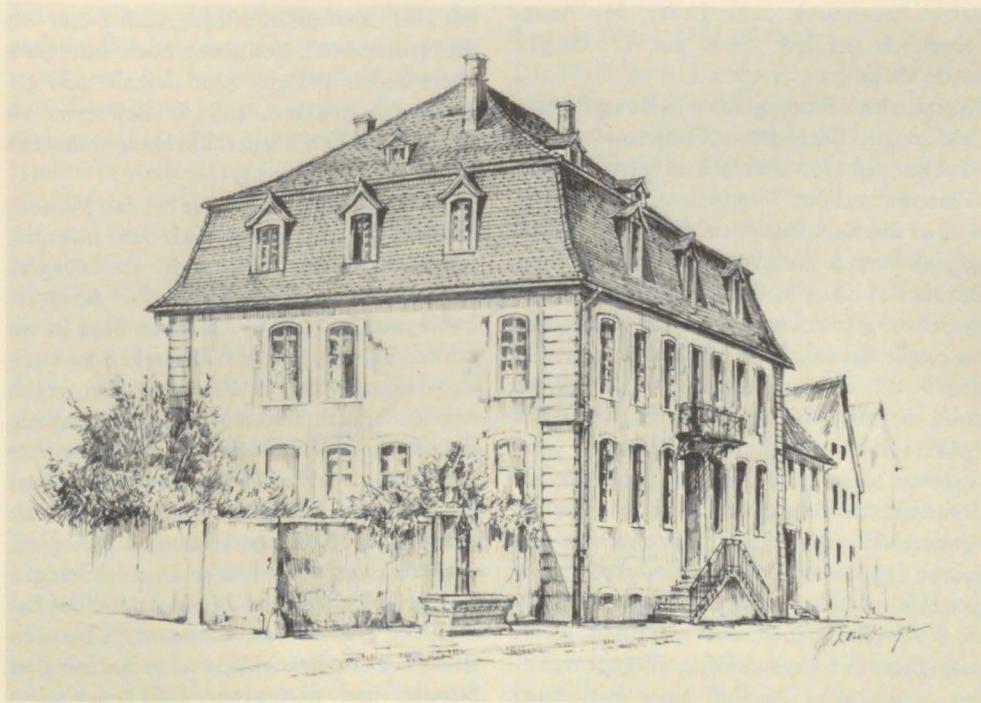
Trotzdem glaubte die Regierung des Mittelrheinkreises vor noch bestehenden Gefahren warnen zu müssen und mahnte am 3. Dezember 1850 Oberamtmann Pfister: „Über die geheimen Zusammenkünfte der Anhänger der Umsturzpartei, welche auch jetzo noch in Ramsbach und Ulm vorkommen sollen, ist genaueste Erörterung zu pflegen, strengste Verfügung zu erlassen und baldige Anzeige in separato anher zu erstatten.“

In seinem nächsten Amtsbericht vom 24. September 1851 erklärte Pfister, daß man eingesehen habe, auf welche Irrwege die Bewohner durch die Revolution geführt worden seien. Nebenbei beklagte er die schlechte wirtschaftliche Lage und wies daraufhin, daß vor allem die Auswanderung nach Nordamerika deshalb stark um sich greife. Seinen Unwillen erregte auch die Tatsache, daß es im Amtsbezirk üblich geworden sei, Hochzeiten mit Musik und Tanz in den Wirtshäusern abzuhalten.

Im Bericht des kommenden Jahres vom 10. Dezember 1852 mußte Pfister allerdings zugestehen, daß öffentliche Tanzveranstaltungen bei Hochzeiten zum größten Teil wieder eingestellt worden seien. Aus diesem Grund bemerkte Kreisdirektor Rettig in sei-

Wohnhaus der badischen Amtsvorstände in Oberkirch. 1734 von Baumeister Matthias Fuchs erbaut

Foto: Stadtarchiv Oberkirch



ner Antwort vom 18. Februar 1853, daß zu einem allgemeinen Verbot von Hochzeits-
tänzen keine Veranlassung bestehe.

Noch zu Beginn des Jahres 1853 wurde Franz Joseph Pfister an das Amt Ettenheim versetzt, an dem er dann bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1864 tätig war. Wie viele seiner Amtsvorgänger nach Freiburg gezogen, beendete er dort am 20. April 1871 sein Leben.

Oktav Saur 1853—1861

Oktav Saur, der als nächster Amtsvorstand in Oberkirch aufzog, hatte bei seinem Dienstantritt noch nicht die Würde eines Oberamtmannes. Saur erblickte am 10. September 1814 in Freiburg das Licht der Welt. Im Jahr 1847 in Neckargemünd als Amtsassessor angestellt, wurde er dort 1849 zum Amtmann befördert. Das folgende Jahr 1850 sah ihn in gleicher Eigenschaft in Schwetzingen und seit dem 13. Dezember 1852 in Offenburg.²⁶⁾ Seine Ernennung zum Leiter des Amtes Oberkirch erfolgte dann am 18. August 1853.

Kreisdirektor Rettig glaubte sich verpflichtet, dem neuen Oberkircher Amtsvorstand am 11. Oktober 1853 ebenfalls einige mahnende Worte mit auf den Weg geben zu müssen. So wies er ihn an: „Durch ein freundliches Entgegenkommen Einigkeit unter den dortigen Beamten und ein festes Zusammenhalten derselben zu erzielen, sowie das dienstliche und außerdienstliche Verhalten der Actuare genau zu beaufsichtigen“. Da er anscheinend noch immer gewisse Nachwirkungen der Aufstandsbewegung in Oberkirch befürchtete, fuhr er weiter fort: „Das Treiben derjenigen Bewohner des Bezirks und insbesondere der Amtsstadt, welche sich in den Jahren 1848 und 1849 der Umsturzpartei angeschlossen haben, ist genauestens fortwährend zu überwachen und jeder Ordnungswidrigkeit mit Ernst kräftig entgegenzutreten, sowie jeder Ausfluß einer Partheiung

energisch niederzuhalten. Dem Bürgermeister Doll von Oberkirch, welcher wie es scheint ganz unselbständig ist und sich von dem Gemeinderat Kaufmann Braun leiten läßt, ist mehr Selbständigkeit zu empfehlen.“

In seinem Bericht vom 14. November 1854 betonte Saur, daß der Gemeinde Oppenau wegen der fehlenden Geldeinnahmen nur noch durch Auswanderung der Bedürftigen zu helfen sei. Das Jahr darauf nahm Kreisdirektor Rettig am 25. November 1855 in einer 19seitigen Stellungnahme daran Anstoß, daß die Schulden der Amtsstadt Oberkirch auf ungefähr 12000 Gulden angestiegen seien.

Der Visitationsbericht des Ministerialrats Fieser vom 20. Juli 1855 enthielt Lob und Tadel für den Oberkircher Amtsvorstand. Dieser erklärte, Saur sei zwar streng und genau, besitze aber leider keine Kenntnisse in Angelegenheiten der Landwirtschaft. Außerdem kritisierte Fieser die mangelnden Umgangsformen von Saur, der die Bürgermeister und Gemeindebeamten statt mit „Sie“ mit „Ihr“ anzureden pflege. Auch Fieser sah die revolutionäre Gesinnung noch nicht ganz überwunden und riet Saur deshalb „ein genaueres Augenmerk auf die Bewohner zu richten, die sich an der Revolution beteiligt haben.“

Die Art und Weise wie Saur bei den Vernehmungen vorging, schien auch dem Innenministerium in Karlsruhe nicht zu behagen. Deshalb ließ es dem Oberkircher Amtsvorstand mitteilen: „Dem Amtmann Saur ist ein ernster Verweis mit dem Bemerken zu erteilen, daß, da in letzter Zeit gegen ihn wegen Amtsmißbrauch und übereilter Behandlung polizeilicher Untersuchungen mehrfach Rügen erkannt werden mußten, er ernstlich ermahnt werde, im Dienste sich überall eine ruhige und besonnene Haltung anzueignen, sowie bei den polizeilichen Untersuchungen eine gründliche Behandlung und reifere Beurteilung einzuhalten, widrigenfalls bei weiteren Vorkommnissen ähnlicher Art mit aller Strenge und geeigneten Falls nach dem

Dienstedicte gegen ihn eingeschritten würde.“

Auch als Saur in einem Schreiben wegen des Mietzinses seiner Oberkircher Dienstwohnung einen scharfen Ton anschlug, ließ das Innenministerium am 13. Mai 1856 dem Amtsvorstand einen Tadel zugehen.

Der Visitationsbericht des Ministerialrats von Dusch vom 7. Oktober 1858 sprach sich im allgemeinen lobend über Saur aus. Er habe zwar ein „reizbares Temperament“ und offenbare eine „etwas rauhe und derbe Manier und halte wenig auf Form.“ Er scheine — so die Meinung des Ministerialrats — „fast etwas einseitig nur die Rücksicht auf Ersparungen und rasche Schuldentilgung in den Gemeinden vorwalten zu lassen.“ Von Dusch entdeckte in Saur mehr die Eigenschaften eines guten Justizbeamten als die eines Verwaltungsbeamten.

Zum Schlusse seines Berichts schlägt von Dusch die Ernennung Saur zum Oberamtman vor, „zur Besserung seiner gesellschaftlichen Stellung in Oberkirch, in welcher Beziehung ihm bei seinem Mangel an Formgewandtheit und feinerer geselligen Bildung eine Verstärkung seines Übergewichts besonders gegenüber dem viel jüngeren und gewandteren Amtsrichter Christian Bohm wohl zu gönnen wäre.“

Als sich Oktav Saur am 7. Dezember 1858 um eine Stelle beim Hofgericht Freiburg bewarb, willfahrte man zwar seinem Wunsche nicht, beförderte ihn aber dafür zum Oberamtman. Mit Rücksicht auf seine beiden Söhne, für die er einen Ort mit „Bildungsstellen“ erstrebte, reichte er allerdings vergeblich um eine Kollegialstelle bei der Regierung des Seekreises in Konstanz ein.

Auch der Visitationsbericht vom 19. Juni 1860, erstellt vom Direktor des Mittelrheinkreises Fieser, bemängelte wieder das fehlende Taktgefühl von Saur beim Umgang mit seinen Mitmenschen. Die gleiche Dienststelle verurteilte ihn am 3. Juni 1861 zu einer Geldstrafe von 15 Gulden, weil er einen Amtsbe-

wohner, der seiner Heimatgemeinde 6 Gulden und 27 Kreuzer schuldete, mehrere Tage ins Gefängnis stecken ließ.

Ein erneutes Versetzungsgesuch Saur vom 1. Juli 1861 um eine Stelle bei der Regierung des Unterrheinkreises, wobei er betonte, daß nach achtjähriger Dienstzeit in Oberkirch es nicht schaden würde, wenn wieder einmal ein Wechsel zu Stande käme, hatte zwar nicht den gewünschten Erfolg. Doch vertrat auch die Regierung die Meinung, daß Oktav Saur lange genug in Oberkirch tätig gewesen wäre und versetzte ihn deshalb am 28. Oktober 1861 nach Wolfach.

Unter Berücksichtigung der Feststellung des Visitationsberichts vom Jahre 1858, daß Saur sich besser als Justizbeamter eigne, wurde er 1864 zum Oberamtsrichter in Stockach ernannt. In dieser Funktion kam er dann 1871 nach Schwetzingen und 1873 nach Offenburg, wo er 1884 in den Ruhestand versetzt wurde. Sein Leben endete am 8. Februar 1896 in Emmendingen.

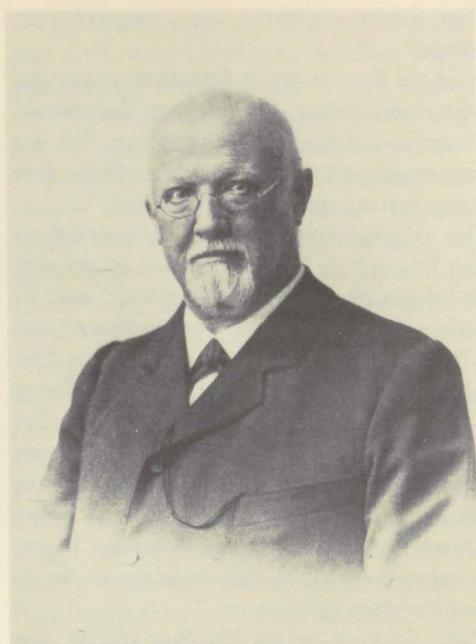
Ludwig Renck 1861—1864

Die Wahl der badischen Regierung als Amtsnachfolger in Oberkirch entfiel auf den aus Brötzingen bei Pforzheim gebürtigen Ludwig Renck — in den Akten auch manchmal Renk geschrieben. Dieser hatte seine erste feste Anstellung 1856 als Amtsassessor in Donaueschingen eingenommen, kam 1857 als Amtmann nach Pforzheim und 1860 als Regierungsassessor nach Karlsruhe.

Aus der Residenz berief man ihn dann im Herbst 1861 als Amtsvorstand nach Oberkirch. Zwar ernannte man ihn hier im Jahre 1862 zum Oberamtman, doch seine Tätigkeit in Oberkirch, die auch keinen nennenswerten Niederschlag in den Akten fand, war nur von kurzer Dauer. In der Hauptsache war Renck mit Arbeiten beschäftigt, die sich 1862—1863 aus der Auflösung der Oberkircher Zünfte ergaben, bedingt durch die in Baden im Jahre 1862 erlassene Gewerbefreiheit.²⁷⁾



Marquard Georg Metzger, Oberamtmann in Oberkirch, 1864—1869 Foto: Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe



Oberamtmann Dr. August Joos in Oberkirch, 1869—1872

Schon 1864 wurde Renck nach Heidelberg versetzt, wo er seit 1865 unter dem Titel eines Stadtdirektors amtierte. Am 26. März 1868 bestellte man ihn zum Direktor des Oberschulrats. In dieser Eigenschaft lieferte er 1869 einen Verordnungsentwurf für weibliche Arbeiten an den Volksschulen, den er sowohl an die großherzogliche Familie als auch an den Geheimen Legationsrat Freiherr von Ungern-Sternberg versandte.²⁸⁾

Seine Ernennung zum Präsidenten des Verwaltungsgerichts erfolgte am 8. April 1874. Mehrmaliger Kuraufenthalt brachte keine entscheidende Besserung des von einem Unterleibsleiden geplagten Mannes.²⁹⁾ Im November 1875 erhielt er zwar nochmals Urlaub zum Eintritt in die erste Kammer des badischen Landtags. Doch die Tage des Kranken waren schon gezählt. Am 29. April 1877 erlöste ihn der Tod in Karlsruhe von seinem Leiden.

Marquard Georg Metzger 1864—1869

Sehr dürftig sind die Kenntnisse, die wir über den nächsten Oberkircher Amtsinhaber Marquard Georg Metzger besitzen. Seiner 14jährigen Tätigkeit in Staufien verdanken wir es, daß wenigstens die Bildersammlung des Badischen Generallandesarchivs seine äußere Erscheinung wiedergibt. Sein Geburtsort war Freiburg, wo er wie viele junge Männer jener Zeit die Universität seiner Heimatstadt zu juristischen Studien aufsuchen konnte. Nach Studienabschluß und Praktikantentätigkeit amtierte er 1836 als Amtsassessor in Waldshut. 1841 in Heidelberg zum Amtmann ernannt, wechselte er noch im gleichen Jahr nach Mannheim als Hofgerichtsassessor und dort seit 1846 in der Stellung eines Hofgerichtsrats. Oberamtmann wurde Metzger im Jahre 1847 in Bonndorf, kam in gleicher Eigenschaft 1848 nach Stockach und schließ-

lich nach den revolutionären Aufstandsbewegungen 1850 nach Staufen.

Im Jahre 1864 beordnete ihn die badische Regierung für Renck als Vorstand zum Amt Oberkirch. Hier scheint er während seiner Wirksamkeit öfters unter Krankheitsbeschwerden zu leiden gehabt haben. Jedenfalls sah das Ministerium in Karlsruhe sich am 23. September 1869 veranlaßt, ihn „unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste wegen leidender Gesundheit“ in den Ruhestand zu versetzen. In seiner Heimatstadt Freiburg starb Metzger am 19. Juni 1872.

August Joos 1869—1872

August Joos, der Nachfolger von Metzger, war nach Leopold Haefelin der zweite gebürtige Waldkircher, der in Oberkirch die Vorstandsstelle einnahm. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat vor Jahren in unserer Zeitschrift eine biographische Skizze über Joos veröffentlicht.³⁰⁾

Als Sohn des Spitalmüllers Anton Joos am 17. Februar 1833 in dem Breisgaustädtchen am Fuße des Kandels geboren, hatten den jungen Mann das Jurastudium in Freiburg und Heidelberg auf seinen künftigen Beruf vorbereitet. Nach den üblichen Praktikant Jahren ließ er sich 1863 zunächst in Freiburg als Rechtsanwalt nieder, ehe er zwei Jahre später als Mitglied des Oberschulrats wieder in den Staatsdienst eintrat.

Im Herbst 1869 versetzte man Joos als Oberamtmann und Vorstand an das Bezirksamt Oberkirch. Seine dortige Tätigkeit blieb aber ohne größere Auswirkung, einmal weil er während des deutsch-französischen Krieges 1870—1871 die zusätzliche Verwaltung des Bezirksamtes Kehl übernehmen mußte und zum anderen bereits im November 1872 als Vorstand das Bezirksamt Pforzheim übernahm. Mit Oberkirch verband ihn später nur noch die Tatsache, daß er 1873 als Vertreter

des Amtes Oberkirch in die zweite Kammer des Badischen Landtags gewählt wurde.

Auch in Pforzheim wirkte August Joos nicht lang, denn am 28. April 1874 wurde er als Ministerialrat in das Innenministerium berufen und wechselte als solcher 1881 mit der Abteilung Kultus und Unterricht zum Justizministerium über. Seine weitere berufliche Laufbahn brachte ihm 1895 den Posten eines Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs und 1899 denjenigen eines Präsidenten der Oberrechnungskammer ein. 1907 in den Ruhestand versetzt, starb August Joos am 25. Juni 1909 in Karlsruhe. Die Berufung seines Schwiegersohns Friedrich Rein im Oktober 1909 an das Amt Oberkirch konnte er nicht mehr erleben.

Eduard Erxleben 1873—1879

Die badische Residenzstadt Karlsruhe war der Geburtsort des folgenden Oberkircher Amtsinhabers, Eduard Erxleben. Dort erblickte dieser als Sohn eines gleichnamigen Drogisten 1834 das Licht der Welt. Im Gegensatz zu vielen badischen Juristen, die — nachdem man in Baden 1857 Verwaltung und Justiz getrennt hatte — von der Verwaltung zur Justiz kamen, ging Erxleben den umgekehrten Weg. So finden wir ihn 1864 zwar als Amtsrichter in Ladenburg, zwei Jahre später jedoch als Amtmann in Bruchsal.

Im Jahre 1868 kam Eduard Erxleben als Amtsvorstand nach Triberg, wo ihm 1870 die Vorgesetzten die Oberamtswürde zubilligten. Von hier aus berief ihn die badische Regierung 1872 zum Nachfolger von Joos nach Oberkirch.

Da keine Personalakten von ihm im Badischen Generallandesarchiv aufzufinden waren, fehlen uns leider eingehendere Angaben zu seinem Oberkircher Wirken. Am 17. April 1879 erfolgte die Versetzung von Erxleben nach Wertheim und im Jahre 1888 nach

Durlach. In der alten Markgrafenstadt erhielt er zwar noch 1889 den Titel eines Geheimen Regierungsrats, doch schon im folgenden Jahr vollendete er vorzeitig sein Leben. Wie das Durlacher Wochenblatt meldete, starb Eduard Erxleben am Donnerstag den 19. Juni 1890 mit 56¹/₂ Jahren an „Herzbeutelwassersucht.“³¹⁾

Max Föhrenbach 1879—1883

Besser sind wir wieder über den Werdegang des nächsten Oberkircher Amtsvorstandes Max Föhrenbach unterrichtet. Wie sein Amtsvorgänger kam er am 25. März 1843 in Karlsruhe zur Welt. Er war der Sohn des Ministerialrats im Innenministerium August Föhrenbach und dessen Ehefrau Emma Waenker von Dankenschweil. Sein Jura-Studium absolvierte er an den badischen Universitäten Freiburg und Heidelberg.³²⁾

Die ersten Planstellen bekleidete er als Amtmann 1871 in Rastatt und 1872 in Freiburg. Am 26. Mai 1875 als Amtsvorstand nach Neustadt versetzt, wurde er dort am 8. Mai 1878 zum Oberamtmann ernannt. Während der Neustadter Tätigkeit vermählte er sich am 25. September 1876 mit seiner Base, der Freiburgerin Maria Caroline von Waenker. Seine Versetzung nach Oberkirch wurde am 18. April 1879 ausgesprochen. Wie er selbst in einer biographischen Veröffentlichung schilderte, zog er am 17. Mai 1879 in das geräumige Oberkircher Amtshaus ein.³³⁾

Zwei Erlebnisse aus seiner Oberkircher Amtszeit verdanken wir dieser Selbstbiographie. Zur Feier des Geburtsfestes der Kaiserin Augusta am 30. September 1879 unternahmen die kaiserlichen Majestäten zusammen mit dem badischen Großherzogspaar einen Ausflug von Baden-Baden nach Oberkirch. Neben den Behördenvertretern des Amtsbezirks nahmen etwa 100 Mädchen — zum großen Teil mit den roten Rosenhüten der Renchtaler Tracht — am Empfang teil.

Drei Mädchen waren dazu ausersehen, der Kaiserin Augusta, der Großherzogin Luise und der Prinzessin Victoria von Baden — der späteren Königin von Schweden — Blumen zu überreichen. Als Großherzogin Luise sich an das Mädchen wandte, das die Blumen für Prinzessin Victoria in Händen hielt, und bat, diese ihr zu geben, sagte das Mädchen: „Noi“. Da die Großherzogin die Bitte wiederholte, willfahrte die Blumenträgerin mit der Bemerkung: „Jo, s'isch mer glich.“

Weil die roten Rosenhüte, die die Mädchen am Arm trugen, auf ein Kommando gleichzeitig aufgesetzt wurden, habe Kaiser Wilhelm I. das so belustigt, daß er äußerte: „Bitte, lassen Sie das noch einmal machen.“ Auf der Schauenburg und Fürsteneck brannten aus Anlaß dieses Besuches Freudenfeuer. Die Rückkehr der Gäste mit der Bahn erfolgte noch am gleichen Tage.

Im Mai 1880 fand in Oberkirch eine Ausstellung von einheimischen Weinen und Spirituosen statt. Hierzu war auch eine Straßburger Militärkapelle eingeladen. Als die Mitglieder dieser Kapelle nach dem Genuß von etlichen Weinproben schon mehr „Katzenmusik“ machten, brachten sie aus Versehen statt vor dem Amtsgebäude dann vor dem katholischen Pfarrhaus ein wenig wohlklingendes „Ständchen“ zum Vortrag.

Für die getroffenen Maßnahmen anläßlich eines Hochwassers im Renchtal am 14. Dezember 1880 erhielt Föhrenbach eine Belobigung des Innenministeriums.

Am 17. April 1883 wurde Föhrenbach nach Weinheim versetzt, wo er am 31. Mai des gleichen Jahres die Amtsgeschäfte aufnahm. 1886 wechselte er in derselben Funktion nach Rastatt und 1889 nach Konstanz über. Mit Wirkung vom 1. Dezember 1900 übte er die Tätigkeit eines Landeskommissärs mit dem Wohnsitz in Freiburg aus, wobei er neben dem Kreis Freiburg auch für die Kreise Offenburg und Lörrach zuständig war. Seine Bitte vom 9. Dezember 1908 um Versetzung in den Ruhestand wurde mit Wirkung vom

1. Januar 1909 genehmigt. In Freiburg schied Max Föhrenbach am 12. April 1913 aus dem irdischen Dasein.

Ludwig Gaddum 1883—1890

Ludwig Gaddum, der nach Föhrenbach den Amtssitz in Oberkirch einnahm, wurde am 23. Januar 1843 in Neckargemünd geboren.³⁴⁾ Sein Vater Ludwig Wilhelm Heinrich Gaddum war dort als Zollverwalter tätig. Dieser ließ seinen Sohn auf die Vornamen Karl Ludwig Wilhelm taufen, wobei Ludwig als Rufnamen diente.

Der Junge mußte den anfänglichen Besuch des Heidelberger Gymnasiums nach dem Tode des Vaters im Jahre 1859 unterbrechen und sich zunächst als Skribent beim Amtsgericht Mosbach durchschlagen. Mit Unterstützung von Verwandten konnte er 1866 das Abitur nachholen und sich in Heidelberg dem Jurastudium widmen. In Konstanz erhielt er 1873 als Amtmann seine erste Planstelle. Als Amtsvorstand am 10. Mai 1876 nach Bonndorf versetzt, brachte ihm im Mai 1878 der Wechsel nach Ettenheim die Oberamtmannswürde ein.

Als er am 17. April 1883 ein Gesuch um eine Versetzung nach Weinheim einreichte, hatte sich die badische Regierung schon entschlossen, diese Stelle Föhrenbach anzuvertrauen. Dabei entstand bei der Karlsruher Ministerialbürokratie die Idee, für Föhrenbach nun Ludwig Gaddum am 21. April 1883 nach Oberkirch zu berufen. Gaddum begann daraufhin am 1. Juni dieses Jahres dort seine Amtsgeschäfte.

Nach siebenjähriger Tätigkeit in Oberkirch, über die seine Personalakten keine nähere Auskunft geben, versetzte ihn die Regierung am 15. Oktober 1890 nach Sinsheim, ernannte ihn 1894 zum Geheimen Regierungsrat und ließ ihn schließlich am 16. März 1896 nach Lörrach wechseln.

Eine andersgeartete Wirksamkeit übernahm er, als er von seinen Vorgesetzten am 17. Juli

1902 zum Vorsitzenden des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung nach Konstanz berufen wurde. Wegen mangelnder Gesundheit versetzte man Gaddum mit Erlaß vom 7. Juni 1909 in den Ruhestand, der am 1. Oktober dieses Jahres in Kraft trat. In Konstanz, der Stadt seines letzten beruflichen Wirkens starb Ludwig Gaddum am 12. Juni 1910.

Otmar Schellenberg 1890—1897

In der damaligen Bundesfestung Rastatt wurde am 22. August 1857 dem königlich preußischen Generalmajor Wilhelm Schellenberg ein Sohn geboren, der die Vornamen Otmar Georg Wilhelm führte.³⁵⁾

Das Abitur am Gymnasium seiner Geburtsstadt und die juristischen Studien in Freiburg, Leipzig und Berlin schufen dem jungen Mann die Bildungsvoraussetzungen für seine spätere berufliche Tätigkeit.

Seit 1888 sehen wir ihn als Amtmann in Tauberbischofsheim und seit Oktober 1889 in Baden-Baden in der gleichen Funktion. Am 18. Dezember 1890 als Oberamtmann nach Oberkirch versetzt, nahm Otmar Schellenberg mit Jahresbeginn 1891 in der Renchtalstadt seine Dienstverpflichtungen wahr. Der seit dem Weggang von Gaddum mit der Amtsverwesung in Oberkirch beauftragte Amtmann Dr. Nieser wechselte nach Baden-Baden.

Auch Schellenbergs Wirken in Oberkirch dauerte nur wenige Jahre, da er schon am 12. Juli 1897 nach Müllheim berufen wurde. Der damalige häufige Wechsel der Amtsvorstände entsprach auch dem Wunsch mancher leitender Ministerialbeamten, die Leiter der Amtsbezirke nicht zu sehr mit den Bewohnern des ihnen übertragenen Gebietes vertraut zu machen.

Am 6. März 1903 nach Offenburg versetzt, berief der Tod Otmar Schellenberg schon am 12. November des gleichen Jahres aus diesem Leben ab. Seine erst 26jährige Witwe, Marie Elisabeth, Tochter eines verstorbenen Beam-

ten der New Yorker Straßenbauverwaltung, die er mit 2 Söhnen und einer Tochter hinterließ, vermählte sich am 24. November 1904 mit dem praktischen Arzt Wilhelm Sachs in Offenburg.

Karl Anton Steiner 1897—1903

Karl Anton Steiner, der folgende Oberkircher Amtsvorstand, erblickte in Heildesheim bei Bruchsal am 6. Mai 1861 als Sohn des dortigen Mühlenbesitzers Anton Steiner das Licht der Welt.³⁶⁾ Seine Personalakten weisen den Besuch des Bruchsaler Gymnasiums und das Jurastudium in Freiburg, Heidelberg und Leipzig nach. Die ersten Planstellen als Amtmann führten ihn am 29. März 1893 nach Mannheim und am 12. Dezember 1896 nach Pforzheim.

Die Versetzung nach Oberkirch und die gleichzeitige Ernennung zum Oberamtmannt verfügten seine Vorgesetzten am 12. Juli 1897. Am 5. Mai 1898 heiratete der neue Oberkircher Oberamtmannt Steiner die 22jährige Mathilde, Tochter des Mannheimer Bankiers Gustav Ladenburg.

Für einen Witz dürfte man es heute halten, wenn man in seinen Akten liest, daß das badische Innenministerium am 12. Juli 1898 den Oberkircher Oberamtmannt wegen der Anschaffung einer badischen Fahne auf Amtskosten tadelte, da die Geschäftsräume des Amtes sich doch auf ebener Erde befinden würden.

Am 15. Juni 1903 erließ man die Versetzung Steiners nach Weinheim und noch vor Beginn des ersten Weltkriegs am 10. August 1912 diejenige nach Offenburg. Im Oktober 1919 als Amtsvorstand und stellvertretender Landeskommisär nach Mannheim beordert, konnte er jedoch diese Tätigkeit erst offiziell am 1. April 1920 aufnehmen. Im Zuge des Personalabbaus der älteren Beamten 1924 in den einstweiligen Ruhestand versetzt, siedelte Steiner Ende August 1925 nach Baden-Baden über. Hatte er doch inzwischen

eingesehen, daß er mit 64 Lebensjahren nicht mehr an eine Wiederaufnahme in den aktiven Dienst zu rechnen habe. In der bekannten Bäderstadt starb denn Karl Anton Steiner am 2. Januar 1929.

Max Renner 1903—1909

Dr. Max Renner, dessen Berufung nach Oberkirch zugleich mit der Versetzung von Karl Anton Steiner erfolgte, wurde im Jahre 1864 in Pforzheim geboren. Die erste juristische Staatsprüfung 1896 und die zweite 1899 waren die erforderliche Voraussetzung für seine spätere Bestallung zum Amtmann, die ihn 1894 nach Freiburg und 1897 nach Rastatt führten.

1899 kam er als Amtsvorstand und Oberamtmannt nach Meßkirch. Über seine Wirksamkeit in Oberkirch, die in den Zeitraum von 1903 bis 1909 fiel, fehlen uns, soweit es die Persönlichkeit von Renner betrifft, die nötigen Unterlagen. Von Oberkirch wurde er dann 1909 als Leiter an das Bezirksamt Konstanz versetzt. In der gleichen Stadt erreichte ihn am 28. Dezember 1912 die Berufung zum Direktor des Oberversicherungsamtes. Noch 1927 ist er in der gleichen Funktion, verbunden mit dem Versorgungsgericht Konstanz, in gedruckten Unterlagen nachweisbar.

Friedrich Karl Rein 1909—1919

Der letzte Vorstand des Amtes Oberkirch vor dem Ersten Weltkrieg, der zugleich bis Kriegsende dort amtierte, wurde Karl Friedrich Rein. Die badische Residenzstadt Karlsruhe war die Stätte seiner Geburt. Hier trat er als Sohn des Privatmannes Konrad Rein am 13. Oktober 1872 ins irdische Dasein.³⁷⁾ Sein Abitur legte er 1891 am Gymnasium in Karlsruhe ab, als der bekannte Pädagoge Gustav Wendt Leiter der Lehranstalt war. Heidelberg und Berlin waren die Universitäten seines Jurastudiums.

In seiner Heimatstadt heiratete Friedrich Karl Rein am 17. Juni 1900 die Tochter Klara des früheren Oberkircher Oberamtmannes und späteren Präsidenten der Oberrechnungskammer August Joos. Am 6. September 1902 erhielt er in Rastatt als Amtmann seine erste Planstelle.

Durch Erlaß des Innenministeriums vom 9. Oktober 1909 wurde er rückwirkend vom 1. Oktober des gleichen Jahres mit der Verwaltung des Amtes Oberkirch beauftragt. Doch erst mit der Geltung vom 1. Mai 1910 bestellte man Rein offiziell mit der Stellung eines Amtsvorstandes. In seinen Personalakten finden wir aus der Oberkircher Zeit nur eine Auseinandersetzung zwischen dem Bürgermeister Dr. Karl Neff und dem Papierfabrikanten August Köhler dem Jüngeren, wobei es um Fragen des Wässerungsrechtes ging.

Der leicht zuckerkrank Rein wurde im Juni 1915 von Regierungsassessor Dr. Theobald und im Juni 1916 vom Direktor des Oberversicherungsamtes in Freiburg Geheimrat Jacobi vertreten. Seine Oberkircher Tätigkeit, die den Krieg überdauerte, fand ihr Ende als Rein am 10. Oktober 1919 zum Vortragenden Rat beim Innenministerium ernannt wurde. Nach der Abberufung Reins wurde vorübergehend als Dienstverweser in Oberkirch Regierungsassessor Dr. Rudolf Maier bestimmt. Erst am 10. Dezember 1919 konnte Rein die Dienstwohnung in Oberkirch räumen.

Als Ministerialrat in Karlsruhe hatte Friedrich Karl Rein das Referat Landwirtschaft und ähnliche Ressorts zu betreuen. Unter den nachträglichen Auswirkungen seiner Zuckerkrankheit starb Rein mit 56 Jahren am 30. Dezember 1928 in Karlsruhe, während seine Witwe mit 80 Jahren ebenfalls in der Fächerstadt am 9. Dezember 1959 vom Tode ereilt wurde.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren es mehrere Maßnahmen, die zur Verminderung der Ämter in Baden beitrugen. Schon im Jahre

1924 wurde ihre Zahl reduziert, 1931 bedrohte ein Sparprogramm des Landes Baden die Existenz verschiedener Bezirke und durch das eingangs genannte Gesetz des Jahres 1936 wurden ihre Reihen weiter gelichtet. Sie erinnern in mancher Beziehung an die Kreis- und Gemeindereformen der jüngeren Vergangenheit.

Immerhin ist es auch für Oberkirch lokalgeschichtlich sehr aufschlußreich zu erfahren, wer die Männer waren, die im 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts dem ehemaligen badischen Amt vorstanden. In diesem Sinne betrachtet, gehörten auch sie zur Vergangenheit der Stadtgemeinde Oberkirch.

Anmerkungen:

Die aufgeführten Zahlen beziehen sich durchweg auf die Aktenbestände des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

¹⁾ Hans Martin Pillin, Oberkirch. Bd. 1 (1975): Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Bd. 2 (1978): Die Geschichte der Stadt in großherzoglich-badischer Zeit 1803—1918.

²⁾ Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1936, Nr. 20.

³⁾ Engelbert Strobel, Aus der Geschichte des Murgkreises und der Mittelrheinkreisregierung in Rastatt 1809—1847: in Heimatbuch Landkreis Rastatt 6 (1979), S. 193—198

⁴⁾ 76/5344

⁵⁾ 169/255

⁶⁾ Erwin Schell, Das Hochstift Straßburg rechts des Rheins im Jahre 1802: in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 48 (1935), S. 126 ff.

⁷⁾ 169/43

⁸⁾ 76/5344

⁹⁾ 76/4685

¹⁰⁾ 169/44

¹¹⁾ 76/4684 u. 169/98

¹²⁾ 60/1184

¹³⁾ Schell, a. a. O. S. 152

¹⁴⁾ Friedrich Schaub, Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656 bis 1806. Bd. 1 (1955), S. 964

¹⁵⁾ 76/33

- 16) Karl von Wechmar, Handbuch für Baden und seine Diener (Heidelberg 1846)
 17) 76/2155
 18) 76/2153
 19) 169/56
 20) Kirchenbücher der kath. Pfarrgemeinde Waldkirch i.Br.
 21) 367/Zugang 1927, Nr. 27, Fasz. 21 u. 22
 22) 76/5284
 23) Hans Martin Pillin, Die Parteinahme der Bürgerschaft Oberkirchs zugunsten republikanischer Ideen während der badischen Revolution der Jahre 1848/49. Die Ortenau 56 (1976), S. 42—58
 24) 76/5285
 25) 267/Zugang 1924/6, Nr. 70
 26) 76/9187

- 27) 367/Zugang 1927, Nr. 27, Fasz. 10—22
 28) 60/136
 29) 76/6169
 30) Engelbert Strobel, August Joos. Verdienter Verwaltungsjurist und Mitbegründer der Realschulen: in Badische Heimat 49 (1969), Heft 2, S. 172—174
 31) Durlacher Wochenblatt 1890
 32) 236/17763—17764
 33) Max Föhrenbach, Aus vergangener Zeit. Erinnerungsbücher (Heidelberg 1911), S. 149—163
 34) 236/17806—17807
 35) 76/9629—9631
 36) 236/18827
 37) 236/18534—18535

D' Landtagswahl

*D'Gret, 's Krüzwirts Mag, het 's Wäsche los,
 Un au im Melke isch sie groß.
 Staatsmäsig mistet sie d'r Stall;
 Bloß d' Bolidik isch nit ihr Fall.*

*Letscht bi d'r Landtagswahl, herrje!
 Do wurd's im Maidli wind un weh.
 D'r Briafbott bringt Wahlzett'l gnue,
 Drei Stuck gli. Gret, was meinsch d'rzue?*

*Nix maint sie, nix. Sie het e Wuet,
 Wil sie nit 's G'ringscht bigriffe duet.
 Was Soz! Was Zentrum? Demokrat?
 Eso ne närrischer Solat!*

*Sie draiht dia Briaf lang her und hi.
 Was wäble? Do schlag 's Wedder dri!
 D' Ufschrifte glotzt sie schließlig a.
 Krüzzstern, was besch z'studiere dra?*

*„Wia heißt jetz au des Dindeg'schmier?
 „Magd Margarete Kern dahier.
 Des isch d'r Zentrumswisch! Jo, jo!
 Un was stobt uf dem andre do?*

*An Margarete Kern. — Hei der
 Kummt von de Demokrate her.“
 Bim dritdte stutzt un wurd rot.
 Was numme uf em dritdte stobt?*

*An Fräulein Margarete Kern.
 „Des“, juchzt sie fraidig, „hör i gern!
 Des isch e Wort, e fürnemms, flotts!
 's Herz hopst m'r hoch! I wähl d'r Soz!“*

August Ganther

Aus Offenburgs großer Zeit

Die Offenburger Versammlungen von 1847—1849

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Wenn durch die baden-württembergischen Heimattage 1980 viele Menschen nach Offenburg kommen, so besuchen sie eine Stadt mit großer historischer Tradition. Die an Höhepunkten und Talfahrten reiche Geschichte der Reichsstadt Offenburg schließt mit dem Jahre 1802, wo sie infolge der durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 dem Markgrafen Karl Friedrich zugesprochenen Entschädigungen durch eine etwas früher erfolgte Besitznahme in das spätere Großherzogtum Baden übergang. 45 Jahre danach (1847—1849) stand die Stadt im Mittelpunkt brisanter politischer Ereignisse. Drei große Volksversammlungen wurden in Offenburg abgehalten, Versammlungen, die Barometer der badischen Revolution in ihrem Beginn und Ablauf darstellten. Man ging nach Offenburg, weil hier liberale und demokratische Gesinnung, repräsentiert durch den Bürgermeister Réé, eine gute Aufnahme garantierten, und weil die Stadt durch die günstige Verkehrslage sich dazu anbot. Das noch neue Verkehrsmittel Eisenbahn wurde zu einem hervorragenden Helfer der revolutionären Bewegung. Von Offenburg aus, in gehöriger Entfernung zur Residenz Karlsruhe, ließen sich die politischen Fäden nach allen Richtungen wirkungsvoll ziehen.

Es ist klar, daß die komplexen Ereignisse der badischen Revolution von 1848/49 im Rahmen dieses Aufsatzes nicht in Ausführlichkeit dargestellt werden können. Es kann — als Vorgeschichte — nicht über die Enttäuschung der Völker durch die Ergebnisse des Wiener Kongresses berichtet, nicht über den Deutschen Bund und die Bundesakte refe-

riert werden. Die reaktionäre Politik Metternichs kann nur im Zusammenhang mit dem Thema berührt werden, wenn es darum geht, ihre verhängnisvolle Rolle aufzuzeigen, die sie gerade in Baden gespielt hat. Die Karlsbader Beschlüsse (1819) können nur mit ihren Auswirkungen auf das so heiß umkämpfte Recht der Pressefreiheit herangezogen werden. Um dieses wichtige Problem wenigstens anzureißen, sei hier Stiefel zitiert, weil er in gestraffter Kürze den vorrevolutionären Stand der Dinge zusammenfaßt: „Die immer wieder geforderte Pressefreiheit wurde für den badischen Liberalismus in den Jahren 1831 zur cause célèbre. An ihr entzündete sich der Freiheitswille des badischen Volkes immer wieder aufs neue. Die badische Verfassung hatte die Frage der Pressefreiheit dahin geregelt, daß diese nach den Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt wurde. Die die Pressefreiheit programmäßig statuierenden Bestimmungen der Bundesakte waren im Rahmen der Karlsbader Beschlüsse durch das provisorische Pressegesetz vom 20. 9. 1819 einschränkend modifiziert worden. Im Jahre 1831 stand die Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse durch ein definitives Bundesgesetz bevor. Die badischen Landstände waren sich in der Ablehnung dieser Entwicklung einig und verlangten von der badischen Regierung ein freiheitliches Pressegesetz. Ein Regierungsentwurf entsprach diesem Verlangen. Der Bund seinerseits intervenierte. Die badische Regierung war bereit einzulenken und präsentierte den Landständen einen abgeschwächten Entwurf, in dem auf die Präventivzensur nicht-

politischer Druckerzeugnisse und politischer mit mehr als 20 Druckbogen verzichtet war. Unter dem Eindruck des Zusammenbruchs des polnischen Aufstandes nahmen die Kammern diesen Entwurf am 28. 12. 1831 an. Eine Vollzugsverordnung erging am 13. 2. 1832. Die reaktionären Kräfte im Bund, an ihrer Spitze der österreichische Staatskanzler Clemens Fürst von Metternich, glaubten mit der Unterdrückung der Pressefreiheit, von Metternich als Geißel der Welt angesehen, den für Gesamtdeutschland gefährlich erscheinenden starken badischen Liberalismus schwächen und niederhalten zu können. Man war von Bundes wegen entschlossen, aufs Ganze zu gehen. Die Gefahr der Bundesexekution gegen Baden, zu der vorbereitende Ordres bereits gegeben waren, war nahegerückt.¹⁾ Folgenswer war auch, daß die Reformgesetzgebung Halt vor dem Besitz vor allem der Grund- und Standesherrn machte, die 1803—1806 mediatisiert worden waren. Daraus sind spätere Forderungen erklärbar.²⁾

Von den Staatsschöpfungen von Napoleons Gnaden war das Großherzogtum Baden wohl die künstlichste. Das Land mit dem schmalen Körper wendete seinen süddeutschen Nachbarn gewissermaßen den Rücken zu und war eingezwängt zwischen Rhein, Schwarzwald und Bodensee. Es war offen den Nachbarn im Westen (Frankreich) und Süden (Schweiz) und war ausgesetzt deren andersstaatlichem Denken, das in der Propaganda über die Grenzen eindrang. Vor allem aber besaß Baden keinen einheitlichen Bevölkerungsstamm als Basis. In diesem Großherzogtum kamen Durlacher, Baden-Badener, Pfälzer, Vorderösterreicher, Markgräfler, Bodenseeschwaben zusammen, die in Temperament, Glauben, Überlieferung und vor allem in der Sprache weit auseinander lagen.³⁾ Die Verstärkung war noch recht bescheiden, es gab nur 12 Städte über 5 000 Einwohner, und die Industrialisierung befand sich noch in der Anfangsentwicklung.

1844 waren 14 400 Arbeiter in den Fabriken beschäftigt, 1849 waren es 17 100, aber nur in Mannheim begann sich eine radikalere Fabrikarbeiterschaft zu bilden. Die wirkliche Not und Armut saß in den übervollen Dörfern, wo keinerlei außeragrarisches Verdienstmöglichkeiten vorhanden waren.⁴⁾ Und doch: „Dieses ganze Land war ja eine große Verwöhnung: Deutschlands goldener Garten, bekrönt durch die feine ruhige Schönheit weiter Tannenwälder, ein milder, warmer Gau, gehegt von den blauen Höhen, gastlich und freundlich, vielleicht ein wenig zu milde, voller Lebensart und Menschlichkeit jedenfalls, verwandtschaftlich gestimmt für alle Eingeborenen, kultur- und bildungsfroh, mehr künstlerisch als grüblerisch und geneigt, das Wort, den Augenblick, die Stimmung, den eigenen Wert, die eigene Art etwas zu überschätzen. Der große Strom der Zeitgedanken bespülte, dem Rhein vergleichbar, das badische Land; es stand ihnen offen, es wollte und mußte ihnen offen stehen, westlich und europäisch wie es nun einmal war.“⁵⁾ Und trotzdem gibt es keinen Zweifel, daß Baden der am wenigsten widerstandsfähige Staatskörper von allen Bundesstaaten geworden ist. Die Gründe, die oben schon angeklungen sind, seien in gebotener Gerafftheit angeführt:

1. Das Fehlen einer gewachsenen historischen Tradition. Die badische Verfassung von 1818 hatte deshalb die wichtige Aufgabe, das aus einer großen Anzahl geistlicher und weltlicher Gebiete zusammengesetzte Land zu einem funktionierenden Staatswesen zusammenzufügen. Daß sie diese Aufgabe nicht erfüllen konnte, lag nicht an ihr selbst, sondern an der reaktionären Metternichschen Politik, die das verfassungsgerechte Staatsleben verhinderte. (Vergleiche die Forderungen der Offenburger Versammlung von 1847.) Die entscheidenden Ursachen der revolutionären Bewegung liegen im sozialpsychologischen Bereich: Man lebte in einer

staatlichen Ordnung, die man nicht ernst nehmen konnte, weil ihr die Glaubwürdigkeit fehlte. Sehr wesentlich war dabei, daß Großherzog und liberales Bürgertum von der Verfassung und Landtagsarbeit sehr verschiedene Dinge erwartet hatten. Für den Großherzog sollte die Verfassung die Einheit des Landes sichern, die Liberalen hingegen wollten im Parlament Reformen durchsetzen, die den alten Obrigkeitsstaat überwinden sollten. Angesichts der Lage schmolz diese Hoffnung zusammen, und es wuchs die Zahl derer, die „auf Veränderung durch offene Aktionen“ hofften.“⁶⁾

2. Der badische Liberalismus wurde dadurch zum Vorkämpfer der deutschen Einheit und Freiheit (Einigkeit — Recht — Freiheit). Die Liberalen bildeten das Sammelbecken der fortschrittlichen Kräfte und erhofften die Erfüllung ihrer Forderungen nach mehr Bürgerfreiheit und nationaler Einheit unter Führung von Bassermann und Mathy auf reformerischem Wege zu erlangen. Der Liberalismus bildete den natürlichen Gegensatz, „der sich gegen die Unbeschränktheit in Staat und Kirche, gegen Adel und Privilegien und zuletzt gegen die Bureaukratie ausgebildet hatte.“ (Nach Vollmer, a. a. O. S. 48.) Der Kampf der Kammeropposition galt dem Scheinkonstitutionalismus der Regierung. Auch die Republikaner, die bis kurz vor der Revolution mit den Liberalen gingen, „schöpften ihre Kraft aus der gleichen Quelle“⁷⁾.

3. Starke Wirkung ging von den politischen Einflüssen von Frankreich und der Schweiz aus. Politische Ideen und Gedanken machen an den Grenzen keinen Halt.⁸⁾ Sicher haben die Hungerjahre 1817, 1846 und 1847 zur Radikalisierung beigetragen, wenn sie auch nicht zur Ursache der Revolution wurden.⁹⁾

4. Eine große Rolle spielte das regierende Haus. Die kurze Zeit des Bestehens des Großherzogtums ermöglichte noch keine ge-

festigte Loyalität. Die Vorgänge um das „Sterben der Zähringer“ waren nicht dazu angetan, die Popularität der jungen Dynastie zu fördern. In die entscheidende Zeit nach dem Wiener Kongreß fiel die Regierung des Großherzogs Ludwig (1819—1830). Dieser untergrub durch seine Günstlingswirtschaft und die von ihm geförderte Beamtenwillkür das Ansehen der Regierung und der Dynastie in unverantwortlicher Weise. Er beschwor die erste große Konfrontation mit der Kammer herauf, als ihm die Karlsbader Beschlüsse die Handhabe boten, die Kammer aufzulösen und mit der durch eine starke Wahlbeeinflussung neu gewählten, die „Rückwärtsrevision“ der Verfassung einzuleiten. Deshalb wurde der Großherzog Leopold (1830—1852) voller Hoffnung begrüßt. Er war persönlich untadelig, aber ein Zauderer und ein sich schwer zu einem Entschluß durchringender Charakter, Einflüssen stark preisgegeben. Als ihn die Wucht der Revolution traf, zeigte er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen.¹⁰⁾

5. Der zähe politische Krieg der Zweiten Kammer, geführt hauptsächlich um die Realisierung der Verfassung, erreichte seinen vormärzlichen Höhepunkt, als nach dem Tode Ludwig Winters der Freiherr von Blittersdorff Regierungschef wurde. Sein Kabinett trug wesentliche Mitschuld an den Aufständen 1848/49. Blittersdorff, der „Metternich im Westentaschenformat“, war viele Jahre badischer Gesandter beim Bundestag in Frankfurt und in seinem innersten Wesen nach konservativ. Er unterstützte die Politik Metternichs aus Überzeugung. Sein Kampf gegen den badischen Liberalismus trug eine tiefe Feindseligkeit gegen die Regierung nicht nur in das Parlament, sondern auch in das Volk. Diese Feindschaft gegen das Ministerium Blittersdorff einigte die Opposition der II. Kammer von Welcker bis Hecker. Sie erzwang, daß der Großherzog 1843 Blittersdorff fallen ließ, der wieder nach Frankfurt

ging. Schließlich brachte die Opposition den konstitutionell gesinnten Bekk an die Spitze des Ministeriums. Dieser machte Reformzusagen und versprach, sich beim Bundestag für die Abschaffung der Zensur zu verwenden. Weil er aber Blittersdorff beim Bundestag beließ, bekämpfte ihn der radikale Teil der Opposition rücksichtslos. (Vgl. dazu Vollmer, a. a. O. S. 50, Lautenschlager, a. a. O. S. 23.)

6. Die Haltung zum Ministerium Bekk-Dusch spaltete also die Opposition, die so lange einen gemeinsamen Kampf geführt hatte. An der Frage, ob Monarchie oder Republik schieden sich die Geister, und fortan gab es die „Ganzen“ (Republikaner) und die „Halben“ (konst. Liberale). Die Liberalen unter Welcker, Rotteck, Mathy, Bassermann versagten sich der Regierung nicht.¹¹⁾ Sie anerkannten den konstitutionellen Regierungswillen und die angestrebten Reformen. Die Linken hingegen (Hecker, Struve, Brentano, Goegg usw.) aber fanden keinen Zugang mehr zu einer Regierungsform, die in ihren Augen versagt hatte und mit schweren Hypotheken belastet war. Der Regierung aber gelang es nicht, die konstitutionelle, liberale Opposition fest an sich zu binden und der radikalen Linken durch die „Abkehr von der belasteten Vergangenheit, den Wind aus den Segeln zu nehmen“.¹²⁾

7. Die radikale Presse entwickelte eine hoch einzuschätzende Wirkung im Dienst der Republikaner („Multiplikationsfunktion“), vor allem die „Mannheimer Abendzeitung“, die Heidelberger „Republik“, Struves „Deutscher Zuschauer“ und besonders Joseph Ficklers Konstanzer „Seebblätter“. Ihre wahrhaftig nicht zimperliche Agitation richtete sich gegen die Regierung und die „faule, schamlose, wurmstichige Sumpf- und Rumpfkammer“.¹³⁾ Ihr scharfer Spott galt ebenso dem Frankfurter Parlament. Die Macht der Beeinflussung durch die Presse

und den Wirkungsgrad gezielter Demagogie können wir heutigen Menschen voll ermessen.

Zwei Zusammenkünfte im Herbst 1847 weckten starke Unruhe bei der badischen Regierung. In Offenburg fand am 12. September 1847 eine Versammlung unter Struves und Heckers Leitung statt. „Noch wurde die Republik nicht gefordert; aber daß die Revolution mit aller stürmischen Leidenschaft angekündigt wurde, konnte nicht mißverstanden werden“.¹⁴⁾ Dieser Versammlung ging eine solche der liberalen Opposition in Durlach am 29. 11. 1846 voraus, die als Ergebnis einmal die Gründung einer liberalen Zeitung („Deutsche Zeitung“) unter Mathy hatte, zum andern die alten konstitutionellen Forderungen erhob. Durch die herrschenden politischen Zustände, vor allem in Österreich und Preußen, waren diese aber nicht zu realisieren. Dies ließ viele Teilnehmer erkennen, daß auf diesem Kurs nicht weiterzukommen war. Sie trennten sich von den konstitutionellen Liberalen und kamen am

12. September 1847 in Offenburg zu einer „Versammlung entschiedener Verfassungsfreunde“ zusammen.

Eine gedruckte Einladung wurde von Mannheim aus verbreitet. Sie lautete: „An verschiedenen Orten unseres Landes wurde bei Gelegenheit des Jahrestages unserer Verfassung eine Feier abgehalten, welche zu mannigfachen Erörterungen über die Art und Weise, wie dieselbe ins Leben eingedrungen sei, führte. Die Kreise, in denen dies geschah, waren jedoch größtenteils nicht sehr zahlreich, auch umfaßten sie gewöhnlich nur die Einwohner eines oder nur weniger Orte des Landes. Von größter Wichtigkeit für die gegenseitige Verständigung würde aber eine Versammlung sein, welche von allen Bewohnern aller Teile unseres Großherzogtums besucht würde. Die Endesunterzeichneten, von dieser Ansicht durchdrungen, laden daher alle entschiedenen Freunde der Verfassung

auf Sonntag, den 12. September ds. Js. mittags 1 Uhr nach Offenburg zum ‚Salmen‘ zu einer Besprechung über unsere Verfassungszustände ein. Ein einfaches Mittagmahl wird die Besprechung einleiten. Zu derselben erlauben wir uns, auch Sie, hochgeehrter Herr, einzuladen. Mannheim, den 28. August 1847.“ Es unterschrieben zuerst Hecker, Grohe, G. v. Struve. Nach weiteren Unterschriften folgen für Offenburg Rehmann, Rée, Stigler, Anton Armbruster und Joh. Armbruster.¹⁵⁾

Noch war diese Zusammenkunft in Offenburg keine ausgesprochen revolutionäre Versammlung, aber man stellte sehr bestimmte Forderungen zur Reform des Staates auf. Sie lauteten:

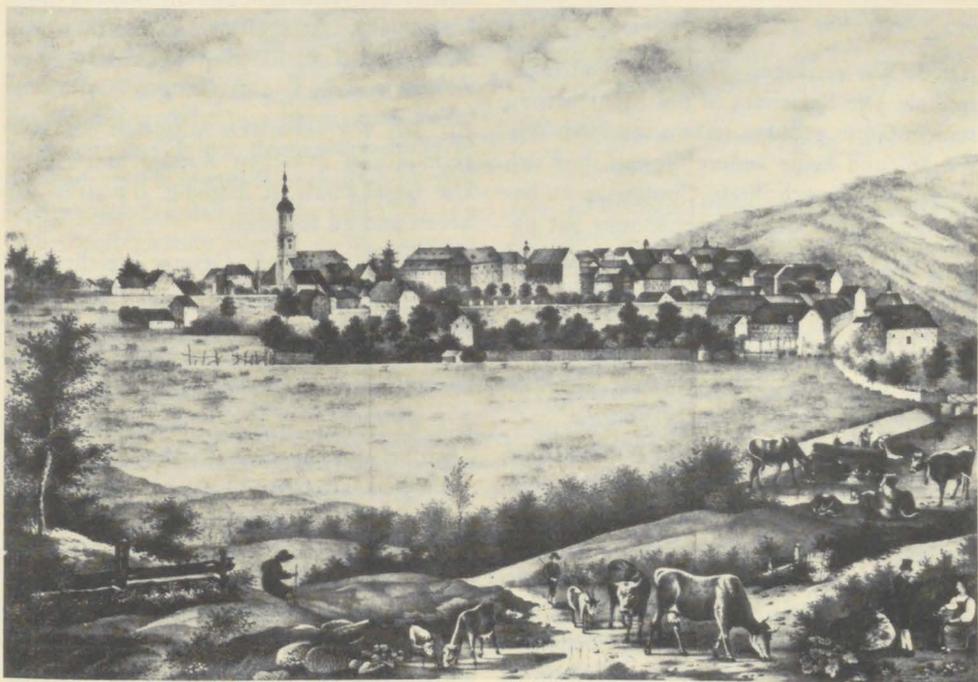
1. Wiederherstellung unserer verletzten Verfassung.

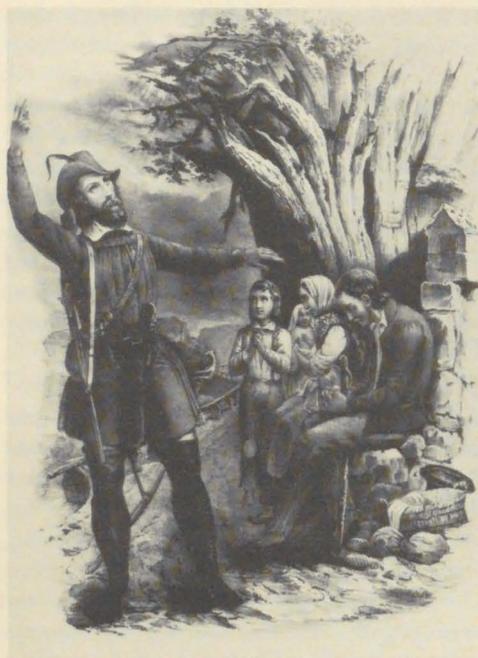
Art. 1: Wir verlangen, daß sich unsere Staatsregierung lossage von den Karlsbader Beschlüssen vom Jahre 1819, von den Frankfurter Beschlüssen vom Jahre 1831 und 1832 und von den Wiener Beschlüssen vom Jahre 1834. Diese Beschlüsse verletzen gleichmäßig unsere unveräußerlichen Menschenrechte, wie die deutsche Bundesakte und unsere Landesverfassung.

Art. 2: Wir verlangen Pressefreiheit. Das unveräußerliche Recht des Menschen, seine Gedanken unverstümmelt mitzuteilen, darf uns nicht länger vorenthalten werden.

Ansicht von Offenburg um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Foto: Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe





Friedrich Hecker

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

Art. 3: Wir verlangen Gewissens- und Lehrfreiheit. Die Beziehungen des Menschen zu seinem Gotte gehören seinem innersten Wesen an, und keine äußere Gewalt darf sich anmaßen, sie nach ihrem Gutdünken zu bestimmen. Jedes Glaubensbekenntnis hat daher Anspruch auf gleiche Berechtigung im Staate. Keine Gewalt dränge sich mehr zwischen Lernende und Lehrer, der Unterricht scheidet keine Konfession.

Art. 4: Wir verlangen Beedigung des Militärs auf die Verfassung. Der Bürger, welchem der Staat die Waffen in die Hand drückt, bekräftige gleich den übrigen Bürgern seine Verfassungstreue.

Art. 5: Wir verlangen persönliche Freiheit. Die Polizei höre auf, den Bürger zu bevormunden. Das Vereinsrecht, ein frisches Gemeindeleben, das Recht des Einzelnen, sich zu ernähren, das Recht des Volkes, sich zu

versammeln und zu reden, sich zu bewegen auf dem Boden des deutschen Vaterlandes, seien hierfür ungestört.

2. Entwicklung unserer Verfassung

Art. 6: Wir verlangen Vertretung des Volkes beim Deutschen Bunde. Dem Deutschen werde ein Vaterland und eine Stimme in dessen Angelegenheiten. Gerechtigkeit und Freiheit im Innern, eine feste Stellung dem Auslande gegenüber gebühren uns als Nation.

Art. 7: Wir verlangen eine volkstümliche Wehrverfassung. Der waffengeübte und bewaffnete Bürger kann allein den Staat schützen. Man gebe dem Volke Waffen und nehme von ihm die unerschwingliche Last, welche die stehenden Heere ihm auferlegen.

Art. 8: Wir verlangen eine gerechte Besteuerung. Jeder trage zu den Lasten des Staates nach Kräften bei. An Stelle der bisherigen Steuern trete eine progressive Einkommensteuer.

Art. 9: Wir verlangen, daß die Bildung durch Unterricht allen zugleich zugänglich werde. Die Mittel dazu hat die Gesamtheit in gerechter Verteilung aufzubringen.

Art. 10: Wir verlangen Ausgleich des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit. Die Gesellschaft ist schuldig, die Arbeit zu heben und zu schützen.

Art. 11: Wir verlangen Gesetze, welche freier Bürger würdig sind und deren Anwendung durch Geschworenengerichte. Der Bürger werde vom Bürger gerichtet, die Gerechtigkeitspflege sei Sache des Volkes.

Art. 12: Wir verlangen eine volkstümliche Staatsverwaltung. Das frische Leben eines Volkes bedarf freier Organe. Nicht aus der Schreibstube lassen sich seine Kräfte regeln und bestimmen. An die Stelle der Vielregierung trete die Selbstregierung des Volkes.

Art. 13: Wir verlangen Abschaffung aller Vorrechte. Jedem sei die Achtung freier Mitbürger einziger Vorzug und Lohn.¹⁶⁾

Die Forderungen teilen sich in zwei klare Abschnitte. Neben der Wiederherstellung der verletzten Verfassung wollte man deren Weiterentwicklung. Der revolutionäre Geist wurde spürbar, begrifflich, wenn es bei einer Versammlung gilt, gegen den konservativ werdenden Liberalismus zu agitieren. Vielleicht fühlte man sich auch angefeuert durch die Zunahme der radikalen Stimmen in Frankreich und durch den Sieg der Radikalen im Sonderbundskrieg der Schweiz.¹⁷⁾ Immerhin enthielt der Katalog alte Volksforderungen, z. B. Presse-, Gewissens- und Lehrerfreiheit. Ein neuer demokratischer Sozialismus klingt an in den Forderungen nach volkstümlicher Wehrverfassung, allgemeiner Zugänglichkeit des Unterrichts, Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, Abschaffung aller Vorrechte.¹⁸⁾ Diese Forderungen sind das eigentlich Revolutionäre des Programms. In einem Brief eines Parteifreundes an Karl Mathy vom 18. 10. 1847 befindet sich denn auch die Klage über den „hirnlosen Zank der Halben und Ganzen; die Offenburger Versammlung sei eine freche Kriegserklärung der Zeitungsschreiber; Banditentum und Plünderung der Kommunisten stehe nun bevor; eine Partei habe sich nun gebildet, deren stehendes Heer die betörten Handwerksburschen und beutelustigen Schüler Babeufs sein sollen.“¹⁹⁾ Die badische Regierung zögerte nicht, Untersuchungen gegen die Redner einzuleiten und ähnliche Versammlungen zu verbieten.²⁰⁾ In der Nachfolge von Offenburg fand am 10. Oktober 1847 in Heppenheim a. d. Bergstraße eine Versammlung der liberalen Mitglieder der Kammeroppositionen Badens, Württembergs und Hessens statt. Es war keine große Versammlung, es war ein Treffen Gleichgesinnter, der „Halben“, wie Struve gesagt haben würde. Aus Baden kamen Bassermann, Mathy und der greise v. Itzstein. Im Gegensatz zu Offenburg waren hier wirklich einflußreiche Männer zusammen, die ihr Vorgehen für die nächsten

Monate koordinieren wollten über die Landesgrenzen hinweg, und deren Aussprache hauptsächlich der deutschen Frage galt.²¹⁾ „Die badischen Politiker waren dabei die führenden, der Wille, deutsch zu sein, war hier vielleicht am lebendigsten, er war in alten Kämpfen oftmals bewährt, zu neuen Kämpfen fühlte er eine entschlossene Bereitschaft.“²²⁾ Dieser liberalen Opposition ging es um Deutschland und nicht in erster Linie um die eigenen Länder. Deshalb wurde die Heppenheimer Versammlung — gerade in ihrer Polarität zur Offenburger — nicht nur von der badischen Regierung als das bedeutendste Ereignis der letzten Jahre angesehen, denn es sei der Versuch gemacht worden, ein Volksparlament zu schaffen, das sich über den Bund und die Einzelregierungen stellte.²³⁾ Im übrigen konnte man diese Art von „Privatbesprechungen“ nicht verbieten, wenn auch viele Zusammenkünfte nicht mehr harmlos waren, schon der Radikalen wegen, und man versuchte die Dinge dadurch in den Griff zu bekommen, daß man in Baden und Württemberg höhere Polizeibeamte als Verbindungsleute für die politische Überwachung ernannte!

Die Offenburger Versammlung vom 19. März 1848

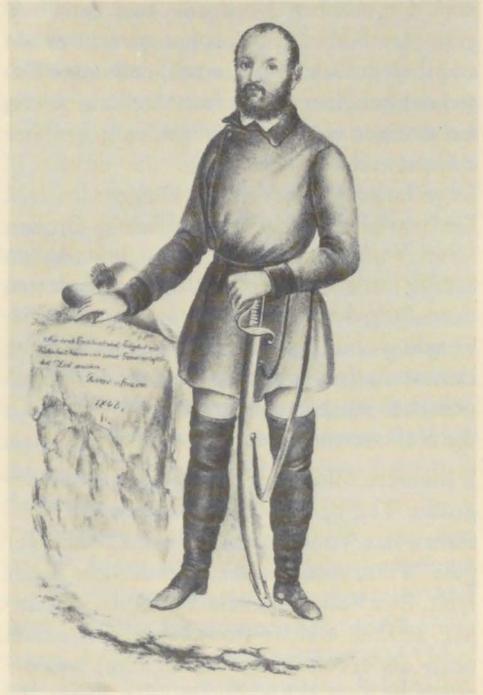
Die politischen Ereignisse kamen immer schneller in Bewegung. Die Februarrevolution in Frankreich rief in Deutschland einen Sturm hervor, leitete die Märzrevolution ein, die alles Morsche hinwegfegte und die Staatsgefüge in ihren Grundfesten erzittern ließ. Veit Valentin meint dazu, etwas lyrisch, aber dennoch zutreffend: „Dieser Frühling von 1848 war ein Naturerlebnis, wie es unser karges Klima auch den glücklicheren Landen am Rhein, Main und Neckar nur selten, den nördlichen und östlichen Gauen fast nie spendet. Die verführerische Sonne ließ auch in den Menschen etwas Ungeahntes aufblühen: sie sammelten sich und sprachen, sie forderten und erreichten alles, sie bekränzten

sich, sie tranken sich zu und feierten. Feinde umarmten sich, Verbannte und Verkettzte stiegen auf zu frohlockender Führerschaft, Schuld- und Fluchbeladene verschwanden stille, niemand tat ihnen weh, und alle waren gerührt. Die deutsche Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit triumphierte über alle Vorsicht, über jede schwere, böse, erschütternde Erfahrung der alten Zeit.²⁴⁾ Zum ersten Male erhob sich in der Märzbewegung in allen deutschen Ländern eine politische Sprache, und es zeigte sich, daß die deutsche Nation doch eine Tatsache war. „Dieser März 1848 ist die große Geschichtswende der Deutschen im 19. Jahrhundert. Es gibt seitdem Vormärz und Nachmärz. Die Geister, die Köpfe, die Herzen schieden sich, man mußte auf der einen oder der anderen Seite der Barrikaden stehen.“²⁵⁾ Die berühmte Motion Friedrich Bassermanns vom 12. Februar 1848, eingebracht in der Zweiten Badischen Kammer, forderte eine Vertretung der deutschen Ständekammern beim Deutschen Bund. Für Baden war diese Motion der „Weckruf der Volksbewegung“²⁶⁾. Die Grundforderungen nach Pressefreiheit, Schwurgerichten, Volksbewaffnung, deutsches Parlament wurden überall neu und hoffnungsvoll gestellt. Die Ereignisse vollzogen sich nun in dichter Folge. Am 27. 2. 1848 fand in Mannheim, politische Vorreiterin in jenen stürmischen Jahren, eine große Volksversammlung statt, bei der selbst Hecker zur Beruhigung der Massen beitragen mußte. Diese von den Liberalen und Radikalen einberufene Bürgerversammlung löste einen Petitionssturm sämtlicher badischen Städte von Heidelberg bis Konstanz an die II. Kammer aus.²⁷⁾ Am 29. 2. folgte Heidelberg mit einer Versammlung. Der 1. März wurde für Karlsruhe ein großer Tag. Hunderte von Deputierten aus vielen Städten strömten in die Residenz. Die Züge von Mannheim—Heidelberg brachten Massen nach Karlsruhe. Die Agitation in den Wirtshäusern schlug hohe Wellen, es brodelte überall. Stürmische Sze-

nen auch in der Kammer. Scharen von Menschen füllten die Gänge, Galerien und Tribünen. Mit Jubel wurde die von Bekk gemachte Zusage begrüßt, daß das vom Bundestag aufgehobene badische Preßgesetz von 1831 wieder wirksam würde, erstes Zugeständnis an die Masse. Hecker stellte die Forderungen auf: Aufhebung der Ausnahmegesetze von 1819, 1831, 1834, Beeidigung der Staatsbürger und des Heeres auf die Verfassung, Gleichberechtigung der Konfessionen, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung, Aufhebung des Feudalwesens, Einführung der progressiven Einkommensteuer. Er wollte die alten Forderungen auf der Stelle beschlossen haben, um die Gunst der Stunde zu nützen.²⁸⁾ Mathy gelang es mit Mühe, die Anträge einem Ausschuß zu überweisen, und dieser arbeitete schnell. Schon am 2. März konnte der Berichtstatter Welcker die um die Forderungen nach Ministerverantwortlichkeit, gerechte Verteilung der Staats- und Gemeindelasten, Unabhängigkeit der Richter usw. erweiterten Anträge dem Plenum vorlegen. Die Kammer stimmte einstimmig zu.²⁹⁾

Erschwert wurde die Lage der Regierung noch durch die Bauernrevolten und Judenkrawalle, auf die leider nicht näher eingegangen werden kann, hauptsächlich im Odenwaldgebiet, Main- und Taubergrund, welche das Land erschütterten und schließlich einen Einsatz von Truppen notwendig machten. In Karlsruhe herrschte in Regierungskreisen eine niedergeschlagene Stimmung, und der Großherzog bot in jenen Tagen das Bild eines schwachen und unentschlossenen Regenten. Daß die Bauernunruhen weniger einen radikalen politischen Hintergrund hatten, sondern die Bauern in erster Linie um eine erträgliche wirtschaftliche Existenz kämpften, zeigte sich auf der Offenburger Versammlung am 19. März, bei der die Bauern mit ihren Wünschen durch die politischen Ziele der Radikalen in den Hintergrund gedrängt wurden.

Die Einladung nach Offenburg hatten außer Hecker, Struve, Itzstein auch die liberalen Führer Welcker und v. Soiron unterzeichnet, während Bassermann und Mathy abgelehnt hatten.³⁰⁾ Aus der Unterschrift Welckers und v. Soirons glaubten viele Gemäßigte ablesen zu können, daß es sich in Offenburg nur um „ein Zusammentreten aller Freunde des Vaterlandes zum Schutz der öffentlichen Ordnung und der Rechte des Volkes handle“, obwohl Mathy und Bassermann gegen die Versammlung sprachen.³¹⁾ In dem Aufruf, nach Offenburg zu kommen, hieß es: „Die freiheitlichen Bestrebungen des badischen Volkes entbehren der Einigung. Die Aufregung äußert sich teilweise in beklagenswerten Ausbrüchen. Die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes treten zwar im Augenblick nicht offen auf, können aber leicht wieder ihre Macht entwickeln. Unter diesen Umständen ist zum Schutz der öffentlichen Ordnung und der Rechte des Volkes ein Zusammentreten aller Freunde des Vaterlandes notwendig, wenn sich nicht der gute Geist zersplittern oder gar von feindseligen Umtrieben unterdrückt sehen soll.“³²⁾ Ein Aufruf der Staatsregierung vom 15. März 1848, unterzeichnet von Großherzog Leopold, zählte auf, welche Volkswünsche bereits erfüllt wurden und mahnte zur Einsicht und Besonnenheit. Trotzdem „strömten viele Tausende aus allen Ständen und Landesteilen an dem frühlingswarmen Sonntag nach Offenburg, um hier einige köstliche Stunden des neuangebrochenen Völkerfrühlings zu kosten. Namentlich waren auch die Landleute vom Schwarzwald in ihren malerischen Volkstrachten in hellen Haufen erschienen. Das Ganze trug das Gepräge eines großen, freien, fröhlichen Volksfestes. Die Stimmung war begeistert, von der gewaltigen Zeit gehoben, kein Streit und Parteihader trennte die Teilnehmer, die nur von frohen Hoffnungen beseelt waren und in ihrer rührenden Einfalt von politischen Formen, Gestaltungen und Schlagworten meist noch gar nichts wuß-



Gustav Struve

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

ten.“³³⁾ Selbstverständlich wurden die angestrebten Beschlüsse nicht von der Riesenversammlung ausgearbeitet, sie wurden von einem kleinen Kreis am Vorabend formuliert. Sie wurden dann der Menge vorgelesen, bei der Unruhe von vielen nicht verstanden, aber trotzdem begeistert einstimmig angenommen. Es waren z.T. die Forderungen vom September 47, die wieder aufgenommen wurden, „z.T. ein verstärktes, gegen Bürokratie, Dynastie, Militär und Verfassungsverfälschung gerichtetes Bekenntnis zur folgerichtigen Demokratie.“³⁴⁾ Von den Beschlüssen seien im Wortlaut angeführt: „Der Kampf der Volksherrschaft und der Einherrschaft hat begonnen. Deutschland, seit Jahrhunderten das große Schlachtfeld aller staatlichen und kirchlichen Kämpfe, wird auch jetzt wiederum den Zusammenstoß zwischen

dem despotischen Nordosten und dem freigesinnten Südwesten Europas am schwersten empfinden. Darum tut es not, daß unser Vaterland bei Zeiten eine feste Stellung seinen auswärtigen und inneren Feinden gegenüber einnehme.

Es verlangt daher vor allen Dingen:

Ein deutsches Parlament, welches im Großen seine Verhältnisse nach Innen und Außen kräftig ordne und frei gestalte, und dessen erste Aufgabe sein wird, der deutschen Nationalität und Selbständigkeit Anerkennung zu verschaffen. Was insbesondere unsere badenschen Angelegenheiten betrifft, so erklärt die Volksversammlung von Offenburg:

I. Mehrere Mitglieder der Regierung und der größte Teil der Beamten besitzen das Vertrauen des Volkes nicht, weil Einzelnen der gute Wille, Anderen die erforderliche Kraft fehlt. Das Volk kann kein Vertrauen in Männer setzen, welche vor wenigen Wochen noch als revolutionär bekämpften, was sie teilweise jetzt selbst zugestanden haben. Es läßt sich nicht täuschen durch das Vorschieben liberaler Persönlichkeiten. Anstößig ist dem Volke namentlich der Einfluß, welchen der Markgraf Wilhelm seit langer Zeit auf die Staatsgeschäfte überhaupt und das Militärwesen insbesondere ausgeübt hat. Nicht minder anstößig ist ihm der Einfluß einiger Personen aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, welche man mit dem Namen Camarilla zu bezeichnen pfl egt.

II. Das Volk hat kein Vertrauen zu der ersten Kammer der Ständeversammlung, da dieselbe aus Privilegierten besteht, welche ihren Sonderinteressen das Wohl des Volkes geopfert haben. Das Volk verlangt Abhilfe gegen diesen Übelstand vermittelst einer Revision der Verfassung.

III. Das Volk hat kein Vertrauen zu einer großen Zahl der Mitglieder der zweiten Kammer, da dieselben durch Wahlbeherrschung und Wahlverfälschung unter dem Einfluß der Censur und der Polizei gewählt

wurden, und sich als blinde Werkzeuge in den Händen jeden Ministeriums erwiesen haben. Das Volk verlangt den Rücktritt der reactionären und gesinnungslosen Partei der zweiten Kammer.

IV. Das Volk besitzt durchaus keine Bürgschaften für die Verwirklichung seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheit. Es muß sich diese Bürgschaften selbst verschaffen: Demzufolge bildet sich:

1. In jeder Gemeinde des badenschen Landes ein vaterländischer Verein, dessen Aufgabe ist, für die Bewaffung, die politische und soziale Bildung des Volkes, so wie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen.
2. Sämtliche Vereine eines Wahlbezirks bilden einen Bezirksverein, sämtliche Bezirksvereine einen Kreisverein, die vier Kreisvereine einen Landesverein.
3. An der Spitze jedes dieser Vereine steht ein leitender Ausschuß.
4. Für jeden dieser Vereine bildet sich sofort eine Vereinskasse zur Bestreitung der notwendigen Auslagen.
5. Alle Provinzen Deutschlands sollen aufgefordert werden, ähnliche Vereine zu bilden, und mit dem badischen Landesvereine in freundschaftlichen Verkehr zu treten.

V. Das Volk verlangt von der Ständeversammlung, daß sie die entschiedensten Maßregeln treffe, um zu bewirken, daß die Regierung:

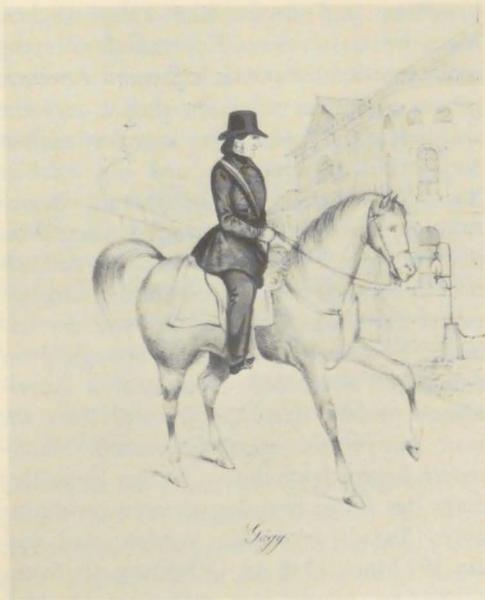
1. Sofort eine Verschmelzung der Bürgerwehr und des stehenden Heeres durchführe zum Behufe der Bildung einer wahren, alle waffenfähigen Männer umfassenden Bürgerwehr.
2. Als bald alle Abgaben abschaffe, außer den Zollvereins-Abgaben und etwa der direkten Steuern, und ihre Ausgaben decke durch eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer.

3. Daß alle Vorrechte, welchen Namen sie tragen, abgeschafft werden.

4. Daß ungesäumt die Schule von der Kirche getrennt werde.“³⁵⁾

Als Mitglieder des Landesausschusses der Volksvereine wurden 16 Männer der äußersten Linken und als deren Obmann Friedrich Hecker ernannt. Durch die Schaffung der Volksvereine, dieser „Kluborganisation“, wurde der Versuch gemacht, die politische Macht im Lande zu erringen. „Der Offenburger Beschluß schuf eine aktive Volkspartei in Baden, er bereitete die Republik unmittelbar vor.“³⁶⁾ Und in der Tat, die Volksvereine leisteten landauf, landab wirkungsvolle Arbeit, gegen die die Vaterländischen Vereine der konstitutionellen Liberalen nicht aufkamen. Im Winter 1848/49 wurde Baden mit einem Netz von über 400 demokratischen Ortsgruppen überzogen und „wurden in jeder Bürgerwehr und jeder Heeresgarnison Vertrauensleute gewonnen und revolutionäre Zellen gebildet. Zum ersten Male wurde eine Parteiorganisation aufgebaut, die die letzte Ortschaft erfaßte...“³⁷⁾ Hier sind die Ansätze zu sehen, die Menschen politisch zu motivieren, die letztlich aber nur teilweise gelangen. Friedrich Engels gibt denn auch dem späteren Scheitern der Revolution dem Mangel an politischer Aufklärung und das sich daraus ergebende mangelnde Engagement der Bevölkerung große Schuld. Der Heidelberger Historiker Ludwig Häusser, der verlässliche Beobachter jener Zeit und liberaler Abgeordneter der II. Kammer, beurteilt die Offenburger Versammlung vom März 1848 wie folgt: „Die revolutionäre Partei hatte zu Offenburg indessen Eines erreicht: sie hatte angefangen, die gesetzlichen Organe ganz ohnmächtig zu machen, das öffentliche Leben in Clubs, Wohlfahrtsausschüsse und leicht zu leitende Volksversammlungen zu verpflanzen, und auf diese Weise die noch vorhandenen Begriffe von Gesetz und Ordnung vollends zu verwirren. Man hatte die Probe gemacht mit der Be-

handlung und Ausbeutung einer solchen Menschenmasse, deren Kopfzahl den Verabredungen der Führer Gewicht und Ansehen geben mußte; es war nun einmal versucht worden, die Organe der konstitutionellen Monarchie zu umgehen und mit solchen Massenbeschlüssen die bestehende Regierung zu terrorisieren. Geling es, diese Manoeuvres weiterhin über das Land zu verbreiten, war einmal die jetzt entworfene Organisation der Clubs durchgeführt und der leitende Mittelpunkt der Volksbewegung in den engen Kreis der revolutionären Parteimänner verlegt, dann kam auch die Zeit, wo man mit einem republikanischen Handstreich hervortreten durfte. So war hier allerdings das Programm der späteren revolutionären Taktik entworfen worden: und was am 19. März 1848 zu Offenburg als Same ausgestreut wurde, war später am 13. Mai 1849 zu reifer Frucht gediehen, man konnte sagen, zum Schrecken der Führer und Urheber selbst. Eine republikanische Schilderhebung war am 19. März verfrüht: eine genaue Betrachtung der Volksstimmungen mußte eher abmahnen als anspornen. Wenn Hecker das Volk aufforderte, ihm zu folgen, wenn er es zur Hülfe rufe, so gehörte eben wieder die ganze Illusion der Hecker'schen Individualität dazu, um aus dem Beifallruf vieler Tausende auf die bewaffnete und tätige Hülfe vieler Tausende von bereitwilligen Kämpfern zu schließen. Die unermeßliche Mehrzahl dachte nicht daran, daß ein solcher Ruf zum Streite einem republikanischen Putsch gelte; noch waren sie der Wahrheit, die Welcker's Erklärung damals aussprach, nicht unzugänglich: daß die Frage, welche Form Deutschland in Zukunft haben solle, nicht in einem südwestlichen Winkel Deutschlands, sondern von der ganzen Nation entschieden werden müsse.“³⁸⁾ Wenn auch hier der konstitutionell gesinnte Liberale unverfälscht aus seinen Worten spricht, so ist ihnen doch nichts hinzuzufügen. Der Verlauf der Dinge gab Häusser recht.



Amand Goegg

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

Die Offenburger Versammlung vom 12./13. Mai 1849

Es muß nun ein Jahr überschlagen werden, das von höchster historischer Wichtigkeit war und ist. Vorbei gingen der Hecker- und Struve-Putsch in Baden, erfolglose, illusionistische und zum Scheitern verurteilte Unternehmungen. Es kann nur erinnert werden an die Auseinandersetzungen in der Deutschen Nationalversammlung, die provisorische Zentralgewalt, den Reichsverweser, an das Verfassungswerk, den Umschwung in Preußen und Österreich, an die Ablehnung der Kaiserkrone und der Reichsverfassung durch den König von Preußen. Und schließlich folgt der daraufhin einsetzende Kampf um die Reichsverfassung, die Reichsverfassungskampagne. Welche Fülle politischer Ereignisse, zusammengedrängt auf wenige Monate! Und welcher Höhenflug liberaler Hoffnungen, welch ein Aufbäumen zur Er-

füllung demokratischer Träume und letztlich welcher Absturz! In sich überstürzender Folge brachten die Maitage 1849 jene Gegebenheiten, welche in Baden die revolutionäre Erhebung herbeiführten.

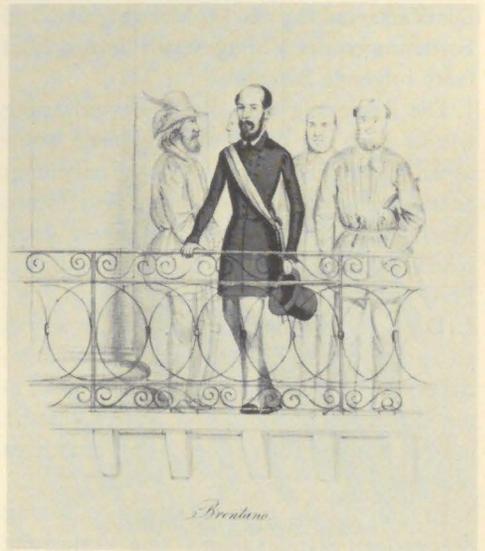
Mit Recht wird immer wieder darauf hingewiesen, daß entscheidend für das Gelingen einer revolutionären Erhebung das Verhältnis zur bewaffneten Macht sei. Dies zeigt auch der weitere Ablauf in Baden. Die geschwächte Regierung stimmte der Reichsverfassung, die im Volke einen begeisterten Widerhall gefunden hatte, mit Vorbehalt zu. Der Vorbehalt der Regierung, daß nämlich zu ihrer Zustimmung das Einverständnis der vier Königreiche vorliegen müsse, bot der Opposition natürlich Ansatzpunkte zum Angriff. Die II. Kammer verlangte am 10. Mai die amtliche Veröffentlichung der Reichsverfassung, „die Vereidigung auf sie von Militär und Zivil, Abwehr jedes Angriffes auf die Reichsverfassung und jedes Oktroyierungsversuches, Vorbereitung der Reichstagswahlen, Verzicht auf die Teilnahme an den Unionsverhandlungen in Berlin.“³⁹⁾ Die Regierung, durch die Ablehnung der Verfassung durch Preußen nicht nur dort, sondern auch in München und Frankfurt brüskiert, leistete keinen nennenswerten Widerstand mehr und gewährte alles. Die Ereignisse gingen über sie hinweg. Die Sitzungsperiode der Kammern ging zu Ende. Sie hatten als letzte Aufgabe das badische Wahlgesetz vor sich, das an der Stelle der privilegierten Ersten Kammer eine Vertretung nach drei Steuerklassen vorsah. Die Zweite Kammer sollte nach dem Frankfurter Reichstagswahlrecht gewählt werden. Damit glaubte man, den Demokraten den Wind aus den Segeln nehmen zu können, aber: „Der Landesausschuß der Volksvereine ist äußerst unzufrieden; er will überhaupt keine Erste Kammer mehr, er hält die Grundrechte für verletzt. Badische und deutsche Motive wirken zusammen. Der Landesausschuß sieht die Regierung taumeln, er will nachstoßen. Es wird zur Volks-

bewaffung aufgerufen.“⁴⁰) Und in diese Turbulenzen hinein brach am 12. Mai 1849 der Soldatenaufstand in Rastatt, ein ganz ungewöhnliches Ereignis! Die Gründe können in dem zur Verfügung stehenden Raum nur angedeutet werden: 1. Kurze Exerzierzeit des badischen Soldaten, lange Beurlaubung, nur 25—40 Mann blieben pro Kompanie im Dienst. Ein gutes Verhältnis zwischen Offizier und Mann und ein Zusammengehörigkeitsgefühl konnten so nicht entstehen. 2. Dafür erhöhte Macht der Unteroffiziere. 3. Üble Kanzleiwirtschaft, übertriebene Sparsamkeit, schlechter Einsatz der vorhandenen Mittel. 4. Uneinheitlichkeit (Gruppenbildung) des Offizierkorps, keine Bewältigung des Generationenproblems, kein Korpsgeist, Junkertum, Gespreiztheit, Mittelmäßigkeit. 5. Auf Beschluß der Frankfurter Nationalversammlung hatte Baden die Mannschafstärke von 1% auf 2% der Bevölkerung erhöht. Auch diese neu eingezogenen Soldaten wurden nur kurze Zeit in den Kasernen belassen und dann nach Hause geschickt, wo sie den revolutionären Einflüssen ausgesetzt waren. Unter den neu Eintretenen befanden sich naturgemäß auch viele Männer, welche die revol. Ideen und Ziele vertraten und einen entsprechenden Einfluß auf die Kameraden ausübten. Es waren auch solche Männer dabei, die schon mit Hecker gezogen waren. Man hatte sich Revolutionäre ins Heer geholt. 6. In Baden konnten sich die wohlhabenden vom Militärdienst freikaufen, und sogenannte Einsteher traten für sie den Dienst an. Die allgemeine Wehrpflicht machte dem Einsteherwesen ein Ende, es wurde im Februar entschädigungslos aufgehoben. Die meisten Unteroffiziere waren Einsteher, man machte sie unzufrieden und unsicher, und es war ein schwerer Fehler, daß die als Entschädigung gedachte Lohnerhöhung von der Kammer nicht rechtzeitig bewilligt wurde. Auch die schon vor den Maiereignissen den Unteroffizieren gegebene Möglichkeit, zum Offizier aufzusteigen,

brachte nicht die erhoffte Wirkung. Neid und Mißgunst machten sich breit, viele Unteroffiziere traten aus der Armee aus. Insgesamt war also das Unteroffizierskorps nicht in der Verfassung, seine Aufgabe als Schaltstelle zwischen Offizier und Mann zu erfüllen und die jungen Leute positiv zu beeinflussen. 7. Der revolutionären Agitation wurde ihre Arbeit durch die unzufriedenen Soldaten leicht gemacht. Der Hebel wurde bei den beurlaubten Rekruten angesetzt. Diese wurden von Vätern, Brüdern und Verwandten unter Druck gesetzt, in die Kasernen gelangten Zeitungen und Druckschriften der Volksvereine. Die Soldaten bildeten Klubs, die mit der revolutionären Partei Zusammenkünfte hatten. Die schnelle Verbindung der politischen Erhebung mit der Militärmeuterei in Rastatt und anschließend in allen wichtigen Garnisonsstädten des Landes leitete den Erfolg der Revolutionäre ein.

Lorenz Brentano

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe



Und wieder wurde das bewährte Offenburg zum Ausgangspunkt weitreichender politischer Ereignisse. Auf den 12. Mai wurde der Landesausschuß der badischen Volksvereine nach Offenburg einberufen, am 13. Mai sollte eine allgemeine Landesvolksversammlung stattfinden. Schon die Sitzung des Landesausschusses spiegelte die wilde Erregung jener Tage wider. Nur mit Mühe konnten die Besonneren unter den Deputierten den Verlauf der Sitzung in der Hand behalten. Die Forderungen, die man erhob, beschränkten sich zunächst auf rein badische Belange: Rücktritt des Ministeriums, Konstituante aufgrund des allgemeinen Stimmrechts, Aufhebung der Kammerbeschlüsse seit dem 1. Januar, allgemeine Amnestie, Zurückberufung politischer Flüchtlinge.⁴¹⁾ Eine Deputation brachte diese Forderungen sofort nach Karlsruhe, wo sie mit Bekk besprochen wurden. Dieser lehnte sie ab und machte auf die Folgen eines Umsturzes aufmerksam. „Er droht mit den Bajonetten des übrigen Deutschlands, das sich keine badische oder südwestdeutsche Republik gefallenlassen werde.“⁴²⁾ Die Gespräche wurden dadurch so verschärft, daß ein Weg zueinander nicht mehr gangbar war.

Die Versammlung am 13. Mai ging über die Forderungen des Vortages weit hinaus. Man faßte folgende Beschlüsse:

1. Die Regierung muß die Reichsverfassung wie sie nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht, unbedingt anerkennen und mit der ganzen bewaffneten Macht deren Durchführung in andern deutschen Staaten zunächst in der bayrischen Pfalz unterstützen.

2. Das gegenwärtige Ministerium ist sofort zu entlassen und Bürger Brentano, Obergerichtsadvokat zu Mannheim, und Bürger Peter, Reichstagsabgeordneter von Konstanz mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen.

3. Es muß alsbald unter sofortiger Auflösung der jetzigen Ständekammer eine Verfassung

gebende Landesversammlung berufen werden, welche in sich die gesamte Rechts- und Machtvollkommenheit des badischen Volkes vereinigt; diese Landesversammlung soll gewählt werden von uns aus den sämtlichen volljährigen Staatsbürgern des Landes, und zwar unter Beibehaltung der für die bisherige zweite Kammer bestandenen Wahlbezirke.

4. Es muß ohne allen Verzug die Volksbewaffnung ins Leben gerufen werden, und es sind alle ledigen Männer von 18—30 Jahren als erstes Aufgebot sofort mobil zu machen. Alle diejenigen Gemeindebehörden, welche nicht alsbald die Bewaffnung ihrer Bürger anordnen, sind augenblicklich abzusetzen.

5. Die politischen Flüchtlinge sind sofort zurückzurufen, die politischen Militär- und Zivilgefangenen zu entlassen und alle politischen Prozesse niederzuschlagen; namentlich verlangen wir aber auch die Entlassung derjenigen Militärgefangenen, welche infolge der politischen Bewegungen wegen sogenannter Disziplinar- und Insubordinations-Vergehen bestraft wurden.

6. Die Militärgerichtsbarkeit muß aufgehoben werden.

7. Bei dem Heer soll eine freie Wahl der Offiziere stattfinden.

8. Wir verlangen alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr.

9. Es müssen sämtliche Grundlasten unentgeltlich aufgehoben werden.

10. Es müssen die Gemeinden unbedingt selbständig erklärt werden, sowohl was die Verwaltung des Gemeindevermögens als die Wahl der Gemeindevertreter betrifft; es müssen alsbald im ganzen Lande neue Wahlen für die Gemeindevertretung stattfinden.

11. Es werden sämtliche von den sogenannten Kammern in Karlsruhe seit dem 17. Januar l. J. gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärt und darunter namentlich das sogenannte Wahlgesetz vom 10. v. M., welches einen förmlichen Angriff auf die in den Reichsgesetzen gegebenen Bestimmungen enthält.

12. Die Geschworenengerichte sind für alle Kriminalfälle ohne Unterschied augenblicklich einzuführen, und kein einziger Kriminalprozeß darf mehr von Strafrichtern entschieden werden.

13. Die alte Verwaltungs-Bürokratie muß abgeschafft werden und an ihre Stelle die freie Verwaltung der Gemeinden oder anderer Körperschaften treten.

14. Einrichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutze gegen das Übergewicht der großen Kapitalisten.

15. Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer nebst Beibehaltung der Zölle.

16. Einrichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann. Hierdurch fällt der besondere Pensionsfonds für Staatsdiener von selbst weg.⁴³⁾

Das Wort Republik kommt auch in diesen Offenburger Beschlüssen merkwürdigerweise nicht vor. Die Frage der Proklamierung wurde zwar in der Debatte angesetzt, der Antrag wurde aber abgelehnt. Goegg, der Präsident der Versammlung, gibt als Grund an, daß die von den Vereinen gesandten Kongreßmitglieder meistens ältere, vermögende Familienväter waren, die „im Augenblick vor solch kühner Tat erschrecken“. Häusser meint, daß man befürchtete, daß ein republikanischer Putsch in Baden die Kräfte der Bewegung in Deutschland spalten und einen Rückschlag hervorbringen würde, der die demokratische Partei auf lange Sicht lähmen konnte. Es siegte „der besitzende Teil der Demokratie“, während die ganz Radikalen meinten, daß der Augenblick zur Ausrufung der Republik günstiger sei als je und befürchteten, daß man durch das Zögern wieder eine nie wiederkehrende Gelegenheit versäume.⁴⁴⁾ Die Beschlüsse trugen die Unterschrift Amand Goeggs, der sie auch verfaßt hatte. Es war sein großer Tag, denn er setzte sich mit diesen Forderungen gegen

den wegen Krankheit nicht anwesenden Brentano durch. Brentano selbst hatte eine Sturmpetition und den Sturz des Ministeriums, aber kein allgemeines Programm gewünscht, dessen Sozialismus ihn in Verlegenheit brachte.⁴⁵⁾ Goegg, eine der sympathischsten Figuren der Revolution, war „das Gefäß eines lauterer Geistes... kein menschenverachtender Dialektiker, sondern ein Weltverbesserer ohne Giftzahn, zähe in der Kritik aller Halbheiten und billiger Kompromißereien, warm gläubig in der Vertretung seines Gesellschaftsideals, unanfechtbar als Charakter und als Verwalter öffentlicher Angelegenheiten und Geschäfte — so wird er ganz natürlich in den Vordergrund der Geschehnisse getragen, die zu meistern er freilich nicht der Mann ist.“⁴⁶⁾ Goegg, ein typisches Lebensschicksal jener Sturmjahre.

Der neue, durch Soldatenvertreter ergänzte Landesausschuß mußte nun die Offenburger Beschlüsse durchführen. Sein Weg führte ihn über Rastatt zum letzten Stoß gegen Regierung und Dynastie in das in vollem Aufruhr stehende Karlsruhe. Dort zog er — begeistert begrüßt — in die von Großherzog und Ministerium fluchtartig am 14. Mai 1849 verlassene Residenz ein und übernahm mit der Exekutivkommission Brentano, Eichfeld, Goegg und Peter die Regierungsgeschäfte.

Struwe, Hecker, Schimelpening

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe





Wie der erste deutsche Reichs-Polizei-Minister seinen Ehrenbelang traut

Karikatur auf Karl Mathy als „Polizeiminister“ bei der Verhaftung Joseph Ficklers am 8. 4. 1848

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

Das Schicksal der badischen Volkserhebung nahm seinen Lauf.⁴⁷⁾

In der Rückblende sei die denkwürdige Offenburger Versammlung vom 13. Mai 1849 in verschiedener Sicht aufgezeigt.⁴⁸⁾ Zuerst komme der Revolutionär Goegg zu Wort: „Nachmittags 2 Uhr wurde dann vor dem Rathause auf dem Marktplatz die großartige, wohl gegen 40 000 Mann zählende Landes-Volksversammlung von Goegg mit den Worten eröffnet: ‚Nicht viel reden wollen wir diesmal, sondern handeln.‘ Es sprachen Heinrich Hoff, Werner, Germain Metternich aus Mainz, Stay, Savoie, Abgesandter der französischen Demokraten, und die Soldaten Codel und Ritter. Nachdem das oben mitgeteilte, die Konsequenzen einer sozialdemokratischen Republik enthaltene, von Goegg vorgelegte Programm angenommen worden war, forderte derselbe die Versammlung auf, vom Platz hinweg nach Rastatt zu

ziehen, um dort mit den Bürgersoldaten die Revolution mit einem Schläge dem Ziel zuzuführen und die Republik zu proklamieren. Ein donnerndes Hurra gab aus wohl 35 000 Kehlen die Zustimmung.“ Und nun der konstitutionelle Liberale und kühle Betrachter Häuser: „Wer das heitere wohlhabige Volk ansah, fühlte wohl, daß hier von tiefer Unzufriedenheit und revolutionärer Verbitterung viel weniger vorhanden war, als von Üppigkeit und Wohlleben; trotz der roten Farbe, die in Blumen und Bändern zu schauen war, dachten die harmlosen Leute nicht an die blutrote, sozialistische Republik. Für sie war die Versammlung ein Festtag, die ganze Bewegung erschien diesen alten Kindern wie eine heitere, unblutige Feier, wo ein Jeglicher ohne Mühe das los werden könne, was ihn drückte. Daß sie das Opfer einer nichtswürdigen Demagogie waren, die mit dem Wohlstand und der Freiheit eines reich begabten Volkes ein schmachvolles Spiel trieb, daß den roten Blumengewinden und Bändern bald ein anderes, blutiges Rot folgen werde, davon hatten die Meisten in ihrer unbeschreiblichen Naivität keine Ahnung.“ Dies ist natürlich ebenfalls viel zu einseitig gesehen, denn der verlangte Blutzoll wurde später von vielen in vollem Bewußtsein gebracht. Zum Schluß soll noch der Augenzeuge Joseph Victor von Scheffel zu Worte kommen: „Am 13. Mai war ein sonnenheller, frischer Sonntagmorgen über Offenburg aufgegangen. Von frühester Frühe an wimmelte ein buntes Leben durch die Straßen. Wie zur ersten Versammlung am 19. März 1848 zogen die Umwohner von nah und fern in der alten Reichsstadt ein. Dem Oberländer und Schwarzwälder waren durch die einjährige Praxis des Versammlungsrechts die Volksversammlungen zu einer Art Sonntagsvergügen geworden, wo auch derjenige, dem die Politik ungeheuer egal war, doch die Gewißheit hatte, vor und nachher sich an einem frischen Trunk in frischer Gesellschaft letzen zu können. Um wie viel mehr mußten die

Massen an diesem Tage herbeiströmen, wo auch schon auf Dorf und Land die Ahnung hinausgedrungen war, daß heute etwas Entscheidendes geschehen würde. Für ein unbefangenes Gemüt war es trotz alledem erquickend und erhebend, diese gesunde gewaltige Volkskraft so beisammen zu sehen, und manchem deutschen Professor und Beamten war der Anblick zu wünschen, um seine Begriffe von wirklichem, rotbackigem Volksleben zu vervollständigen. Von allen Seiten zog's heran. Auf großen Leiterwagen, zum Teil sechsspännig mit prächtigen Pferden fahrend, kamen die Mannen aus dem sogenannten Hanauer Ländle, d. h. aus den früher Hanau-Lichtenauischen Ämtern am Rhein — kräftige, frohe Burschen und Männer in ihrer unvergleichlichen Tracht, in der Sommer wie Winter gleichmäßig getragenen Pelzkappe, in roter Weste, weißer Jacke und schwarzen Hosen. Dort marschierte, in schwerem Tritt, den Knotenstock statt des Gewehrs in der Hand, mit blauer Blouse und schwarzem Hut angetan, eine Schar Volkswehränner aus dem Kinzigtal. Hier kamen mit Musik und Sang Turner von Bühl und Achern. Da sah man eine Gruppe, deren abenteuerliche Strohhüte auf einen weiten Marsch schließen ließen, den sie aus dem oberen Schwarzwald herunter gemacht hatten. Die Staffage war mannigfacher und bunter als bei der ersten Versammlung im März des vorigen Jahres. Aber welch ein Unterschied auch im äußeren Gebahren. Damals flackerten schüchtern und kaum der freien Luft schon gewohnt die schwarz-rot-goldenen Fahnen im Winde, und da und dort schaute von der Fahne der deutsche Reichsadler ins Land hinaus; damals war eine frische, schwarz-rot-goldne Stimmung und viel Hoffnung auf Alldeutschlands Zukunft in den Gemütern, — und jetzt! Kaum ein Jahr war vorübergerauscht, und schon war die alte Reichsfarbe abgenutzt und verblaßt und galt eher als Abzeichen des Philisters und Staatshämorrhoidars. Und dieselben Massen,

die sich damals an der deutschen Tricolore freuten, kamen heute in rotem Farbenschmuck — wohl unbewußt dessen, was er bedeutete, denn Schwarzwälder Dorfgeschichten-Gemüter und blutroter Haß! wie kann's mit letzterem Ernst sein? Die Hanauer Bauern hatten sogar ihren Pferden große rote Blumensträuße auf die Häupter gesteckt und große rote Blumenguirlanden um die Wagen gebunden, also die rote Farbe mehr in scherzhaftem Dienst des Schönen als der Revolution verwendet. Anders freilich war's mit manchen Fahnen, auf deren Grund das alte Lied ‚Freiheit, Wohlstand und Bildung für alle‘ prangte. Den Träger einer solchen werde ich nie vergessen: eine mehr als Bassermann'sche Gestalt mit langem rotem Bart, feuerroter Mütze, kurzer blauer Jacke, und die Büchse trotzig um die Schultern gehangen; dazu einem Blick in seinem verwetterten Gesichte — ‚Der hätt' auch lieber auf seine Fahne schreiben sollen: Als druff! jetzt isch Zeit!‘ sagte einer der in der Nähe Stehenden. Unter gewaltigem Jubelruf fuhr der

Karl Theodor Welcker Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe



Bahnzug, welche den Landesausschuß nach Rastatt bringen sollte, gegen Abend von Ofenburg ab; an jedem Bahnwartshaus, an jeder Station standen eine Menge Landleute im Sonntagsgewand und jauchzten dem Zuge zu. Daß ein trauriger Sommer diesem ‚Frühlingsanfang‘ nachfolgen sollte, wer dachte daran unter den Jubelnden! Mir aber, der gleichfalls landabwärts fuhr, war’s schmerzlich zu Mute, je betäubender der Lärm draußen ertönte. Die wehmütige alte Volkswaise

Wo’s schneiet rote Rosen,
Da regnets’s Tränen drein!
summte mir durch den Kopf und wollte mich nimmer verlassen.⁴⁹⁾

Und wahrhaftig, es hat viele Tränen geregnet, noch Jahre nach der Niederschlagung der badischen Erhebung von 1849. Das badische Wiegenlied gibt die Stimmung des besetzten Landes wieder⁵⁰⁾:

*Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Deinen Vater hat er umgebracht,
Deine Mutter hat er arm gemacht,
Und wer nicht schläft in stiller Ruh,
Dem drückt der Preuß die Augen zu.*

*Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!*

*Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Der Preuß hat eine blut’ge Hand,
Die streckt er übers badische Land,Wir alle müssen stille sein,Als wie dein Vater unterm Stein.*

*Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!*

*Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!*

*Schlaf, mein Kind, schlaf leis,
Dort draußen geht der Preuß!
Gott aber weiß, wie lang er geht,
Bis daß die Freiheit aufersteht,
Und wo dein Vater liegt, mein Schatz,
Da hat noch mancher Preuße Platz!*

*Schrei, mein Kindlein schrei’s,
Dort draußen liegt der Preuß!*

Anmerkungen

¹⁾ Stiefel, a. a. O. S. 270/271

²⁾ Landeszentrale, a. a. O. S. 39

³⁾ Valentin I, a. a. O. S. 152—184

⁴⁾ Landeszentrale, a. a. O. S. 40, Vollmer, a. a. O. S. 11—28

⁵⁾ Valentin I, a. a. O. S. 153/154

⁶⁾ Landeszentrale, a. a. O. S. 43, vgl. auch Blum, a. a. O. S. 21, Goldschmitt, a. a. O. S. 32—44, Vollmer, a. a. O. S. 29 f.

⁷⁾ Lautenschlager, a. a. O. S. 17 (Volksstaat u. Ein herrschaft)

⁸⁾ Langenfeld, a. a. O. S. 13

⁹⁾ Lautenschlager, a. a. O. Agrarunruhen, vgl. auch Hofmann, a. a. O. zur Lage der bäuerlichen Bevölkerung auch Landeszentrale a. a. O. S. 39

¹⁰⁾ Valentin I, a. a. O. S. 156, Stiefel, a. a. O. S. 269

¹¹⁾ Über die wichtigsten Personen jener Jahre erschienen in den Heften der Badischen Heimat folgende Beiträge:

Bassermann, Friedrich Daniel (geb. Mannheim 24. 2. 1811, gest. Mannheim 28. 7. 1855), BH 14, 1927, S. 178

Bekk, Johann Baptist (geb. Freiburg 29. 10. 1797, gest. Bruchsal 22. 3. 1855), BH 49, 1969, S. 140—141

Blind, Karl (geb. Mannheim 4. 9. 1826, gest. Heamstead/London 1907), Vom Bodensee z. Main 47, 1939, S. 188; BH 49, 1969, S. 142—144
v. Blüttersdorff, Freiherr Friedrich Karl Landolin (1792—1861), BH 49, 1969, S. 145—146

Brentano, Lorenz (geb. Mannheim 4. 11. 1813, gest. Chicago 17. 9. 1891), BH 38, 1958, S. 294; BH 49, 1969, S. 153—155

Hecker, Friedrich (geb. Eichtersheim 28. 9. 1811, gest. St. Louis/USA 24. 3. 1881), BH 3, 1916, S. 193—194; EJ, 1960, S. 134

Mathy, Karl (geb. Mannheim 7. 3. 1807, gest. Karlsruhe 3. 2. 1868), BH 14, 1927, S. 178; MH 29, 1942, S. 263; EJ, 1969, S. 49—66

v. Rotteck, Karl (geb. Freiburg 18. 7. 1775, gest. Freiburg 26. 11. 1840), BH 37, 1957, S. 37—39, EJ, 1976, S. 93—97

v. Struwe, Gustav (geb. München 11. 10. 1805, gest. Wien 21. 8. 1870), EJ, 1965, S. 37, 47

Welcker, Karl Theodor (1790—1869), EJ, 1937, S. 80; BH 3, 1916, S. 162

¹²⁾ Lautenschlager, a. a. O. S. 24

¹³⁾ ebda, S. 348

¹⁴⁾ Valentin I, a. a. O. S. 161

¹⁵⁾ Huber, a. a. O. S. 21

¹⁶⁾ ebda, S. 25

¹⁷⁾ Langenfeld, a. a. O. S. 14

¹⁸⁾ Valentin I, a. a. O. S. 161

¹⁹⁾ ebda, S. 161

- 20) Über die Offenburger Versammlung vom 12. 9. 1847 vgl. auch Stiefel, a. a. O. S. 274 und Kähni, a. a. O. S. 21 f.
- 21) Blum, a. a. O. S. 77
- 22) Valentin I, a. a. O. S. 162
- 23) ebda, S. 162, 163
- 24) ebda, S. 338
- 25) ebda, S. 339
- 26) ebda, S. 340
- 27) Langenfeld, a. a. O. S. 20
- 28) Valentin I, a. a. O. S. 342 f.
- 29) ebda, S. 342, Blum, a. a. O. S. 102 f.
- 30) Zur Offenburger Versammlung vom 19. 3. 1848 vgl. auch Valentin I, a. a. O. S. 347, 348, Kähni, a. a. O. S. 28 f., Vollmer, a. a. O. S. 66 f. Lautenschlager, a. a. O. S. 56—74
- 31) Häusser, a. a. O. S. 459
- 32) Blum, a. a. O. S. 104, 105
- 33) ebda, S. 105, vgl. auch Valentin I, a. a. O. S. 347
- 34) Valentin I, a. a. O. S. 347
- 35) Lautenschlager, a. a. O. S. 68—73
- 36) Valentin I, S. 348
- 37) Landeszentrale, a. a. O. S. 57
- 38) Häusser, a. a. O. S. 121, Lautenschlager, a. a. O. S. 64, 65
- 39) Valentin II, a. a. O. S. 510, vgl. auch Blum, a. a. O. S. 428 f.
- 40) Valentin II, a. a. O. S. 510
- 41) ebda, S. 511
- 42) Zitiert nach Valentin II, a. a. O. S. 512, vgl. auch Vollmer, a. a. O. S. 144
- 43) Lautenschlager, a. a. O. S. 362 f.
- 44) Goegg, a. a. O. S. 97 f, Häusser, a. a. O. S. 307
- 45) Valentin II, a. a. O. S. 513
- 46) ebda, S. 513
- 47) Zur Offenburger Versammlung vom 12./13. 5. 1849 vgl. auch Landeszentrale, a. a. O. S. 58, Stiefel, a. a. O. S. 281, Dreßßen, a. a. O. S. 121 f.
- 48) Zitiert nach Vollmer, a. a. O. S. 153
- 49) nach Lautenschlager, a. a. O. S. 358 f.
- 50) Dreßßen, a. a. O. S. 153

Blos, Wilhelm, Hrsg. Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel aus den Jahren 1848—1849, Mannheim 1906

Blum, Hans, Die deutsche Revolution 1848—49, Florenz und Leipzig 1897

Dreßßen, Wolfgang, zusammengestellt von, 1848—1849, Bürgerkrieg in Baden, Chronik einer verlorenen Revolution, Berlin 1975

Goegg, Amand, Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849, deren Entstehung, politischer und militärischer Verlauf, anonym herausgegeben in Zürich 1876

Goldschmit, Robert, Geschichte der badischen Verfassungsurkunde 1818—1918, Karlsruhe 1918

Häusser, Ludwig, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution, Heidelberg 1851

Hofmann, Karl, Die Unruhen der Jahre 1848 und 1849 im badischen Frankenland, Weinheim u. Leipzig 1911

Huber, Franz, Der 47er Ruf aus Offenburg, Offenburg 1931

Kähni, Otto, Offenburg und die demokratische Volksbewegung, Offenburg 1947

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Hrsg. Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979

Langenfeld, Ludwig, Die badische Revolution 1848—1849, Katalog zur Ausstellung der Stadt Karlsruhe 1973

Lautenschlager, Friedrich, Zur Vorgeschichte der badischen Agrarunruhen im Jahre 1848, Heidelberg 1915

Lautenschlager, Friedrich, Volksstaat und Ein herrschaft, Dokumente aus der badischen Revolution 1848/49, Konstanz 1920

Richter, Günther, Revolution und Gegenrevolution in Baden 1849, in ZGO, 190. Bd (der neuen Folge 80. Bd), Karlsruhe 1971

Stiefel, Karl, Baden, 1648—1952, Bd. I, 2. Aufl., Karlsruhe 1979

Stolzer, Otto, Offenburg im Wandel der Zeiten, in Bad. Heimat, 21. Jahrg., Jahresheft 1935 „Offenburg und die Ortenau“, Freiburg 1935

Valentin, Veit, Geschichte der deutschen Revolution 1848—1849, 1. u. 2. Bd., Köln und Berlin 1970

Vollmer, Franz X., Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden (Modelle zur Landesgeschichte), Frankfurt 1979

Walter, Kasimir, Kurzer Abriss der Geschichte der Reichsstadt Offenburg, Offenburg 1896

Literarnachweis

Bekk, Johann Baptist, Die Bewegung in Baden vom Ende des Februars 1848 bis zur Mitte des Mai 1849, Mannheim 1852

Aber die Bauern sichern das Brot

*Traktoren dröhnen,
Wo einst die Bauern
Hinter Pferden
Über Äcker schritten.
Längst vergangen
Ist die Romantik,
Da das Wiehern
Der Pferde
Über Felder wehte.
Nüchterner
Rattern
Die Maschinen
Nun dahin.
Aber die Bauern
Sichern
Noch immer
Uns das Brot.
Regen und Wind
Und belle Sonne
Müssen sie nehmen,
Wie sie der Himmel
Gibt.
Auf ihrer Erde
Dienen
Sie noch immer
Ihrem Volk.*

Hans Bahrs

Die vier frühen benediktinischen Klöster in der Ortenau

Ettenheimmünster — Gengenbach — Schuttern — Schwarzach

Willi Hensle, Labr



Aus einem handschriftlichen Psalter von Ettenheimmünster

Foto: W. Hensle

Im Bereich der mittelbadischen Ortenaulandschaft entstanden bereits im 8. Jahrhundert im Ausstrahlungsraum der frühen Bischofsstadt Straßburg Klöster benediktinischen Geisteslebens, die über lange Jahrhunderte hindurch für die Erschließung des Bodens und das kulturelle Leben diesseits des Rheins von nachwirkender Bedeutung waren: Ettenheimmünster, Gengenbach, Schuttern und Schwarzach. Anfänglich waren es iroschottische Wandermönche, die den Bewohnern dieser hauptsächlich dem König und von ihm mit Grund und Boden beschenkten Anhängern gehörenden Landschaft die neue Heilslehre verkündeten. Ihnen folgten einige Jahrzehnte später die Mönche des heiligen Benedikt, denen der Bodenseemissionar und Missionsbischof St. Pirmin eine überarbeitete Ordensregel mit dem vorgeschriebenen Wechsel von geistiger und körperlicher Be-

schäftigung zur Kräftigung und Konsolidierung des nicht mehr ganz straffen klösterlichen Gemeinschaftslebens übergab. Pirmin wurde so zum zweiten Klostergründer, besser zum Reformator dieser frühen Ortenauer Benediktinerkonvente. Sie setzten sich neben dem gemeinsamen Gebet die Kultivierung des Umlandes und die Pflege der Wissenschaften sowie den Aufbau von Bildungsstätten zur Aufgabe. Zwischen den einzelnen Klöstern bestanden schon in frühester Zeit weithin Gebetsverbrüderungen, wodurch neben einem fürbittenden Gedenken auch ein nützlicher Erfahrungsaustausch und eine gegenseitige Hilfe möglich wurden. In zum Teil noch erhaltenen ersten Mönchslisten verzeichnet wurden die Namen der Konventualen von Kloster zu Kloster mitgeteilt, die Rückschlüsse auf Größe und Bedeutung der Abteien erlauben.



Kloster Ettenheimmünster, erbaut 1718—1732 von Peter Thumb

Augustinermuseum, Freiburg

Mitten im oberrheinischen Herzland gelegen, blieben sie alle von den Unbilden der Jahrhunderte, von kriegerischen Heimsuchungen und Zerstörungen sowie vor existenzbedrohenden Brandkatastrophen nicht verschont; aber stets haben diese Klosterleute zu neuem monastischem Leben sich wieder aufgerafft, blieben sie ihren religiösen-kulturellen Aufgaben und Zielsetzungen treu, bis die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihrem jahrhundertelangen Wirken und Dasein ein abruptes, jähes Ende bereitete. Was an Kultur- und Kunstwerken in diesen Abteien geschaffen wurde, in den Bibliotheken an Wissensbesitz sich angereichert hatte, wurde vonseiten des Staates verständnislos zu klingender Münze gemacht und in alle Winde zerstreut. Nicht einmal die Mauern und Gebäulichkeiten der einst so ansehnlichen Konventskomplexe haben alle bis heutigentags überdauert.

Ettenheimmünster

Völlig vom Erdboden verschwunden ist das Kloster Ettenheimmünster, nahe der Stadt Ettenheim im Unditztal. Es entstand einst dort, wo nach alter Überlieferung der irische Glaubensbote St. Landolin um 640 seinen gewaltsamen Tod gefunden hatte und an der Stelle seines Martyriums Wasserquellen dem Boden entsprangen. Am Ort der Beisetzung des Toten, dem heutigen Münchweier, erwuchs zur Verehrung und Pflege des Gedächtnisses bereits um 725 im sogenannten „Brudergarten“ eine erste Mönchsgemeinschaft von Waldbrüdern, die cella monachorum, bald schon vom Straßburger Bischof Widigern zu einem kleinen Kloster umgestaltet; dem aber war wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten kein Fortbestand beschieden. Nur wenige Jahrzehnte später entstand 763 auf Betreiben des Straßburger Bischofs Etto, der zuvor Mönch und Abt im Boden-

seekloster der Insel Reichenau gewesen war, mit Einwilligung des fränkischen Königs Pipin eine klösterliche Neugründung für 30 Mönche, deren wirtschaftliche Existenz von vorneherein durch Schenkungen und vor allem durch eine größere Stiftung des fränkischen Herzogs Ruthard und seiner Gemahlin Wisegard für die Zukunft gesichert war. Dieses neue Kloster aber wurde als monachium divi Ettonis nahe den zu einer beliebten Wallfahrtsstätte gewordenen Landolinsquellen weiter talaufwärts errichtet und zählte territorial stets zu den kleineren Konventen der Ortenau. Neben der Obhut und Förderung der Wallfahrt des heiligen Landolin waren die Erschließung und die wirtschaftliche Entwicklung des Unditz- oder Münstertales bis über den benachbarten Hünersedel und in das obere Schuttertal wichtige Anliegen der Mönche. Doch auch das kulturelle geistige Leben und die Pflege der Wissenschaf-

ten fanden innerhalb der Klostermauern eine aufgeschlossene Heimstätte für viele Jahrhunderte. Die Geschichte des Klosters Ettenheimmünster ist alles andere als ein Ablauf in monastischer Ruhe und Stetigkeit, vielmehr die Geschichte eines ständigen Ringens um die reine Existenz: zu sehr erschwerten die Ausbeutung durch die geroldseckischen Schirmvögte, Feuersbrünste, die Zugriffe der im „Ortenauer Haufen“ vereinigten unzufriedenen Bauern, kriegsbedingte Brandschatzungen, Einquartierungen und Plünderungen, administrative Auseinandersetzungen mit dem Bistum in Straßburg eine kontinuierliche Arbeit und die gleichbleibend gesunde Entwicklung. Einen besonderen Aufschwung erlebte das Kloster Ettenheimmünster nach den turbulenten Jahren des Dreißigjährigen Krieges durch den tatkräftigen Abt Franz Hertenstein, der den Aufbau der Klosterschule vorantrieb und in ihr die Mu-

Ehemalige Wallfahrtskirche, heutige Pfarrkirche von Ettenheimmünster

Foto: Dieterle, Lahr





Detail von der silbernen Landolinsbüste (1506), Ettenheimmünster

Foto: W. Hensle

sikpflege zu einem wesentlichen Bestandteil in der Klostererziehung bestimmte, so daß Ettenheimmünster sich darin einen besonderen Namen machte. Es war ferner der aus Freiburg stammende Abt Dr. Johann Baptist Eck, der nicht nur den vergrößernden Neubau von Kloster und Klosterkirche in Zusammenarbeit mit dem Vorarlberger Baumeister Peter Thumb in Angriff nahm, sondern auch versuchte, in harten Rechtsauseinandersetzungen bis hinauf zum Reichskammergericht in Wien die Rechtsstellung seines Konvents von Straßburg unabhängig zu machen. Unter ihm erlebte das Kloster seinen größten Aufschwung und wurde gerade wegen der intensiv betriebenen Musikpflege zu einem oberrheinischen Kulturzentrum, die auch ihm neben der Förderung der Bibelwissenschaften ein Hauptanliegen gewesen war. Stark für die Musik setzte sich auch Abt Augustin Dornblüth ein, der aus der Werkstätte von Johann Andreas Silbermann in Straßburg ein Orgelwerk für die Klosterkirche beschaffte und eigens für festliche Konzerte und Empfänge eine Orangerie erbauen ließ. Nachteilig für das Kloster wurde die Zeit, die die Zeichen der modernen aufgeklärten Welt mächtig auszubreiten begonnen hatte;

denn die Geschehnisse der Französischen Revolution fanden in dem sonst stillen und abgelegenen Tal der Unditz bereits ihren Niederschlag. Der Oberaufsicht des Straßburger Bistums unterstellt, hatte die Abtei nicht nur den flüchtigen Straßburger Fürstbischof von Rohan vorübergehend zu beherbergen; der Kardinal nötigte das Kloster, auch der gegenrevolutionären Emigranten-truppe der Schwarzen Legion Mirabeaus Unterkunft zu gewähren. An einer ausgebrochenen Fleckfieberseuche starben damals nicht nur Soldaten und Emigranten, sondern auch Einwohner der Ortschaft und Mönche des Klosters. Auch die weiteren Jahre brachten laufend Einquartierungen von Gegenrevolutionären, so daß im nahen revolutionären Straßburg, in dem damals das Revolutionslied, die Marseillaise, erstmals erklang, mehrfach die gänzliche Einäscherung des Klosters angedroht wurde. Doch nach dem französischen Einmarsch konnte für das Kloster gegen eine Zahlung von 5000 Gulden, die Verköstigung der Offiziere und Abgabe von Brot und Wein an die Mannschaften das Schlimmste doch abgewehrt werden. Die Klosterleute und die Talbewohner aber wurden zu Schanzarbeiten nach Kehl gezwungen. In diesen Jahren der Revolutionskriege waren es bald österreichische, bald französische Truppenstäbe, die das Kloster zu beherbergen und zu verpflegen hatte; und aus dem Klosterwald mußten damals 1000 Eichen, 1000 Buchen und 4000 Tannenstämme als Requisition abgeliefert werden, für den letzten Abt nur unschöne Dinge, die vom Kloster und seinen Mönchen zu meistern waren. Außerhalb der Klostermauern aber griffen als Zeichen und Auswirkungen der neuen Zeit immer mehr um sich religiöse Gleichgültigkeit und Sittenverwilderung, Aufsässigkeit bei den Klosterleuten und Ungehorsam gegen die Abtei. Trotz mannigfacher Nöte und vielerlei Rückschläge entwickelte sich die Abtei wieder rasch zu gesunder Wirtschaftlichkeit. Als

ein wohlgeordnetes klösterliches Gemeinwesen fiel sie 1803 entsprechend den Bestimmungen des Vertrages von Lunéville als Säkularisationsgut an den neu gegründeten badischen Staat, der durch seine markgräflichen Kommissäre in rigoroser Weise sich des gesamten Klosterbesitzes bemächtigte und sogar die persönliche Habe des Abtes beschlagnahmte. Gerade noch in letzter Minute scheinen die Mönche wertvolle Werke der Musikliteratur in die Schweiz nach Einsiedeln verbracht zu haben. Im April 1803 verließen die Religiösen das Kloster; und nur dem entschlossenen Auftreten des zum ersten Pfarrer der neuen St. Landolinspfarre ernannten P. Bernhard Stöber gelang es, aus dem requirierten Klosterbesitz noch einige für den religiösen gottesdienstlichen Kult wichtige Gegenstände zu retten: Kelch, Monstranz, Lesepult und Beichtstühle, das wertvolle silbergetriebene St. Landolinsreliquiar aus dem Jahre 1506 und vor allem die aus der Klosterkirche in die Wallfahrts- und Pfarrkirche herübergebrachte Silbermannorgel.

Zum Trauerspiel wurde die fernere Verwendung der Klostergebäude. Die alte Abteikirche, in der sich bis 1823 die Klosterorgel noch befand, wurde als Tanzsaal verwendet, in dem die Silbermannklänge zu Tanzrhythmen aufspielten. Die Kloster Räume waren lange Jahre als Wohnungen für Mittellose, als Fabrikräume und zwischenzeitlich auch als Lazarett während der napoleonischen Kriege verwendet worden und verkamen von Jahr zu Jahr mehr, so daß sie schließlich als Steinbruch billigst veräußert wurden; denn für Instandsetzungsarbeiten hatte der Fiskus weder Verständnis noch Geld übrig. Erst 1860 wurde noch als letztes der Klosterkirchturm gesprengt. Das ganze Zerstörungswerk war so vollkommen, daß man heute Mühe hat, den einstigen Standort der Abtei ausfindig zu machen, den nur noch knappe Reste der Umfassungsmauern erkennen lassen. Diese Wahnsinnstat schien der

letzte Klosterprälat Arbogast Heißler, als Pensionär 1823 in Offenburg verstorben, gehäht zu haben; denn noch vor dem Abbruch der Klosterkirche ließ er für die in ihr bestatteten Konventualen und für sich selbst auf dem Friedhof von Ettenheimmünster eine Gruftkapelle erbauen, die zusammen mit seiner sozialen Stiftung für die Armen der einstigen Klosteruntertanen die Erinnerung an diese frühere Perle der Ortenau wachhalten sollte. Aus der Wirkungszeit des über tausendjährigen Benediktinerkonvents geblieben ist nur die außerhalb der Klostermauern 1688 erbaute Wallfahrtskirche St. Landolin, die heutige Pfarrkirche von Ettenheimmünster.

Engel oberhalb der Brunnenkapelle in Ettenheimmünster

Foto: W. Hensle





Gesamtansicht des ehemaligen Klosters Gengenbach

Foto: W. Hensle

Gengenbach

Zeitlich nicht genau festlegen lassen sich die Anfänge des Benediktinerklosters Gengenbach, nahe am Ausgang des Kinzigtales in die Rheinebene und unterhalb der Anhöhe gelegen, auf der bereits die Römer auf dem „Bergle“ ein weithin blickendes Beobachtungskastell errichtet hatten. Auch dieses frühe Kloster wird in enge Beziehung zum Missionsbischof St. Pirmin gebracht, der den Gengenbacher Mönchen die benediktinische Klosterregel präziserte und denen vorab der Herzog Ruthard mit Schenkungen von Ländereien die Existenzgrundlage sicherte. Das mönchische Gemeinschaftsleben in Gengenbach nahm im 8. und 9. Jahrhundert einen großen Aufschwung, ja steigerte sich, als Mönche aus dem einflußreichen lothringischen Reformkloster Gorze an die Kinzig kamen. Die bisher reichsunmittelbare Abtei schenkte Kaiser Heinrich II. seinem von ihm gegründeten Lieblingskloster Bamberg und schuf so enge Beziehungen zum salischen

Kaiserhaus, die Äbte und Kloster des öfteren verhängnisvoll in die Parteiwirren des Investiturstreites mit hineinzogen. Mit dem Aufkommen der Hirsauer Reformpläne begann wieder eine für das Kloster und seine Entwicklung nach innen wie nach außen erfolgreiche Zeit, gefolgt von neuem wirtschaftlichen Aufschwung und reger kultureller Tätigkeit. Noch heute beeindruckt die wenigen erhaltenen Handschriften und Evangeliare aus dem 12. Jahrhundert mit ihren ganzseitigen Bildtafeln.

Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt auch der Bau der Klosterkirche, dem die Hirsauer Bauideen zugrunde gelegt wurden. Hochromanisch erhalten blieb die Chorraumanlage hinter einer quadratischen Vierung in lebendig gegliederter apsidialer Grundrißgestaltung; dabei trennen auf Säulen gestellte Doppelarkaden den Hochchor von den zweijochigen Seitenchören, und im dreischiffigen Langhaus treffen wir auf das gebundene System mit seinem Wechsel von

Pfeilern und Säulen. Die einst von zwei Türmen flankierte Vorhalle ist verschwunden, wie überhaupt in den folgenden Jahrhunderten, von der Gotik bis hin zum Barock, manche zeitbedingten Änderungen durchgeführt wurden. Die bedeutendste Bereicherung aus gotischer Zeit erhielt die Klosterkirche mit der zierlichen Marienkapelle, die Abt Kon-

rad von Müllheim 1505 mit einer Grablegung Christi, einem der vorzüglichsten spätgotischen Werke dieser Art am Oberrhein, errichten und ausstatten ließ.

Die Schirmvogteirechte über das Kloster übten im Auftrag des Bamberger Bistums zuerst die Zähringer Herzöge bis zu ihrem Aussterben aus, stets darauf bedacht, dem Umland

Gengenbach, Choransicht mit Apsiden

Foto: W. Kratt, Karlsruhe



einen Markt und sich selbst mit einer dem Kloster angeschlossenen Stadt einen strategisch wichtigen Stützpunkt im unteren Kinzigtal zu sichern. Ab 1218 lag die Kastvogtei für wenige Jahre bei den Staufern, die der streitbare Bischof von Straßburg an sich riß, um dann auf Betreiben des Kaisers Rudolf von Habsburg der Reichslandvogtei der Ortenau übertragen zu werden.

Seine schönste Blütezeit erlebte das Kloster im 14. Jahrhundert. Zur gleichen Zeit erreichte auch die im Schutz der Klostermauern entstandene und gewachsene Stadt einen Höhepunkt ihrer Aufwärtsentwicklung. Der tatkräftige und einflußreiche Abt Lambert von Burn, später auch Bischof von Brixen, Speyer, Straßburg und Bamberg, erwirkte 1360 als Ratgeber von Kaiser Karl IV. und als zeitweiliger Kanzler des Reiches der Stadt Gengenbach den Status der Reichsfreiheit, deren Reichsschultheiß jedoch vom Klosterabt ernannt wurde. Mit dem Tod dieses wohl einflußreichsten Klosterprälaten im Jahre 1398 aber sanken Ansehen und Bedeutung des Gengenbacher Klosters allmählich und stetig ab zu einem „Spital des Ortenauer Adels“, wobei die Mönche die Umwandlung ihres Konvents in ein ausschließliches Chorherrenstift anstrebten und erst spät der Bursfelder Reformkongregation sich daher anschlossen. Bei einer solchen Abwärtsentwicklung konnte die Stadt Gengenbach, inzwischen protestantisch geworden, hoffen, zur eigenen Machtsteigerung sich das personell und materiell geschwächte Kloster unterordnen zu können. Die neue Lehre hatte in der Stadt einen festen Rückhalt gefunden, was sich aus der Herausgabe eines eigenen evangelischen Lehrbuches, des Gengenbacher Katechismus, schließen läßt. Mit Zustimmung des Landvogtes Graf Wilhelm von Fürstenberg, zugleich Kastvogt der Abtei, sollte das Kloster für die Zukunft in ein weltliches Stift umgewandelt werden. Es waren harte Auseinandersetzungen, die der damalige Abt Philipp von Eselsberg um die Klo-

sterrechte zu führen hatte und die erst mit dem Tod des eigensüchtigen Landvogtes beendet wurden. Als die Gegenreformation auch in Gengenbach Fortschritte machte, bahnten sich für das Kloster wieder neue Hoffnungen an auf wirtschaftliche Besserung, personelles Wachstum und Kräftigung des geistlich-religiösen Lebens, weil auch fortan wieder Bürgersöhne in den Konvent aufgenommen werden konnten.

Die Kriege des 17. Jahrhunderts brachten dem Kloster wie der Stadt viele Drangsale und Zerstörungen. 1622 raubten darin die Kaiserlichen, zehn Jahre später waren es die Schweden; 1643 wurde die Abtei von den Soldaten des Herzogs Bernhard von Weimar geplündert und teilzerstört und 1689 steckten sie die Truppen des französischen Generals Villars mit der Stadt in Brand, wobei auch die Klosterkirche an der Westfassade, am Turm und in den Gewölben großen Schaden nahm.

Von den zerstörten Klöstern in der durch die Kriege so heimgesuchten Ortenau und Oberrheinlande machte der Benediktinerkonvent zu Gengenbach schon um seines Eigendaseins willen den Anfang mit dem Wiederaufbau, der sowohl die Instandsetzung der Klosterkirche wie auch die Herrichtung der Klosterbauten betraf. Er beauftragte 1693 den Vorarlberger Baumeister Franz Beer, die Instandsetzung in die Wege zu leiten. Dabei erhielt auch die aus dem 12. Jahrhundert stammende romanische Klosterkirche Hirsauer Prägung entsprechend der neuen Stilrichtung einen barocken Gewölbestuck. Franz Beer nahm auch den Auftrag für den Konventsneubau in Angriff, unterstützt von seinem Landsmann Johann Jakob Rischer, der ab 1702 die weitere Bauverantwortung übernahm, nachdem Franz Beer wegen Vertragsschwierigkeiten von seinen übernommenen Verpflichtungen zurückgetreten war, um die mehr versprechenden Planungen im bedeutenderen Kloster Weingarten zu übernehmen. Rischer hatte sich mit einer Gen-

genbacherin verhehlicht und vollendete 1716 wohl noch nach Plänen seines Vorgängers auch den formschön gegliederten barocken Kirchturm. Sein Sohn Benedikt war von 1743 bis 63 Abt und Prälat des Klosters geworden und bemühte sich neben dem weiteren Ausbau des Konvents sehr um den wirtschaftlichen Aufschwung der Klosterökonomie durch eine eifrig betriebene Glashütte und die Gründung einer Kobaltblaufarbenfabrik im Nordracher Moosgebiet, die allerdings in ihrer Leistungsfähigkeit und mit ihrem Betrieb bis zum 19. Jahrhundert nicht durchgehalten haben. Auch das kulturelle und geistliche Leben erhielten noch einmal Auftrieb, so daß die Säkularisation von 1803 ein in allem geordnetes, von den Unbilden und Belastungen der Vergangenheit erholtes Klosterwesen traf. Aufgrund des Reichsde-

putationshauptschlusses kamen die Abtei mit allem Besitz und die bislang freie Reichsstadt Gengenbach an den badischen Staat; doch durfte das Kloster noch weiterbestehen, um Konventualen der übrigen aufgelösten Ortenauklöster in seinen Mauern aufzunehmen, bis 1807 auch für die Abtei Gengenbach die Aufhebung unausweichlich war. Die jüngeren Patres gingen zumeist in die Pfarrseelsorge der Umgebung, der letzte Abt und die älteren Mönche erhielten eine auf das Jahr festgesetzte Pension. Die kulturellen Werte in Kloster und Kirche einschließlich der Bibliotheksbestände wurden in alle Winde zerstreut. Die Klostergebäude mit Ausnahme des den Hof abschließenden Osttraktes blieben als Pfarrhaus, Schule und Amtsgebäude, die Klosterkirche als Pfarrkirche der Stadt bis heute erhalten; sie erleichtern uns die

Gengenbach, Mittelschiff

Foto: W. Kratt, Karlsruhe



Vorstellung von der Größe und Bedeutung des einstigen benediktinischen Reichskonvents. Beachtenswert ist im verbliebenen Hauptbau das Treppenhaus mit seinem rokokohaften Stuck. Einer re-romanisierenden Restaurierung weichen mußte um die Jahrhundertwende die gesamte barocke Innenausgestaltung der Kirche, um den hochromanischen Baucharakter, wengleich stark beeinträchtigt durch eine zu bunte Ausmalung, wieder sichtbar werden zu lassen. In die Seitenchöre verdrängt blieb lediglich das barocke Chorgestühl erhalten; und die einstige Klosterorgel, ganz aus dem Gotteshaus entfernt, fand im Freiburger Augustinermuseum eine würdige Aufstellung.

Schuttern

Die Anfänge des Klosters Schuttern, bis ins 11. Jahrhundert Offonivillare und Offoniscella benannt, liegen bis heute im Dunkeln, obwohl die legendäre Berichterstattung verschiedene Angaben überliefert. Diese gaben den Archäologen innerhalb der letztvergangenen acht Jahre den Anstoß zu einer tiefgreifenden, gründlichen Bodenuntersuchung in der heutigen Pfarrkirche von Schuttern, deren Befunde und Ergebnisse wohl nicht nur die Baugeschichte der ehemaligen Klosterkirche zu erhellen, vielmehr auch bisher nur legendär Überliefertes als historisch echt zu bestätigen vermögen.

Im Jahre 603 gründete nach der Legende ein iroschottischer Prinz Offo das Kloster; andere sehen in Offo einen ortsansässigen merowingisch-fränkischen Adligen und königlichen Beauftragten. Seine Gründung, die nach einer inneren Regelreform um die Mitte des 8. Jahrhunderts durch Pirmin zu Beginn des 9. Jahrhunderts bereits in machtvoller Blüte stand, wäre somit das älteste Benediktinerkloster der frühen Ortenau. Aus dieser Zeit sind nicht nur die Namen der frühesten Äbte bekannt; tatsächlich bestätigen

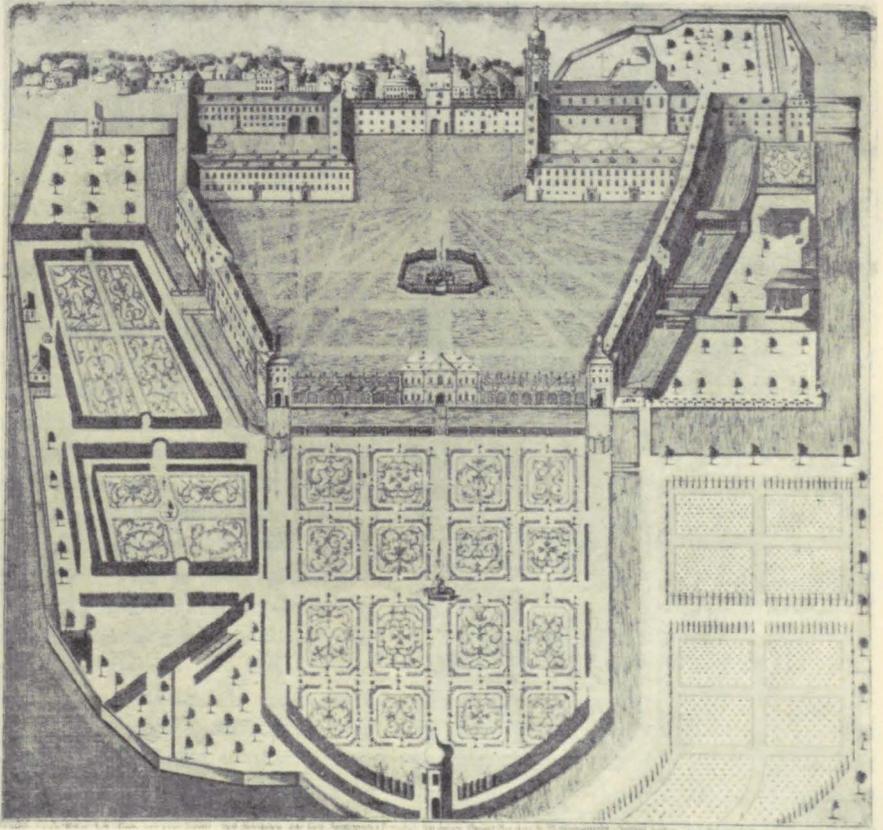
auch die Grabungsfunde das Bestehen von Kirchenbauten mit römischem Spolienmaterial aus merowingisch-karolingischer Zeit nahe einem römischen Ruinenfeld. Das Kapitulare Ludwigs des Frommen von 817 nennt Schuttern an zweiter Stelle hinter Lorsch bei der Aufzählung der 14 bedeutendsten Reichsabteien mit ihren Abgaben und Kriegsdienstleistungen für das Reich. Ein erster Großbrand im Jahre 937 bedeutete für die aufstrebende Abtei einen schweren Rückschlag, von dem sich der Konvent nur langsam erholte. Er erhielt in Kaiser Otto II. einen besonderen und mächtigen Gönner, der 975 dem Kloster die freie Abtswahl zusicherte. Ein weiterer Förderer erstand dem darbenden und um seine Existenz ringenden Kloster in Kaiser Heinrich II., der auf einer Reise von Basel nach Straßburg in der Abtei Schuttern eine Nacht verbracht haben soll. Er verhalf dem Konvent durch reiche Schenkungen in der näheren und weiteren Umgebung und durch Zuteilung von Pfarreien aus seiner wirtschaftlichen Verarmung, unterstellte ihn aber 1007 dem Bistum Bamberg, das kurz zuvor von ihm gegründet worden war. Durch solche Hilfen war das Weiterbestehen des Klosters für die Zukunft gesichert, so daß Kaiser Heinrich II. als zweiter Gründer stets gefeiert und als solcher noch an der Turmfassade des 18. Jahrhunderts dargestellt wurde. Aus dieser Prosperitätsphase entstammt auch das durch die jüngsten Grabungen offengelegte nachrömische, älteste deutsche Stiftsmosaik über dem sogenannten Offomausoleum. Erneut wurde das Klosteranwesen durch weitere Großbrände in den Jahren 1169 und 1240 schwer getroffen; doch immer bauten die Mönche ihren Lebensbereich wieder auf ohne sich entmutigen zu lassen. Gotteshaus und Konvent erhielten erst 1283 die bauliche Vollendung. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts hatte Schuttern unter den Streitigkeiten zwischen den Städten Kenzingen und Endingen, die sich um den Reliquienbesitz des Klosterstifters

Offo stritten, sowie unter den Kämpfen zwischen den Geroldseckern mit den Straßburger Bürgern sehr zu leiden. Bei einem gewalttätigen Klosterüberfall hatten die Kenzinger sich vergebens bemüht, sich der Offoreliquien zu bemächtigen; dabei wurde das in ottonischer Zeit über dem Mausoleum aufgelegte Bildmosaik weitgehend zerstört, was die jüngsten Grabungsergebnisse bestätigen konnten.

Die im Schatten des Klosters und auf Klosterboden entstandene dörfliche Siedlung Schuttern war bereits 1327 zur Stadt erhoben und von den Geroldseckern als Schirmvögten mit Zustimmung des Abtes mit Wall und

Graben umgeben worden. Dies brachte dem Kloster weniger den erhofften Schutz als vielmehr Not, Krieg und Zerstörungen ein, weil die Straßburger Bürger mit den Geroldseckern wegen deren Rechtshändel und Gewalttätigkeiten laufend in handgreiflicher Fehde lagen. Ursprünglich hatten die Zähringer Herzöge bis 1218 zur Sicherung der Abtei und ihres Besitzes die Kastvogteirechte inne und wahrzunehmen gehabt, die dann vorübergehend die den Geroldsecker Grafen verwandten Herren von Tiersperg (Diersburg) ausübten. Mit dem Tod des letzten Geroldseckers Jakob im Jahre 1634 übernahmen Abt und Konvent selbst die aus der

Kloster Schuttern nach einem alten Stich





Mosaikfragment, Kain und Abel

Kastvogtei erwachsenden Rechte und Pflichten.

Oftmals hatten so Spannungen zwischen den Klostervögten und dem Klosterprälaten, aber auch zwischen dem Kloster und dem umliegenden Landadel zu kriegerischen Auseinandersetzungen geführt, die dem Konvent stets schwere Nachteile bescherten. Bald aber brodelte es auch bei den bäuerlichen Lehensleuten, die sich mit ihren Zehntabgaben und sonstigen Sachleistungen an das Kloster überfordert fühlten und Besitzforderungen auf Wald, Weide und Ackerland erhoben. Den großen Bauernaufbruch brachte das Jahr 1525, in dem der „ortenauiische Haufen“ rebellierend und haßerfüllt gegen Schuttern zog, um das Kloster zu plündern und zu verwüsten, die alten Dokumente, Register und Zinsbücher zu vernichten. Zwar wurde nach

der allgemeinen Niederschlagung des Bauernaufstandes der Rechtszustand der Abhängigkeit nicht geändert, und das Kloster versuchte vergebens, von den Beteiligten die eingeklagte Schadensforderung von 10 000 Gulden zurückerstattet zu erhalten. Weiterhin mußte es sich hauptsächlich aus eigenen Kräften wieder emporarbeiten, was durch die Ein- und Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges immer wieder erschwert, wenn nicht gar zunichte gemacht wurde. Wenn gleich dieser große Krieg unsere Oberrheinlande zunächst auch nicht heimsuchte, so waren doch von den Reichsständen, zu denen auch das Reichskloster Schuttern gehörte, vermehrte Abgaben und Steuerlasten zu entrichten. Mitten in der Ebene und immer in sichtbarer Nähe der großen Durchgangswege von Nord nach Süd gelegen, ka-

men aber schon bald bei den unablässigen Heeresbewegungen Truppen zur Einquartierung in das Schutterkloster: 1627 waren es mansfeldische und baden-durlachische Truppen, denen kaiserliche Kontingente folgten, die wieder 1632 von den Schweden abgelöst worden waren und im weiten Umkreis Schrecken und Zerstörung ausbreiteten. Namen von historischem Rang sind hier zu nennen, deren Träger hinter den Mauern des Reichsklosters ein behagliches Quartier und materielle Vorteile vermuteten und sich daher oft für längere Zeitspannen darinnen festsetzten: Gustav Adolf, Feldmarschall Horn, General van Werth, Herzog Bernhard von Weimar und andere. Ohne Unterschied von Rang und Kriegspartei waren sie alle eine drückende Last für die zeitweise von den Mönchen verlassene Abtei.

Aber immer wieder gab es einen mutigen Neuanfang in der Aufwärtsentwicklung, doch immer wieder behindert durch die nicht nachlassenden Einquartierungen von Freund und Feind und die Kontributionsforderungen der vorderösterreichischen Regierung während der Wirren der Erbfolgekriege, die hier am Oberrhein eines der schwärzesten Kapitel oberrheinischer Geschichte hinterlassen haben. Nur langsam setzte nach all den alles verheerenden Kriegsjahren, besonders nach dem oberrheinischen Schicksalsjahr 1689, die wirtschaftliche Kräftigung des Konvents und der Wiederaufbau der zerstörten Kloster- und Wirtschaftsgebäude ein. Es folgten wenige Jahrzehnte der äußeren Ruhe und des Friedens, die aber angefüllt waren von manchen langanhaltenden Auseinandersetzungen mit den widerstrebenden Klosterbauern, mit Nachbargemeinden und den Straßburger Diözesanbehörden. Als im Januar 1753 mit Karl Vogel ein neuer Abt gewählt worden war, begann für das Kloster eine Zeit der wirtschaftlichen Blüte und der repräsentativen Ausgestaltung. Der bereits 1722 in Angriff genommene Neubau der Klosterkirche, die damals ihren barocken

Turm erhielt, wurde durch weitere Baumaßnahmen vorangetrieben und durch das prächtige Turmportal bereichert. Es entstanden hinter den Klosterbauten die Parkanlagen französischen Stils mit Brunnen, Wasserspielen und einem Musikpavillon, wie sie uns ein erhaltener Planriß vor Augen führt.

Ganz angepaßt an den Wohn- und Lebensstil, wie er am Hofe von Versailles vorgezeichnet worden war, zeigte auch der Prälat von Schutter das Verlangen nach einer kleinen Residenz, um darin ebenfalls den fürstlichen Lebensstil jener Zeit mit seinen aufwendigen Fürstenbesuchen, Empfängen, Festen und Jagden mit vollziehen zu können. Den

Schutterhof in Freiburg, Herrenstr. 39 Foto: W. Hensle



Höhepunkt aller dieser spektakulären Veranstaltungen im Kloster aber brachte doch am 6. Mai 1770 der Aufenthalt der Erzherzogin Marie-Antoinette, der jüngsten Tochter der Landesherrin Maria Theresia, vom vorderösterreichischen Freiburg kommend auf ihrem Weg nach Paris, um dort als Königin von Frankreich ihrem noch ungeahnten, traurigen Schicksal entgegenzuleben. Es war dieser aufwendige Aufenthalt des gesamten Brautzeuges für den Schutterer Konvent ein glorreiches Ereignis, das aber die bereits angespannte Klosterwirtschaft nur noch mehr belastete.

Keine dreißig Jahre später standen der in nächster Nähe von Straßburg gelegenen Abtei neue Drangsale bevor, bewirkt durch die französischen Revolutionskriege 1796 bis 1800. Die mehrfachen Heimsuchungen und mutwilligen Repressalien durch die Truppen des revolutionären Volksheeres waren für das Stift furchtbar. Kaum hatte sich der Abt aus den französischen Bedrückungen herausgewunden, sah er sich in neue Schwierigkeiten verwickelt, von denen die nächste immer schrecklicher war als die vorherige; schließlich waren die Klostergebäude bis auf die leeren Mauern ausgebeutet, leergeplündert. Nicht mutlos zeigten sich aufs neue die zurückgekehrten Religiösen, ihrem Konvent weiterhin benediktinisches Gemeinschaftsleben zu erhalten, eine trügerische Hoffnung, die sich nicht erfüllte.

Eine Welt und eine ganze Weltordnung, aus den bisher überlieferten Normen des Ständestaates schöpfend, standen vor dem Zusammenbrechen. Die Gebietsverluste auf dem an Frankreich abgetretenen linken Rheinufer durch Mediatisierungen der kleinen Herrschaftsgebiete und durch Säkularisation des geistlichen Besitzes und der Klöster entschädigend auszugleichen, waren sich die großen Fürsten einig; und es feilschten miteinander der Johanniterorden mit Sitz in Heitersheim, der dem österreichischen Haus verwandte Herzog von Modena und der Kurfürst von

Baden, der durch Napoleon begünstigt am 17. 12. 1805 Schuttern seinem Land einverleiben und seiner badischen Verwaltung unterordnen konnte. Am 31. 8. 1806 erfolgte weiter die Schließung und Auflösung des Klosters. Der letzte Abt Plazidus Bacheberle erhielt eine jährliche Pension von 5 000 Gulden und als Wohnung den Schutterer Hof in Freiburgs Herrenstraße zugewiesen. Nur auf seine persönliche Bitte hin blieben ihm die Abtsinsignien für liturgische Amtshandlungen im Gottesdienst leihweise bis zu seinem Tod überlassen; dann mußten sie dem Fiskus zurückgegeben werden. Auch die anderen Religiösen erhielten Pensionen oder gingen in die Pfarrseelsorge. Das umfangreiche Archiv und Teile der Bibliothek kamen nach Karlsruhe, der Rest der wertvollen Bücher erbrachte bei einer öffentlichen Versteigerung in Offenburg den Erlös von ganzen siebenzig Gulden. In alle Richtungen gelangten die Kirchenggeräte, Kunstschätze und andere Wertgegenstände. Schwieriger war es, für die Gebäulichkeiten eine passende und doch rentable Verwendung zu finden. 1814 dienten sie als Hospital; doch alle späteren Nutzungspläne zerschlugen sich, so daß die Konvents- und Wirtschaftsgebäude letztlich zerfielen und als Baumaterialien nach und nach zum Abbruch versteigert wurden. Lediglich ein Teil der einstigen Klausur blieb als Pfarrhaus erhalten zusammen mit der Klosterkirche, die als Pfarrkirche nach mehrfachen Bauschäden so grundlegend verändert wurde, daß sie ihren anerkannt guten barocken Charakter verlor. Mehrfache seitherige Baumaßnahmen und Innenrestaurierungen verliefen alle unbefriedigend; und erst die jüngste, soeben abgeschlossene Instandsetzung verspricht, dem historischen Sakralraum gerecht zu werden und zusätzlich durch das Offenlegen der erzielten Grabungsergebnisse unter dem Kirchenfußboden dem interessierten Besucher den weiten historischen Bogen der ältesten Ortenauer Reichsabtei sichtbar zu verlebendigen.

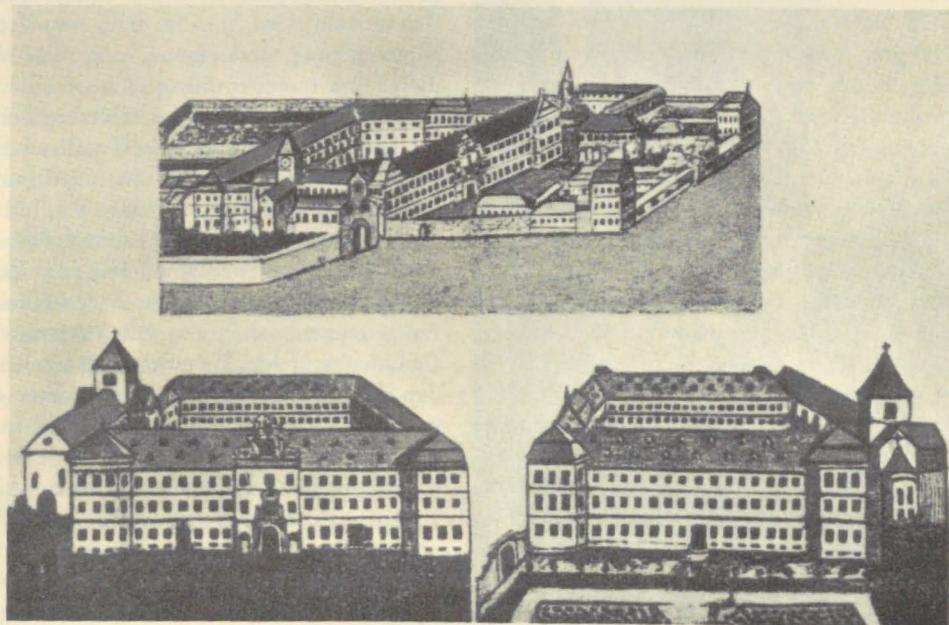
Schwarzach

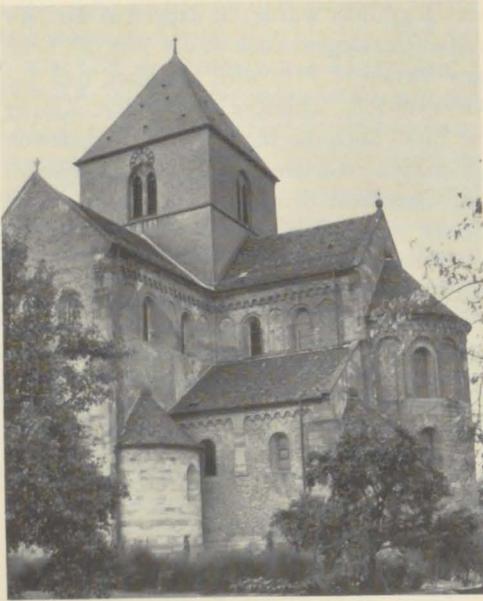
Die Benediktinerabtei Schwarzach, rechtsrheinisch mitten in der Rheinebene auf einer flachen Bodenerhebung und verborgen hinter waldbewachsenen Altwässern und moorigen Seen einst gegründet, gehört im früheren Straßburger Bistumsgebiet mit in die Reihe der fränkischen Klöster, die aus nüchterner, realer Macht- und Kirchenpolitik im 8./9. Jahrhundert im Alemannenland entstanden sind.

Über die Gründungsgeschichte und die Frühzeit des Klosters Schwarzach sind wir wenig unterrichtet, weil mehrfache Klosterbrände und vor allem die Verwüstungen im Bauernkrieg den Archivbestand an frühen und mittelalterlichen Quellen und besitzrechtlichen Unterlagen vernichtet haben. Wann das Klo-

ster gegründet wurde, ist daher auf das Jahr nicht festzulegen; doch in der Vita des heiligen Pirmin († 753) wird berichtet, daß wie Gengenbach, Schuttern und andere Klöster im Elsaß auch die Mönchsgemeinschaft von „Suarzaha“ von dem großen Missionsbischof am Oberrhein dem Benediktinerorden und dessen milderer Klosterregel mit ihrem *ora et labora* angeschlossen worden sei. Demnach muß Schwarzach vor 753 oder gar vor 740 schon bestanden haben, denn der missionierende Bodensee- und Oberrheinapostel zog sich 740 vom Oberrhein in sein Sterbekloster Hornbach in der Pfalz zurück. Tatsächlich haben die Grabungsarbeiten vor wenigen Jahren, die der jüngsten grundlegenden Renovierung des Schwarzacher Münsters vorangingen, das Vorhandensein einer einschiffigen, frühen Rechteckkirche aus me-

Schwarzach, ehemalige Benediktinerabtei





Schwarzacher Münster, Ostpartie nach der Restaurierung
Foto: W. Hensle

rowingisch-karolingischer Zeit nachweisen können.

Daß Schwarzach als eine weiterführende Neugründung eines auf dem linken Rheinufer durch stete Überschwemmungen bedrohten Klosters in der Arnulfsau hervorgegangen sein soll, ist quellenmäßig nicht nachzuweisen. Den bis zum Ende des 10. Jahrhunderts erworbenen, entfernt und weit auseinanderliegenden Landbesitz suchte das Reichskloster gegen näher gelegenes Gebiet einzutauschen, wozu Kaiser Otto I. im Jahre 961 seine Zustimmung erteilte; auch sonstige wirtschaftliche Gunsterweisungen an Regalien durch das ottonische Kaiserhaus sind überliefert. Heinrich II. allerdings überließ 1018 schenkungsweise das bisherige Reichskloster dem Bischof von Straßburg für dessen treue Dienste; doch noch keine zwei Jahrzehnte später verzichtete der Bischof auf die Lehensabhängigkeit Schwarzachs von Straßburg und erklärte das Kloster 1027 wie-

der für unabhängig und frei. Aber rasch war diese wiedererlangte Freiheit erneut zu Ende, als der salische Kaiser Konrad II. bereits 1032 jetzt dem Bischof von Speyer das Kloster zum Geschenk machte. An den finanziellen Lasten für den begonnenen Dombau zu Speyer als der Grablege des salischen Königsgeschlechts durfte sich in der Folgezeit auch der Schwarzacher Konvent beteiligen. Über das Kloster hatte Speyer fortan die weltliche Grundherrschaft und forderte von ihm unerbittlich die für den Dombau festgesetzten Tributeleistungen. Diese lehens- und besitzrechtlichen Erschwernisse sowie das Verbleiben der Schwarzacher Abtei in der Jurisdiktion Straßburg waren für das gedeihliche Klosterleben nicht von Vorteil; und ein Großbrand im Konvent mag mitgeholfen haben, das mönchische Leben erlahmen und schwinden zu lassen.

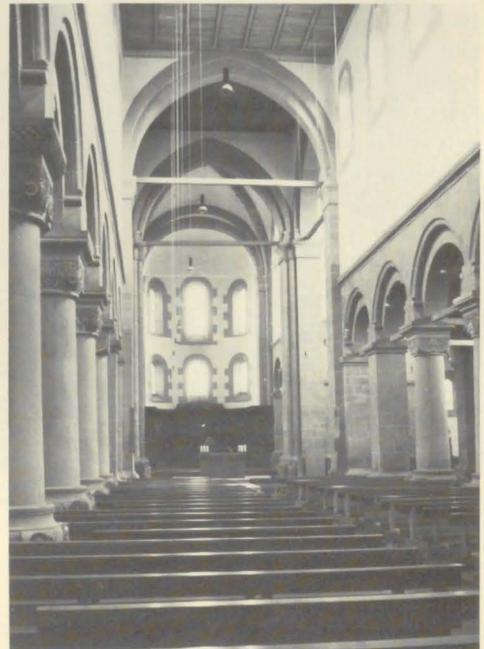
Neuen Auftrieb des klösterlichen Gemeinschaftslebens brachten die Gedanken des cluniazensischen Reformstrebens, in Süddeutschland besonders von Hirsau aus eifrig verfochten, als am Ende des 12. Jahrhunderts aufeinanderfolgend zwei aus dem Hirsauer Konvent berufene Mönche die Schwarzacher Klosterleitung übernahmen und die Abtei dieser Reformbewegung anschlossen, die die Erneuerung des gesamten kirchlichen Lebens anstrebte: dies sollte frei sein von allen weltlichen Gewalten und Einflüssen. Allgemein gewann dadurch Hirsau großen Einfluß auf zahlreiche Klöster und das Klosterleben. Äußeres Kennzeichen solcher Hirsauer Zugehörigkeit war die Übernahme der Hirsauer Baugedanken, die als Bauschemata für Grundriß und Aufriß Anwendung fanden bei den den belebenden Aufschwung anzeigenden Neubauten von Klosterkirchen. Auch der nach dem großen Schwarzacher Klosterbrand von 1220 erforderlich gewordene Kirchenneubau ist noch ganz von diesen Bauvorschriften bestimmt, ein letztes großes Werk romanischer Kunst, obwohl gleichzeitig auch hierzulande bereits Ansätze goti-

schen Bauens festzustellen waren. Für diesen Neubau des Schwarzacher Münsters, der eine lange Bauzeit in Anspruch genommen haben muß, gibt es keine detaillierten Angaben und Berichte. Ihm folgte um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Errichtung und der Ausbau der Konventsgebäude mit einem Kreuzgang, dessen wenige ins Landesmuseum nach Karlsruhe gebrachte Skulpturenreste und das eindrucksvolle romanische Brunnenbecken die künstlerische Qualität wie den kunstgeschichtlichen Übergang von der Spätromanik zur Frühgotik mitaufzeigen helfen. Mehrfache Brände in Kirche und Konvent haben auch weiterhin die ökonomische Lage des Klosters stark beeinträchtigt und den raschen Abschluß der Bauarbeiten immer wieder verzögert. Erst 1302 bezeichnet die feierliche Altarweihe die Beendigung der Bauarbeiten, deren Finanzierung erst reiche Ablasspenden ermöglicht hatten. Allgemeine wirtschaftliche Nöte, kriegerische Auseinandersetzungen, Fehden mit Klostervögten und kostspielige Kompetenzstreitereien mit Nachbarn hinderten auch weiterhin die gradlinige Aufwärtsentwicklung. Nach den Heimsuchungen im Bauernkrieg und dem Niedergang während der Reformationszeit, die den Konvent auf nur mehr vier Mönchsgeistliche schrumpfen ließ und in der die Stadt Straßburg als geistig-religiöse Bezugsmittel sich der neuen Lehre anschloß, der Bischof in das entfernt liegende Zabern sich begab, folgten weitere Verwüstungen und Schäden im Dreißigjährigen Krieg. Doch das Leben der Konventualen und Religiösen im Schwarzacher Konvent ging weiter, gestärkt durch den Beitritt der Klostergemeinschaft zum Bursfelder Kongregationsverband, der innerhalb der benediktinischen Klöster im Straßburger Kapitel zusammen mit anderen Abteien der Ortenau und im Elsaß eine gegenseitige Hilfe und Stütze bot. Ein letzter Aufschwung des Klosters begann trotz der permanenten Schuldenlage mit der Amtszeit von Abt Gallus Wagner

(1660—1691), der als Chronist der Abtei ausführliche Tagebuchaufzeichnungen fertigte. Um 1700 begann man, mit einer neuen Chorraumausstattung das Gotteshaus allmählich den Anforderungen der modernen barocken Zeit anzupassen, wozu die kloster-eigenen Kunstschreinerwerkstätten die Möglichkeiten selbst boten. Vom Baufieber der Zeit mitgerissen, erfolgte wenig später der völlige Neubau aller Konvents- und Wirtschaftsgebäude in einer großzügig geplanten, schloßartig-symmetrischen Gesamtanlage, für die der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb den Bauauftrag erhielt, den er 1723—36 zur Ausführung brachte. Die ursprüngliche Absicht, wie in Ettenheimmünster die mittelalterliche Münsterkirche durch einen völlig neuen Barockbau zu ersetzen, mußte unterbleiben; dazu reichte die Finanzkraft der Abtei nicht mehr aus; zu sehr zehrten am klösterlichen Vermögen die gleichzei-

Innenansicht des Schwarzacher Münsters

Foto: W. Hensle





Doppelkapitell, Monatsdarstellungen. Aus Kloster Schwarzach. Sandstein, um 1230—1250

tigen prozessualen Kosten für die Rechtsstreitigkeiten mit der Markgrafschaft Baden. Der anfänglich willkommene Schutz des starken Nachbarn hatte sich mit der Zeit in eine Abhängigkeit von der markgräflichen Politik verkehrt, die danach trachtete, das Schwarzacher Gebiet der eigenen Landeshoheit unterzuordnen. Auch weitere Pläne zur Barockisierung der Klosterkirche mußten wegen Geldmangels unterbleiben; lediglich stukkierete Spiegelgewölbe wurden anstelle der bisherigen Flachdecke eingezogen und als eine spätere Baumaßnahme die Seitenschiffwände mit stark vergrößerten Fenstern nach außen gerückt. Neu hinzu kamen als barockes Repräsentationsstück die große Orgel, vom Straßburger Orgelbauer und Silbermann-Konkurrenten Johann Georg Rohrer erstellt, und ein neuer prunkvoller Hochaltar, der dem Rastatter Meister Martin Eigler zugeschrieben wird.

Mit wechselhaftem und oft tragischem Verlauf hatte die ehemalige Reichsabtei Schwarzach knapp elf Jahrhunderte lang in

ihrem in der nördlichen Ortenau gelegenen Klosterland ihre religiös-kulturellen Leistungen und ihre wirtschaftliche Bautätigkeit vollbracht, als auch sie 1803 aufgehoben und ihr Gesamtbesitz zur Entschädigung der deutschen Fürsten verwendet wurde, die im Lunéville Frieden auf ihren linksrheinischen Landbesitz verzichten mußten. Die einstige Klosterkirche wurde auch hier Pfarrkirche und die erst wenige Jahrzehnte alten Klostergebäude wurden für Fabrikzwecke verkauft oder gar, wie der Hauptbau, 1839—42 völlig abgerissen; doch von dem einst ansehnlichen barocken Klosterkomplex des Peter Thumb blieben wenigstens die Wirtschaftsgebäude mit ihrer breiten Westfront entlang der Hauptstraße erhalten.

150 Jahre später und damit in unserer Gegenwart erbrachten Bodenfeuchtigkeit und Düsenjäckerknall für die altehrwürdige Abteikirche in der Rheinebene erneute existenzbedrohende Gefahren. Sie zu bannen und mit dem Entfernen des Unechten aus dem 18./19. Jahrhundert zugleich die bauliche



Erhaltene Pietà aus dem Klosterbesitz Schwarzach, heute Bad. Landesmuseum Karlsruhe

Harmonie des ursprünglich rein romanischen Schwarzacher Münsters wiederherzustellen, waren Aufgabe und Ziel der in den Jahren 1964 — 1969 erfolgreich durchgeführten Restaurierungsarbeiten. Stilecht in der Bausubstanz, klar in seiner Raumwirkung wurde das Münster zurückgegeben, ein ernst-gewichtiger Zeuge mittelalterlich-abendländischer Kultur am Oberrhein.

Literatur:

Die Klöster der Ortenau, Jahresband Nr. 58 des Historischen Vereins für Mittelbaden, hrsg. von Wolfgang Müller, 1978

Offenburg und die Ortenau, Jahresband 22 des Landesvereins Badische Heimat, 1936

Hansmartin Schwarzmaier, Das Kloster Ettenheimmünster, in Geroldsecker Land, Bd. 22, 1980

Willi Henle, Musikpflege im Klosterkonvent Ettenheimmünster, in Geroldsecker Land, Bd. 8, 1965

Renate Liessem-Breinlinger, Das Bad St. Landelin im Münstertal, in Geroldsecker Land, Bd. 20, 1978

Otto Ernst Sutter — Josef L. Wohleb, Gengenbach, 1951

Ludwig Heizmann, Benediktiner-Abtei Schuttern in der Ortenau, 1915

Oskar Kohler, Kloster Schuttern — Ein Gang durch seine Geschichte, in Badische Heimat, Jg. 48, Heft 1/2, 1968

Karl List, Die Reichsabtei Schuttern im Lichte bisheriger Grabungsbefunde, in Geroldsecker Land, Bd. 16, 1974

Peter Marzloff, Die Abteikirche Schwarzach, 1969

Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Gedenkschrift für Arnold Tschira, Sonderausgabe der „Bühler Blauen Hefte“, Bd. 20, 1967

Dieser Überblick ist gedacht als Vorbemerkung zur Tagesexkursion im Rahmen der „Heimattage Baden/Württemberg 1980“ in Offenburg.

Astern.

*Astern — aufgewölbt
zu Himmeln
tausendfacher Bläue,
in Sonnenuntergänge.*

*Symmetrie des Schweigens.
Frostfeuer, lilafarben,
wobinter schon
der Winter wartet.*

Karl Seemann

Der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg in den Jahren 1802—1808

Ein Beitrag zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz

Hermann Schmid, Überlingen/See

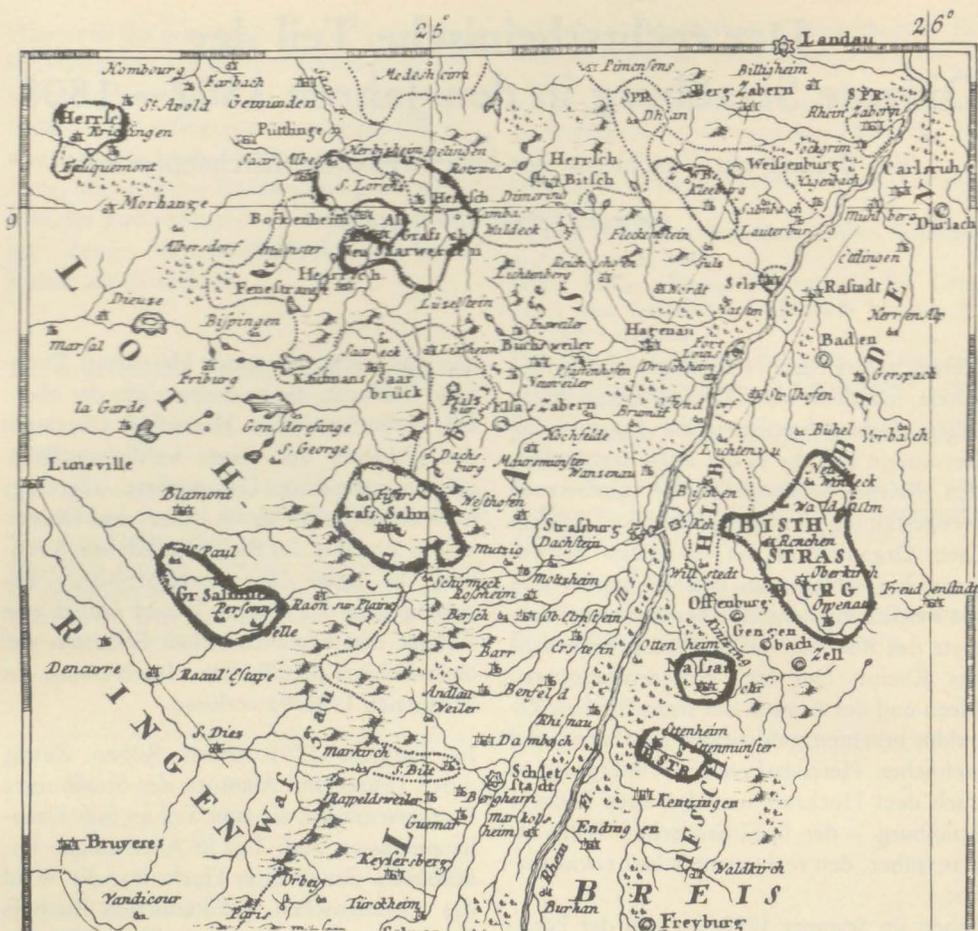
Neben zahlreichen Neuerungen auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet bewirkten die Französische Revolution und die in der Folge stattfindenden Kriege bekanntlich eine umfassende Neugestaltung der territorialen und kirchlichen Organisation des deutschen Südwestens. Ein schlagendes Beispiel hierfür sind die weltlichen und geistlichen Herrschaftsgebiete des Bischofs von Straßburg beiderseits des Rheins. Der Sieg der revolutionären Ideen und der Armeen der französischen Republik brachten zahlreichen geistlichen und weltlichen Herrschaften den Untergang, so auch dem Hochstift und der alten Diözese Straßburg — den linksrheinischen Teilen etwas früher, den rechtsrheinischen etwas später.

Schon im Sommer 1790 sah sich der Fürstbischof von Straßburg, Prinz Ludwig René Eduard von Rohan-Guéméné (1734—1803), bewogen, seine Residenz in Zabern im Unterelsaß zu verlassen und seinen ständigen Aufenthalt jenseits des Rheins zu nehmen, nachdem die Nationalversammlung in Paris auch auf die Kirchengüter im Elsaß ihre Hand gelegt hatte. Im übrigen verweigerte der Kardinal der sogenannten Zivilkonstitution des Klerus seine Zustimmung, deren Zweck es unter anderem war, die katholische Kirche in Frankreich von Rom loszulösen und deren Verfassung zu demokratisieren. Da die revolutionären Umtriebe im Elsaß ständig zunahmen, fürchtete Rohan um seine und seines Hofstaats Sicher-

heit und suchte in seiner Herrschaft Ettenheim Zuflucht, die zusammen mit der ebenfalls rechtsrheinischen Herrschaft Oberkirch den kleineren Teil seiner weltlichen Besitzungen ausmachte. Der größere, allerdings stark zersplitterte, lag im Unter- und Oberelsaß. Er umfaßte das Ried nördlich von Straßburg, die Ämter Zabern und Molsheim, Besitzungen an der unteren Ill und südlich von Colmar und blieb nach dem Scheitern der österreichisch-preussischen Intervention in Frankreich 1792/93 verloren.

Im Frühjahr 1791 erhielt Rohan Zuzug durch Lehrer und Alumen des Straßburger Priesterseminars, die zum Teil im Stift Ettenheimmünster, zum Teil in Allerheiligen unterkamen. Grund ihrer Flucht war die Wahl des schismatischen, gallikanischen Bischofs Franz Anton Brendel Anfang März 1791, die auf Geheiß der Nationalversammlung von rund 400 Wahlmännern vorgenommen wurde, darunter mehrheitlich Nichtkatholiken. Dieser war selbstredend konstitutionell eingestellt und machte sich für die völlige Trennung der französischen Kirche vom Heiligen Stuhl stark. Er konnte sich aber bei der weitgehend romtreuen Bevölkerung nicht durchsetzen und demissionierte 1797, derweil Kardinal Rohan in Ettenheim als kanonischer Oberhirte seiner angestammten Diözese fungierte und das Wirken Brendels jenseits des Rheins zu bekämpfen suchte.

Nach der Machtergreifung Napoleon Bonapartes in Frankreich kamen die Kämpfe zwi-



Die hochstiftisch-straßburgischen Herrschaften Etschheim und Oberkirch (Ausschnitt aus der Karte: Der Ober-Rheinische Kreis. Nach seinen Unterabteilungen, entworfen von F. L. Gießfeld. 1786. Nürnberg, bey denen Homännischen Erben. GLA)

schen Kirche und Staat allmählich zur Ruhe. Das Konkordat zwischen Papst Pius VII. und dem Ersten Konsul vom 15. Juli 1801, das jedoch erst ein drei Viertel Jahr später seine volle Rechtsgültigkeit erlangte, war insofern für die Kirchenverwaltungen am Oberrhein von größter Bedeutung, als der Römische Stuhl die schon von der Pariser Nationalversammlung 1790 verfügte Reduktion der Bistümer und deren Einrichtung nach den Departementsgrenzen bestätigte. Das Oberhaupt der katholischen Kirche for-

derte in diesem Zusammenhang die zum Teil noch lebenden Vorsteher der alten Diözesen auf abzutreten. Die meisten von ihnen, das Wohl ihrer Kirche den privaten Interessen vorziehend, kamen diesem Wunsche nach. So auch Fürst Rohan, der noch im Jahre 1801 für den linksrheinischen Teil seines Sprengels resignierte.

Sein Nachfolger wurde auf Geheiß Napoleons Jean Pierre Saurine, der den Straßburger Bischofsstuhl im April 1802 bestieg. Saurine war Gallikaner mit Leib und Seele, hatte als

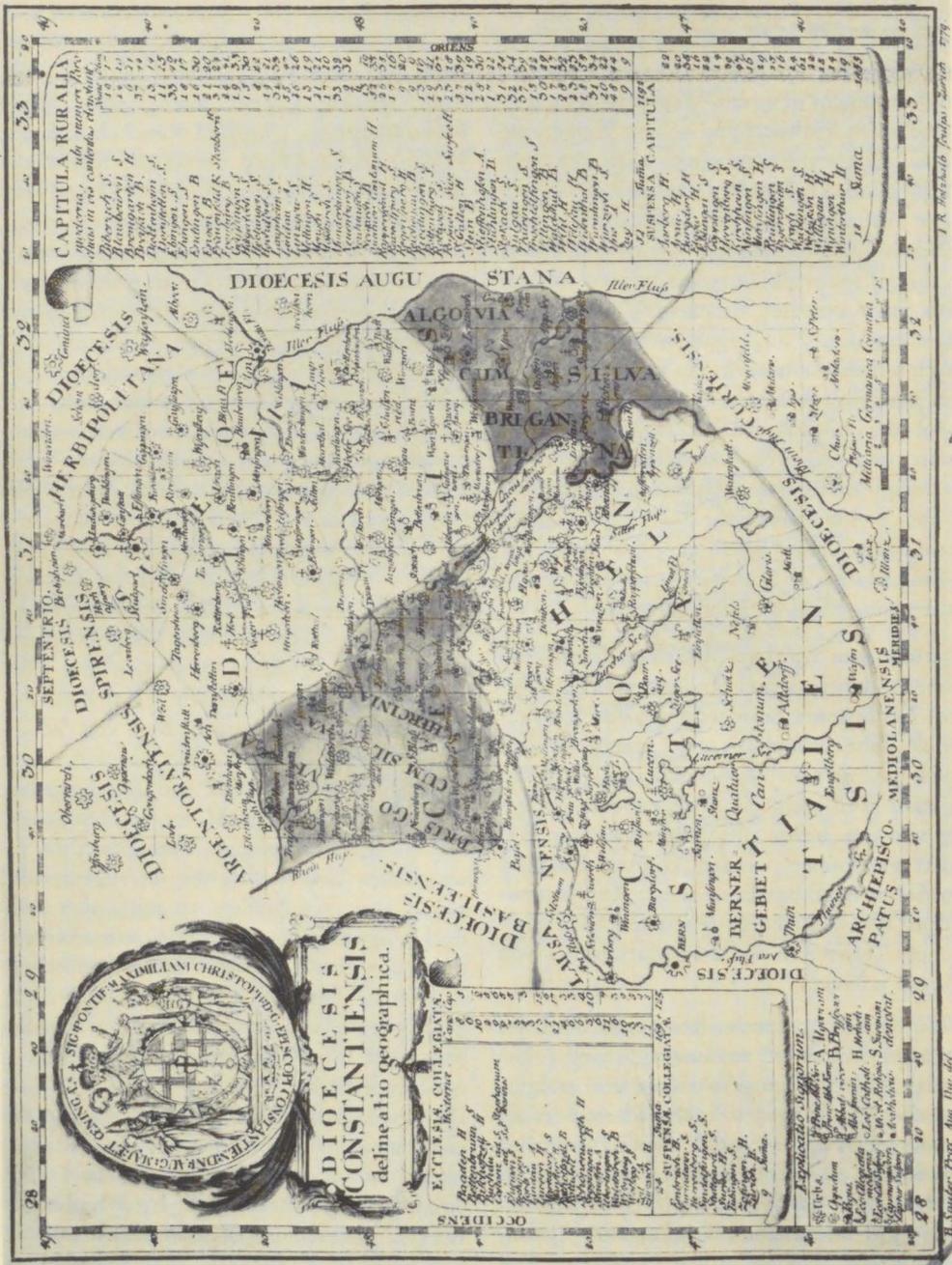
Mitglied der Nationalversammlung für die constitution civile du clergé gestimmt und war einer der konstitutionellen Bischöfe Innerfrankreichs gewesen. Wegen seiner papstfeindlichen Haltung und seiner Weigerung, seinen früheren Bestrebungen abzuschwören, fand seine Ernennung allenthalben skeptische Aufnahme bei der elsässischen Geistlichkeit und Bevölkerung. Gleichwohl hat er während seiner elfjährigen Amtszeit wesentlich mehr geleistet als man anfänglich von ihm erwartete. So organisierte er sogleich nach seinem Amtsantritt die Diözese neu, die vor allem durch die oberelsässischen Landkapitel des Bistums Basel Zuwachs erhalten hatte, und sorgte für eine baldige Wiederbesetzung zahlreicher vakanter Pfarrstellen, wobei er sich nicht scheute, Ordensmänner von der anderen Rheinseite, die durch die Säkularisation in Schwierigkeiten gekommen waren, ins Elsaß herüberzuziehen.

Zurück zum Kardinal Rohan in Ettenheim. Eine Änderung seiner Stellung als Leiter seines Restbistums, bestehend aus den Landkapiteln Lahr, Offenburg und Ottersweier, trat auch nach seinem Verzicht auf den linksrheinischen Teil nicht ein. Oder anders gesagt: Er verstarb, bevor eine Neuregelung in Angriff genommen werden konnte. Dagegen mußte er noch das Ende seiner Reichsstandschafft und den Übergang seiner rechtsrheinischen Territorien an den Markgrafen von Baden erleben.

Nachdem das deutsche Reich und die französische Republik zu Lunéville am 9. Februar 1801 Frieden geschlossen und endgültig die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und die Entschädigung deutscher Erbfürsten für ihre hierdurch entstandenen Verluste auf der Grundlage von Säkularisation und Mediatisation vereinbart hatten, nutzte das Haus Baden die Chance zu umfangreichen Gebietsarrondierungen und ließ sich von der Reichsdeputation in Regensburg unter anderem die Rohansche Herrschaft Et-

tenheim mit der Abtei Ettenheimmünster und die Besitzungen an Rench und Acher zusprechen, die das Stadtgericht Oberkirch, die fünf Gerichte Kappel unter Rodeck, Sasbach, Oppenau, Ulm und Renchen und die Prälatur Allerheiligen umfaßten. Baden besetzte diese Gebiete im Herbst 1802 und setzte den Fürstbischof der Landesregierung, womit er auch Sitz und Stimme im Reichstag und im oberrheinischen Kreistag verlor. Karl Friedrich bezeichnete sich demgemäß fortan in seiner Titulatur als „Fürst zu Ettenheim“. Noch bevor der Reichsdeputationshauptschluß endgültig erlassen war, starb am 16. Februar 1803 Rohan-Guéméné — Purpurträger, depossedierter Reichsfürst und Held der berichtigten Halsband-Affäre. Seit den Tagen, als er in Paris von einer Gaunerin hereingelegt worden war und sehr zum Schaden von Monarchie und Kirche die Königin Marie Antoinette in besagte Affäre verwickelt hatte, die heute noch die Phantasie mancher Leute beschäftigt, hatte sich ihm alles zum Unguten gewendet. Als er das Zeitliche segnete, stand er vor einem Berg von Schulden. Sein Tod bewahrte ihn zweifellos vor manchen Kümmernissen und Beschwerden und den badischen Staat vor beträchtlichen finanziellen Belastungen. Wenngleich die literarischen Urteile über ihn im allgemeinen wenig günstig ausfallen, so muß man ihm doch zugute halten, daß er bei seiner Untertanenschaft recht beliebt war, der römischen Kirche die Treue hielt und bis zum Schluß das blieb, was er immer gewesen war: ein lebensvoller Aristokrat und typischer Vetreter des ancien régime.

Die rechtsrheinische Restdiözese Straßburg entbehrte nun eines Oberhirten — ein Zustand, der genau genommen bis zur Gründung der oberrheinischen Kirchenprovinz 1821/27 bestehen blieb. Die Reichsdeputation zu Regensburg hatte zwar eine territoriale Neuordnung eingeleitet, die Frage einer Neuabgrenzung der Diözesen aber offen gelassen. Es gab entsprechende Vorstöße, doch



Karte der Konstanzer und der benachbarten Diözesen in ihren vorreformatorischen Grenzen (Zürich 1779, GLA).

weder eine Einigung unter den weltlichen Herren noch zwischen diesen und dem Papst. Der § 62 des Reichsrezesses von 1803 bestimmte daher: „Die erz- und bischöflichen Diöcesen aber verbleiben in ihrem Zustande, bis eine andere Diöcesan-Einrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen seyn wird, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domcapitel abhängt.“ Da der Bischof von Straßburg dem Erzstuhl zu Mainz unterstand, war Karl Theodor von Dalberg in seiner Eigenschaft als Erzbischof und deutscher Primas für die Ordnung der Kirchenverwaltung im deutschen Anteil des Bistums Straßburg zuständig, der sich zu dieser Zeit zum größten Teil auf kurbadisches, aber auch auf vorderösterreichisch-ortenaues, fürstlich fürstenbergisches und gräfllich von der leysches Gebiet erstreckte. Über die einzelnen Schritte Dalbergs nach Eintritt der Sedisvakanz sind wir aufgrund des äußerst dürftigen Aktenmaterials nur unzureichend unterrichtet. Eines steht jedoch fest: Er behielt sich damit, daß er den Mainzer Weihbischof Valentin Heimes, der schon seinem Vorgänger Friedrich Karl von Erthal als Gesandter beim Rastatter Kongreß 1797/98 gute Dienste geleistet hatte, mit der Regelung der Bistumsverwesung beauftragte. Die Ernennung von zwei erzbischöflichen Kommissaren im Frühjahr 1804 brachte die Angelegenheit zu einem vorläufigen Abschluß.

Der eine war der Erzpriester des Landkapitels Offenburg, Norbert Fahrländer, über den wir Genaueres wissen: 1737 geboren, erhielt er 1776 die Pfarrstelle in Griesheim, wo er am 20. Februar 1820 verstarb. Er fungierte ab 1798 als Kapitelsdekan und setzte 1813 seine Demission altershalber durch. Wie schon gesagt, ernannte Dalberg ihn 1804, obwohl er nahezu blind war, zum erzbischöflichen „Generalvicar“ für die „Landgrafschaft Ortenau und sämtliche ritterschaftlichen Orte“. Fahrländer, der im Namen des Metropoliten unter anderem eine

Reihe von Hirtenbriefen verfaßte, konnte seine Aufgaben nur mit Hilfe des Vikars und Sekretärs Joseph Moesch bewältigen.

Der übrige, größere Teil des Restbistums mit 60 Pfarreien und vier Klöstern wurde dem Pfarrer Franz Anton Zehaczek zugewiesen, dem als Sekretär der Abbé Michel aus Straßburg zur Seite stand. Zehaczek, 1754 in Mahlberg geboren, amtierte in Kippenheim, wo er seit 1789 die Pfarrstelle innehatte. Er war außerdem Erzpriester des Landkapitels Lahr.

Keine kommissarischen Kompetenzen hatte allem Anschein nach der dritte straßburgische Dekan, Franz Joseph Merkel, seit 1786 Pfarrer in Fautenbach und zuständig für das Landkapitel Ottersweier.

Es versteht sich von selbst, daß diese Bistumsverwesung durch zwei erzbischöfliche Kommissariate auf die Dauer nicht das Gebührende war. Außerdem stand deren Existenz in offenem Widerspruch zur Kirchenpolitik der badischen Regierung, die fortwährend nach einer Vereinheitlichung strebte, zumal das Staatsgebiet nach der Gründung des Rheinbunds im Juli 1806 in nicht weniger als fünf bischöfliche Jurisdiktionsgebiete zerfiel: Konstanz, Speyer, Worms und Würzburg. Hinzu kam ein Teil der Erzdiözese Regensburg, der vom ehemaligen Erzbistum Mainz stammte.

Schon im Rahmen der Säkularisationsverhandlungen in Regensburg im Jahre 1802 hatte Baden den Versuch unternommen, nach den Grundsätzen der modernen, josephinisch geprägten Staatskirchenpolitik einen oder auch zwei Landesbischöfe zu erhalten, deren Sprengelgrenzen mit den Landesgrenzen zusammenfallen sollten. Der starke Zuwachs an Katholiken bedeutete für den bewußt protestantischen Markgrafen Karl Friedrich ein staats- und kirchenpolitisches Problem ersten Ranges, dem er auf diese Weise beizukommen hoffte. So wie der Territorialismus der erblichen Reichsstände, der sich nach dem II. Koalitionskrieg in so ver-

hängnisvoller Weise gegen das Reich richtete, auch der alten Kirchenverfassung im allgemeinen den Kampf ansagte, so sah der badische Landesherr im besonderen, durch die Religionsstreitigkeiten seit der Vereinigung der protestantischen und katholischen Landen baden-durlachischer und baden-badischer Herkunft im Jahre 1771 gut vorbereitet, nun die Möglichkeit gekommen, im Rahmen der großen Säkularisation auch für das neue Kurfürstentum ein territorialistisches Kirchenprogramm zu verwirklichen und der Einflußnahme auswärtiger Diözesanbischöfe ein Ende zu setzen. Baden vertrat mithin am nachhaltigsten die Forderung nach einem Landesbistum, kam in der Sache selbst jedoch nicht voran.

So erwiesen sich die Entwicklungen in der großen Politik als dem Vorhaben nicht günstig. Überhaupt scheiterte es zunächst am Widerwillen der römischen Kurie, dann auch an den Auseinandersetzungen um eine geeignete Persönlichkeit für den Bischofsstuhl und um die Fragen, in welchem Verhältnis ein zukünftiger Landesbischof zum Metropoliten stehen sollte, ob das Landesbistum im Rahmen eines Reichs- oder eines Sonderkonkordats zu errichten, wie die Domkirche zu dotieren sei usw.

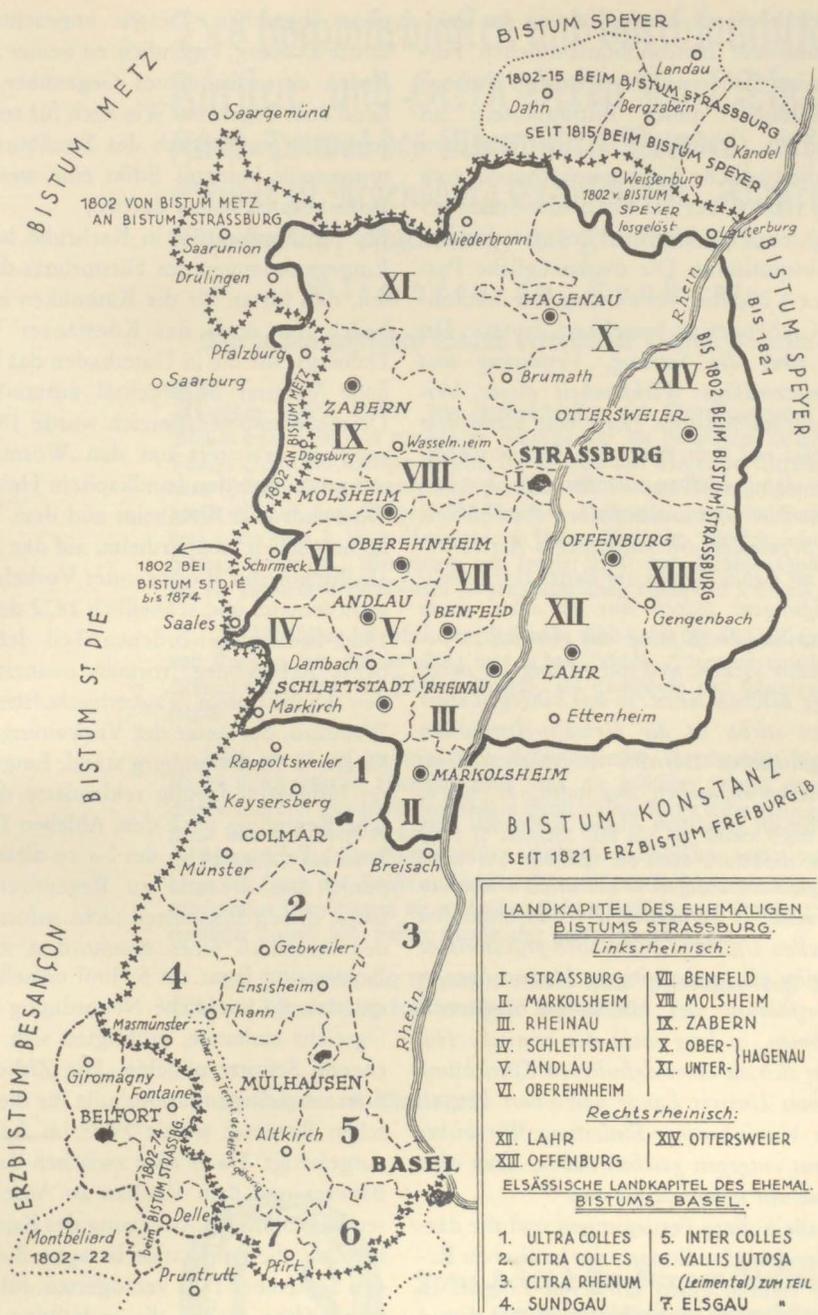
Auch zu Zeiten des Rheinbunds war den badischen Konkordats- und Bistumsplänen kein Erfolg beschieden, woran nicht nur der französische Kaiser und Protektor des Bundes schuld war, sondern auch die permanente antikatholische Haltung der Zentralregierung in Karlsruhe, die sich unter dem Deckmantel der Toleranz verbarg.

Karl Friedrich erreichte zu Lebzeiten die Erfüllung seines lang gehegten Wunsches nach einer badischen Diözese nicht. Immerhin aber gelangen im Jahr 1808 doch zwei Schritte in diese Richtung.

„In vorzüglicher Rücksicht auf die dargelegten Wünsche Seiner Königlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Großherzogs von Baden“, wie es der Generalvikar des Bistums Kon-

stanz, Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, ausdrückte, übertrug Dalberg als Metropolit und Erzbischof von Regensburg (dieses seit 1805) die Verwaltung des Restbistums Straßburg der geistlichen Regierung zu Konstanz. In einem lateinischen, am 10. Mai 1808 in Aschaffenburg ausgefertigten Erlaß an das bischöfliche Ordinariat in Konstanz begründete der Fürstprimas seine Maßnahme wie folgt: Der diesseitige straßburgische Bistumsanteil sei schon seit Jahren seiner metropolitantlichen Fürsorge anvertraut gewesen, nachdem dieser seines Ordinarius beraubt und vom rechtmäßigen Domkapitel aufgegeben worden sei. Bei der Einrichtung einer provisorischen Verwaltung und der Ernennung von Kommissaren habe er dem Umstand Rechnung tragen müssen, daß sich die Restdiözese auf verschiedene Territorien erstreckte. Da aber nun dieselben alle unter die Souveränität des Hauses Baden gekommen seien, so vereinige er die verschiedenen Verwaltungsbezirke und unterstelle sie kraft seiner erzbischöflichen und Metropolitangewalt („*jure Nostro Metropolitico, auctoritate Metropolitica*“) provisorisch der geistlichen Regierung zu Konstanz. Dem Erzpriester Fahrländer in Griesheim und dem Definitor Zehaczek in Kippenheim sei mit sofortiger Wirkung die geistliche Verwaltung der betreffenden Gebiete entzogen, ihre Tätigkeit als erzbischöfliche Kommissare somit beendet. (Beide wurden in der Folge zu bischöflich-konstanzi-schen Geistlichen Räten befördert).

Etwas um die gleiche Zeit kam es zur Dis-membration des badischen Anteils der Diözese Würzburg mit den Landkapiteln Buchen, Krauthcim, Lauda und Mosbach und dessen Anschluß an die rechtsrheinische Diözese Speyer, der der noch lebende Fürstbischof Wilderich von Walderdorf († 1810) vorstand. Anlaß hierzu war der Tod des letzten Fürstbischofs von Würzburg, Georg Karl von Fechenbach, im April 1808. Die badische Regierung erklärte selbstherrlich die geistli-



Das Bistum Straßburg vor und nach 1802 (Karte von F. Reibel, Die Bischöfe von Straßburg seit 1802, Straßburg 1958).

che Gewalt dieses Kirchenfürsten für erloschen und der metropolitantlichen Fürsorge heimgefallen und forderte von Dalberg den Anschluß dieses Bistumsanteils an Speyer. Als Grundlage für ihr Vorgehen diente die badische Kirchenkonstitution vom 14. Mai 1807 (Über die kirchliche Staatsverfassung), ein Paradebeispiel des staatskirchlichen Absolutismus. Die diesbezügliche Passage des § 20, die Verwaltung der katholischen Kirchengewalt betreffend, lautet: „*Das nähere über die Setzung, Verfassung und grundgesetzmäßige Wirksamkeit dieser Verwalter der katholischen Hierarchie bleibt dem Concordat mit dem römischen Hof vorbehalten. Bis dahin bleiben alle Bischöfe der verschiedenen in- und ausländischen Bischofshöfe, welche dermalen ein katholisches Kirchenregiment im Lande führen, im Besitz ihrer Amtsberechtigungen, jedoch nur in allen dieser Constitution gemäß ferner als geistlich zu behandelnden Sachen, und nur so lang, als deren damalige Bischöfe leben: so wie hingegen einer derselben stirbt, ist die Gewalts-Attribution seiner geistlichen Gerichte in Unserem Staat für erloschen anzusehen, und kann nur (wie es dermalen in gewissem Maase schon mit dem Strasburgischen Diöcesen-Antheil diesseits Rhein geschehen ist) eine der andern noch in Amtsgewalt befindlichen bischöflichen Rathsstellen Unserer Lande durch provisorische Delegation des jederzeitigen Metropolitanats die Fortführung des kirchlichen Regiments übernehmen, so lang nicht der römische Hof mit Uns sich zu einer definitiven Einrichtung der Diöces Unserer Lande vereinbart hat, als welcher Vereinbarungs-Einleitung Wir bisher vergebens entgegen gesehen haben, dazu aber nach wie vor immer bereit sind.*“

Schon allein diese Festlegungen und die darauf fußenden Handlungen der badischen Regierung stellten einen schweren Eingriff in die überkommenen Rechte von Papst und Episkopat dar und verstießen gegen das geltende Kirchenrecht, von den übrigen Bestimmungen des I. Konstitutionsedikts einmal

ganz abgesehen. Dessen ungeachtet willfahrte Dalberg, eigentlich zu keiner Zeit für Baden ein unbequemes Gegenüber, umgehend dem Begehren. Wie auch für seine Entscheidung hinsichtlich des Straßburger Bistumsanteils besagtes Edikt eine wesentliche Rolle gespielt haben dürfte.

Für die Zentralisten in Karlsruhe hatte das Entgegenkommen des Fürstprimas den Vorteil, daß fortan für die Katholiken in Oberbaden nur noch das Konstanzer Vikariat Dalbergs, für die in Unterbaden das bischöfliche Vikariat in Bruchsal zuständig war. Dessen Kompetenzbereich wurde 1812 provisorisch erweitert um den Wormser Bistumsanteil mit den Landkapiteln Heidelberg, Waibstadt und Weinheim und dem Vikariat im hessischen Lampertheim, auf den Dalberg als Bischof von Worms unter Vorbehalt Verzicht leistete, und schließlich 1822 durch den 1806 badisch gewordenen Teil der Erzdiözese Regensburg, vormals mainzisch, mit den Landkapiteln Tauberbischofsheim und Walldürn, der unter der Verwaltung des Vikariats in Aschaffenburg stand. Entgegen ihrer bisherigen Übung reklamierte die badische Regierung nach dem Ableben Dalbergs am 10. Februar 1817, der bis zu diesem Zeitpunkt den Erzstuhl zu Regensburg innehatte, diesen Bistumsteil nicht sofort. Durch den Abschluß eines Konkordats zwischen Bayern und Rom am 5. Juni desselben Jahres, das die kirchliche Neuordnung des Königreichs einleitete, erübrigten sich entsprechende Schritte ohnehin. Die Zirkumskriptions- und Organisationsbulle für die bayerischen Bistümer wurde zwar im April 1818 ausgefertigt. Da es aber zwischen der Krone Bayerns und dem Vatikan zu Auseinandersetzungen um die Auslegung des Konkordats kam, die die Publikation besagter Bulle bis in den September 1821 verzögerten, führten die zuständigen Stellen die endgültige Umgliederung erst im nächsten Frühjahr durch.

Noch einige Anmerkungen zur Straßburger Restdiözese: Durch ihren Anschluß an sei-

Des hochwürdigsten und durchlauchtigsten
Fürsten, und Herrn Herrn Karl Theodor,
Fürst-Primas des Rheinischen Bundes, des heil.
Stuhls zu Regensburg Erzbischofen, Fürsten von
Mschaffenburg, Regensburg, und Frankfurt *rc. rc.*

B i s c h o f e n z u K o n s t a n z,

Wir zu den geistlichen Sachen verordneter Vicarius Generalis &c.

Nachdem es Er. Hoheit dem Hochwürdigsten und Durchlauchtigsten Fürsten-Primas gefallen hat, in vorzüglicher Rücksicht auf die dargelegten Wünsche Er. Königl. Hoheit des Durchlauchtigsten Großherzogs von Baden die Verwaltung der unter Höchstderselben Souveränität stehenden diesseits dem Rhein gelegenen Strasburger Diözese dem Bischöfl. Konstanziſchen Ordinariat durch eine Entschliessung vom 10ten May d. J. zu übertragen; so säumen Wir nicht, alle Erzpriester, Pfarrherren, Seelsorger, Benefiziaten und sonstige Welt- und Ordens-Geistliche, so wie die sämtlichen Angehörigen der genannten Diözese davon in Kenntniß zu setzen.

In Gemäßheit der erhaltenen Vollmacht wird daher das Bischöfl. Ordinariat von Konstanz von nun an alles, was in das Bischöfl. Hirtenamt einschlägt, im Namen Er. Hoheit des Fürsten-Primas, als Erzbischofs und Metropolitan besorgen.

So wie es auf der einen Seite Unsere wesentliche Angelegenheit seyn wird, für die sittlich-religiöse Wohlfart dieser Uns zur geistlichen Leitung anvertrauten Heerde nach dem evangelisch-apostolischen Geiste unserer Kirche unter göttlichem Beystand liebevolle Sorge zu tragen; so erwarten Wir auf der andern Seite mit voller Zuversicht, daß alle Seelsorger und Geistliche als treue Mitarbeiter im Weinberge des Herrn ihre Kräfte aus reinem Eifer mit den Anstigen vereinigen werden, damit Unsere Bemühungen die erwünschten Früchte kirchlicher und sittlicher Ordnung, christlicher Tugend und wahrer Gottseligkeit hervorbringen mögen.

Alle Pfarrherren und Seelsorger werden anmit angewiesen, diese Kundmachung am Pfingstmontag von der Kanzel herabzulesen.

Konstanz den 16. May 1808.



Ignaz Heinrich Freyherr von Wessenberg,
geistl. Regierungspräsident und Generalvikar:

nen Konstanzer Sprengel erreichte Dalberg nicht nur eine teilweise Zufriedenstellung des Großherzogs, sondern brachte die bisherigen Metropolitankommissariatsbezirke in eine noch größere Abhängigkeit als sie schon bisher waren. Die Veränderung machte sich sogleich bemerkbar, sowohl für den noch vorhandenen Regular - wie auch für den Säkularklerus. Unter die Botmäßigkeit des wenig ordensfreundlichen Konstanzer Ordinariats kamen nun die Restkonvente der braunen Franziskaner auf dem Fremersberg bei Baden-Baden und in Seelbach im Zwergfürstentum Hohengeroldseck, der schwarzen Franziskaner in Offenburg, der Kapuziner in Oberkirch, Offenburg und Haslach und der Norbertiner in Lautenbach sowie das Lehrinstitut der Augustinerinnen de Notre-Dame zu Ottersweier. Die Weltgeistlichkeit, die in insgesamt 96 Pfarreien tätig war (39 im Landkapitel Lahr, 22 im Landkapitel Offenburg, 35 im Landkapitel Ottersweier, Stand 1820), machte alsbald nähere Bekanntschaft mit den Wessenbergischen Neuerungen und Reformen, sehr zum Verdruß der späteren Kapitelsdekane und -historiographen Henning (Lahr) und Weiß (Offenburg), die noch acht Jahrzehnte später im Zorn auf diese Zeit zurückblickten und die Wirksamkeit des aufklärerischen Wessenbergs und seines Gesinnungsfreundes und Kommissars Burg als „Tyrannei“ und Beförderung der „Staats-Allmacht“ und „Kirchen-Ohnmacht“ qualifizierten.

Formell blieb der „straßburgische Bisthums-Antheil des Bistums Konstanz“, wie ihn mit seinen drei Landkapiteln der Konstanzer Realschematismus von 1821 offiziell bezeichnet, bis ins Jahr 1827 bestehen. Ihm stand der schon erwähnte Doktor der Theologie Joseph Vitus Burg, ein gebürtiger Offenburger, seit 1809 als kommissarischer Verwalter vor. Burg fungierte zugleich als Pfarrer in Kappel am Rhein. Den literarischen Zeugnissen zufolge hatte der spätere Bischof von Mainz hier in der Ortenau keinen leichten Stand.

Mit der Errichtung des Erzbistums Freiburg verlor neben anderen auch die Straßburger Restdiözese eine letzte nominelle Eigenständigkeit und ging als ein Überbleibsel des alten deutschen Reiches und seiner Kirchenverfassung in dieser größeren Einheit auf.

Anmerkung:

Eine Abhandlung über obiges Thema ist nicht bekannt. Weder die allgemeinen Kirchengeschichtsbücher noch die speziellen über die katholische Kirche in Baden enthalten genaue Aussagen.

C. Bader, Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden, Freiburg 1860, I. v. Longner, Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz, Tübingen 1863, H. Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Kirche zur Staatsgewalt, Mainz 1868, H. Maas, Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden, Freiburg 1891, H. Lauer, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden, Freiburg 1908, und W. Burger (u. a.), Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart, Freiburg 1927, bieten nicht mehr als die Feststellung, daß der rechtsrheinische Anteil der Diözese Straßburg im Erzbistum Freiburg aufgegangen ist.

Ungedruckte Quellen:

1. Erzbischöfliches Archiv in Freiburg (EAF): 3 Faszikel, die Verwaltung des straßburgischen Bistumsanteils betreffend (1802—1823).
2. Badisches Generallandesarchiv in Karlsruhe (GLA): Faszikel 229/34236 u. 34263 und 235/118.

Gedruckte Quellen und Literatur:

- Baier, H., Wessenbergstudien, in: FDA 56/1928, S. 1 ff. (Betr. vor allem die Behauptung Baiers auf S. 46, die Straßburger Restdiözese sei 1808 aus finanziellen Gründen umgegliedert worden).
- Batzer, E., Testament und Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan, in: Die Ortenau 10/1923, S. 28 ff.
- Burg, A. M., Die alte Diözese Straßburg von der bonifazischen Reform (ca. 750) bis zum napoleonischen Konkordat (1802), in: FDA 86/1966, S. 220 ff.

Gaspari, A. C., Der Deputations-Receß mit historischen, geographischen und statistischen Erläuterungen und einer Vergleichungstafel, Bd. 2, Hamburg 1803.

Geres, C., Etwas aus der Geschichte Ettenheims: Rohan-Engchien, in: *Schau-ins-Land* 15/1889, S. 1 ff.

Glöckler, L. G., Geschichte des Bisthums Straßburg, 2 Bde., Straßburg 1879–80.

Göller, E., Die Vorgeschichte der Bulle „Provida solersque“, in: *FDA* 55/1927, S. 143 ff. u. 56/1928, S. 436 ff.

Gröber, K., Heinrich Ignaz Freiherr v. Wessenberg, in: *FDA* 55/1927, S. 362 ff. u. 56/1928, S. 294 ff.

Hennig, M., Geschichte des Landkapitels Lahr, Lahr 1893.

König, J., Necrologium Friburgense 1827–1877, in: *FDA* 16/1883, S. 273 ff. (Betr. Zehaczek, † 1830, und Merkel, † 1834).

Krebs, M., Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: *Die Ortenau* 16/1929, S. 85 ff. (erweiterter Zweitdruck im Bd. 40/1960, S. 133 ff.)

Kürzel, A., 1. Cardinal L. R. E. Rohan zu Ettenheim, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften*, 3/1870–72, S. 43 ff.

2. Die Stadt Ettenheim und ihre Umgebung, Lahr 1883.

Miller, M., Um ein kurbadisches Landesbistum (1802–1806), in: *FDA* 64/1936, S. 54 ff.

Reibel, F., Die Bischöfe von Strassburg seit 1802, Straßburg 1958.

Rest, J., Zustände in der südlichen Ortenau im Jahr 1802, in: *Die Ortenau* 11/1924, S. 19 ff.

Schell, E., Das Hochstift Straßburg rechts des Rheins im Jahre 1802, in: *ZGO* 87/1935, S. 126 ff.

Schematism des Bisthums Constanx, Konstanx 1821.

Siebert, H. D., Die Territorien der Ortenau, in: *Badische Heimat* 22/1935, S. 79 ff.

Statistische Darstellung des Erzbisthums Freiburg für das Jahr 1828, Freiburg 1828.

Veit, L. A., Der Zusammenbruch des Mainzer Erzstuhles infolge der französischen Revolution, in: *FDA* 55/1927, S. 1 ff. (Betr. vor allem Valentin Heimes).

Vollständige Sammlung aller in den Großherzoglich Badischen Staats- und Regierungs-Blättern von 1803 bis 1825 inclusive enthaltenen Gesetze, Edicte, Ministerial-Verordnungen und Rechtsbelehrungen, Karlsruhe 1826.

Weech, F. v. (u. a.), Badische Biographien, 2 Bde., Heidelberg 1875 (Betr. die Artikel Burg, Dalberg und Wessenberg).

Weiß, W., Geschichte des Dekanates und der Dekane des Rural- oder Landkapitels, Offenburg 1895.

Wendehorst, A., 1. Das Bistum Würzburg 1803–1957, Würzburg 1965.

2. Das Bistum Würzburg. Ein Überblick von den Anfängen bis zur Säkularisation, in: *FDA* 86/1966, S. 9 ff.

Wetterer, A., Das Bischöfliche Vikariat in Bruchsal von der Säkularisation 1802/03 bis 1827, in: *FDA* 56/1928, S. 49 ff. u. 57/1930, S. 208 ff.

Zur Säkularisation in Baden vgl. den Literaturüberblick in der Dissertation des Verfassers (*H. Schmid*), *Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811*, Überlingen 1980.

Abkürzungen:

FDA = Freiburger Diözesan-Archiv 1865 ff.

ZGO = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1850 ff.

Abend nach der Ernte

*Über die abgeernteten
Felder
Weht
Der Abendwind.
Müde
Hockt der Bauer
Auf seinem Traktor.
Ein letzter Blick
Streift
Seine Äcker
Vor der Heimfahrt.
Gnädig
Hat der Himmel
Sonne, Regen und Wind
Geschickt,
Jedes
Zu seiner Zeit
Gut
War die Ernte.
Lang
Wird der Winter sein.*

Hans Babrs

Als 1845 die Bahnlinie Offenburg—Freiburg eröffnet wurde

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Von Mannheim und über Heidelberg hatte die badische Residenzstadt Karlsruhe im Jahre 1843 eine Eisenbahnverbindung aus nördlicher Richtung erhalten. Es lag daher auch im Interesse der badischen Regierung, eine baldige Verlängerung der Bahnstrecke nach Süden in die Wege zu leiten. So konnte man schon im folgenden Jahr 1844 Offenburg von Norden mit der Eisenbahn erreichen.

Um so größer war deshalb die allgemeine Teilnahme der Bevölkerung der Ortenau und des badischen Oberlandes, als am 1. August 1845 die zunächst noch eingleisige Teilstrecke Offenburg—Freiburg der badischen Staatseisenbahnen dem öffentlichen Betrieb übergeben wurde. Um die Sicherheit der neuen Strecke zu überprüfen, hatte man zuvor einige Probezüge in Richtung Freiburg fahren lassen.

Der erste Probezug, bestehend aus der Lokomotive „Kaiserstuhl“ und sechs Wagen, traf am 22. Juli 1845 in Freiburg ein. Unterwegs hatte man in Emmendingen die Lokomotive mit einem Blumengebinde versehen und eine Tafel mit folgendem Gedicht angebracht:

*Laßt uns den ersten Dämpfer begrüßen,
hört, wie er aus der Ferne schrillt!
Laßt unser Herz sich in Freude ergießen,
daß lauter Jubel die Lüfte erfüllt.
Über die kunstreich gefügten Schienen
rollen die Waggons im Sturme daher;
fröhliche Wand'rer kommen mit ihnen
unten vom badischen Lande her.*

*Seid uns willkommen, ja seid willkommen,
nehmt da die bied're deutsche Hand.
Freundlich ist jedermann aufgenommen,
hier im romantischen Oberland.*

*Das ist es ja, warum wir uns freuen,
daß wir einander jetzt näher sind.
Da werden Freunde ein Bündnis erneuern,
dort eilen Brüder zu Brüdern geschwind.*

*Ha! Und wenn über die deutschen Gawe
vollendet sein wird das Schienennetz,
dann laßt am Tempel der Einheit uns bauen,
frei durch Vernunft und stark durch Gesetz.*

*Die Fahnen geschwungen und hoch gehoben,
hoch lebe Deutschland von Mark zu Mark!
Brüder, die Freiheit, sie kommt von oben
und nur die Eintracht macht uns stark!*

*Dämpfer, kehrst du nach dem Unterland wieder,
nimm unsere besten Wünsche mit.*

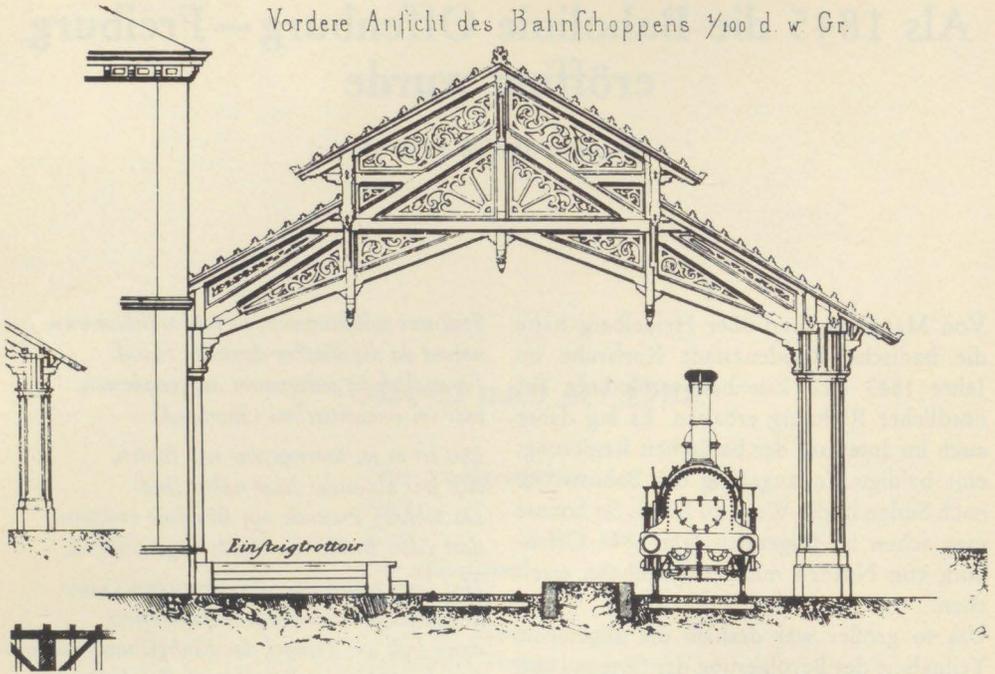
*Grüß uns herzlich alle deutschen Brüder,
doch hör' noch eine ergebene Bitt':*

*Leopold, unsern allgeliebten Fürsten,
bring ihn uns oft zur Hochburg berauf.
Sag, daß nach dieser Freude wir dürsten,
und nun fahre wohl, Glück auf, Glück auf!*

In dem Gedicht spiegelten sich deutlich die Hoffnungen wider, die vor der Frankfurter Nationalversammlung auch die badische Öffentlichkeit bewegten. Bei der am Schlusse erwähnten Burgruine Hochburg bei Emmendingen entstand übrigens um jene Zeit eine Ackerbauschule.

Kaum war die Strecke offiziell in Betrieb genommen worden, sah sich die Freiburger Zeitung vom Donnerstag den 14. August

Vordere Ansicht des Bahnschoppens $\frac{1}{100}$ d. w. Gr.



Bahnhof Offenburg 1845, Querschnitt

Foto: Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

1845 (Nr. 226) veranlaßt, von einem Unfall zu berichten. Sie meldete: „Mit Betrübniß berichten wir von einem beklagenswerten Vorfall, der sich gestern abend zwischen Emmendingen und Denzlingen zugetragen. Als nämlich der letzte Zug von Karlsruhe herwärts anlangte, bemerkte der Lokomotivführer plötzlich, daß sich ein Mensch auf die Bahn legte, augenscheinlich in der Absicht, überfahren zu werden. Der Führer rief ihm noch zu und bot alles auf, die Fahrt zu hemmen und einzuhalten; doch war die Bemühung vergebens. Der Zug ging über den Körper hinweg, und als man in einiger Entfernung anhielt, fand man eine Leiche. Der Selbstmörder soll ein junger Schlosser sein, der auf der Bahn gearbeitet hatte. Es heißt jedoch, daß er an Geistesverwirrung gelitten habe.“

Schon damals legte man bei besonderen Anlässen Sonderzüge ein. So kündigte der Leiter des Eisenbahnamtes Freiburg, Widmann, an, daß am Sonntag, den 7. September 1845, mit Rücksicht auf das in Emdingen stattfindende Elz-Kaiserstühler Sängerverfest „außerordentliche Eisenbahnfahrten“ zwischen Offenburg, beziehungsweise Freiburg und Riegel stattfinden würden. Auch für den Marktverkehr an Freitag und Samstag wurden Sonderfahrten eingeschoben.

Man hatte also erstaunlich rasch verstanden, die Vorteile des neuen Beförderungsmittels entsprechend auszunützen. Voll Stolz konnte die Freiburger Zeitung am Sonntag den 21. September 1845 (Nr. 265) auf ihrer Titelseite berichten: „Im Monat August, womit der Eisenbahnbetrieb bis Freiburg eröffnet wurde, sind mit Eilwagen in Freiburg

1682 Reisende abgegangen, angekommen sind 1474, Summa 3156.“

Mit der Inbetriebnahme der Bahnlinie Offenburg—Freiburg waren zum Beispiel mit den Bahnstationen Emmendingen und Denzlingen auch zwei Haltepunkte entstanden, die eine günstigere Verkehrsmöglichkeit nach dem benachbarten Waldkirch eröffneten. So können wir der erwähnten zeitgenössischen Freiburger Zeitung entnehmen, daß seit Anfang September 1845 mit Anschluß an die Züge dreimal täglich ein Omnibus — wie damals schon eine Pferdekutsche genannt wurde — vom Marktplatz Emmendingen zum Marktplatz Waldkirch und zurück verkehrte. Der Fahrpreis betrug pro Person 15 Kreuzer, mit Reisegepäck 21 Kreuzer.

Auch der geschäftstüchtige Inhaber des Badwirthshauses „Zum Hirschen“ in Suggental, Fidel Reich, inserierte bereits in der Freiburger

ger Zeitung vom Dienstag den 9. September 1845: „Ich bring hiermit zur Kenntnis, daß jeden Sonn- und Feiertag vormittags nach 10 Uhr und nachmittags, mein Gesellschaftswagen zur Empfangnahme meiner Gäste bei dem Stationsgebäude in Denzlingen bereitsteht.“

Um auch im mittleren Baden für entsprechende Seitenverbindungen zu sorgen, wurden 1844 die Strecke Appenweier—Kehl und am 25. Juli 1845 die Linie Oos—Baden(—Baden) dem Verkehr übergeben.

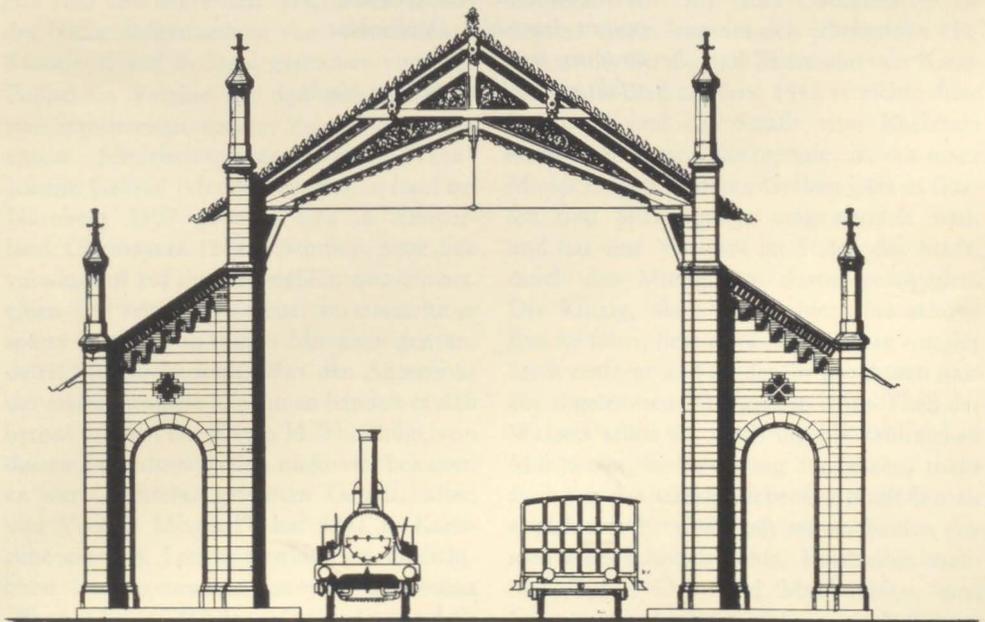
Größere Verzögerungen gab es bei der weiteren Verlängerung des Streckennetzes in den Süden des badischen Landes. Nach Schliengen konnte man zwar schon 1847, nach Basel jedoch erst 1855 mit der Bahn fahren.

Immerhin erkannte man von seiten der Regierung, daß die Eisenbahn doch ein geeig-

Bahnhof Freiburg 1845, Querschnitt

Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe

vordere - Ansicht



netes Instrument sei, dem von Napoleons Gnaden entstandenen Land ein gewisses „badisches Zusammengehörigkeitsgefühl“ zu geben. Die beauftragten Techniker mußten allerdings bald einsehen, daß die anfänglich

verwandte Breitspur bei den Nachbarländern nicht auf Gegenliebe stieß. Deshalb beeilten sie sich, die bis dahin erstellten Bahnstrecken vom Mai 1854 bis April 1855 auf Normalspur umzunageln.

Der Herbst.

*Der Herbst, schwarz, sinternd,
eine klaffende Höhlung;
dunkel brennt und beschattet
das Gesicht die Sonnenblume.*

*Wenn die Lider sich schließen,
rauscht Asterblut, Dablienblut
an toten, fernen Ufern,
erfüllt ein Gelb die frostige Nacht.*

Karl Seemann

Offenburg und das Hanauer Land vor rund 140 Jahren

Helmut Bender, Freiburg

Innerhalb spätromantisch-biedermeierlicher Städte- und Landschaftsbeschreibung vor Mitte des vergangenen Jahrhunderts nehmen die meist von Joh. Poppel stahlstichillustrierten und im Verlag von Gustav Georg Lange in Darmstadt erschienenen Bände eine Sonderstellung ein, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer Bildqualität als auch in bezug auf ihre gründlichen und sehr detaillierten Texte. 1842 ff. war der über 400 Textseiten umfassende (zunächst in Lieferungen herausgebrachte) Band „Das Großherzogtum Baden in malerischen Original-Ansichten seiner interessantesten Gegenden, seiner merkwürdigsten Städte, Badeorte, Kirchen, Burgen, und sonstigen ausgezeichneten Baudenkmalern alter und neuer Zeit“ erschienen: „Nach der Natur aufgenommen von verschiedenen Künstlern, und in Stahl gestochen von Joh. Poppel im Vereine mit den ausgezeichnetsten Stahlstechern unserer Zeit. Begleitet mit einem historisch-topographischen Text.“ Johann Gabriel Friedrich Poppel, in Lauf bei Nürnberg 1807 geboren und in Ammerland/Oberbayern 1882 verstorben, hatte sich vorwiegend auf Städteansichten spezialisiert, einen Teil seiner Mitarbeiter versammelte er später in einer von ihm in München gegründeten Stahlstichanstalt. Was den Anonymus der ersten Ausgabe angeht, so handelt es sich bereits um den Dr. Eugen H. Th. Huhn, von dessen Lebensumständen nicht viel bekannt, er war „mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied“, hat 1841 in Karlsruhe einen J. Loreye gewidmeten Gedichtband herausgebracht, anonym ein Drama „Berthold von Zähringen“ (1855) abgefaßt

und schließlich unter dem Pseudonym Peter Spindel die politische Reimsatire „Der badische Reinecke Fuchs und seine Gesellen“ 1849 erscheinen lassen. Außerdem gilt er als Verfasser der Erstauflage eines „Universal-Lexikons von Baden“ (1841), das seinerseits auf dem Kolbschen „Lexicon von dem Großherzogthum Baden...“ (1813–1816) fußt.

Soviel zur Situation und zum Grundcharakter dieses Werkes, aus dem wir im folgenden uns mit den Kapiteln „Offenburg“ und „Das Hanauer Land“ beschäftigen wollen.

„Wo die Kinzig aus dem Schwarzwalde hervortritt ins freundliche Rheinthale, breitet sich in lieblicher Umgebung die Stadt Offenburg aus, einst reichsunmittelbar...jetzt aber blos Landstadt und Sitz eines Oberamts. — Sie liegt an einem langsam sich erhebenden Hügel, an der Straße und Eisenbahn von Karlsruhe nach Freiburg (erst 1845 erreichte diese Freiburg!) und der Straße vom Rheintale nach dem hintern Kinzigthale, ist mit einer Mauer umgeben, deren Gräben jetzt in Gärten und Spaziergänge umgewandelt sind, und hat eine Vorstadt im Süden der Stadt, durch den Mühlgraben davon geschieden. Die Kinzig, über welche hier eine schöne Brücke führt, liegt etwa 500 Schritte von der Stadt entfernt und sendet ihr durch den daraus abgeleiteten Mühlgraben einen Theil des Wassers selbst zu, theils um die zahlreichen Mühlwerke in Bewegung zu setzen, theils auch um das starkbetriebene Holzflößen zu erleichtern. Er treibt mit seinen beiden Armen eine Schneidemühle, Hanfreibe, mehrere Gyps-, Oel- und Mahlmühlen, eine Lohmühle und wird auch sonst noch von an-

deren Gewerben benützt. — Drei Thore führen ins Innere von Offenburg; das westliche empfängt die sich hier vereinigenden Straßen von Karlsruhe und Kehl, durch das südliche gelangt man von Freiburg her und das östliche führt nach dem Kinzigthale zu den schicksalsverwandten Städtchen Gengenbach und Zell und nach dem hinteren Schwarzwalde. Das Innere ist freundlich und gut gebaut. Die Hauptstraße selbst, welche in gerader Linie von Nordwesten nach Südost geht, ist sehr breit und enthält einige stattliche Gebäude, ist gut gepflastert und ziemlich stark besucht... Die hier namhaft zu machenden Gebäude sind: die Pfarrkirche mit sehr schönem Thurme, von dessen Altane man eine weite Aussicht hat, das im Jahre 1834 neu erbaute Schulhaus, das 1830 erbaute Pfarrhaus, das alterthümliche Rathhaus, das diesem gegenüber liegende Salzhaus [die Salzgasse fand von ihm bereits Erwähnung], an welches das reiche St. Andreashospital für Pfründner mit eigener Kirche angebaut ist, das musterhaft eingerichtete Spital für Kranke, das ehemalige Minoritenkloster und jetzige weibliche Erziehungsinstitut, das Landvogtsgebäude, das ehemalige Ritterhaus und jetzige Oberamtsgebäude, das Gymnasium, früher Capuzinerkloster, die Häuser der Herren von Neveu, von Frankenstein und von Ried und einige andere Privathäuser. — Sehenswerth ist auf dem alten Friedhofe eine Gruppe aus dem 15. Jahrhunderte herstammend, der Oelberg benannt...“ Huhn geht dann kurz auf die Gewerbetätigkeit der Stadt ein: „... nicht unbedeutend und hat in neuerer Zeit einigen Aufschwung genommen. Es besteht eine Buchhandlung und Buchdruckerei, eine Steindruckerei, eine Tabaksfabrik, Glasfabrik ... eine Nagelfabrik, 2 Apotheken, mehrere Bierbrauereien und einige gute Gasthäuser ... — Das Gymnasium wird durchschnittlich von etwa 70 bis 80 Schülern besucht, die höhere Bürgerschule hat aber nur sehr wenige Schüler. — Zur geselligen Unterhaltung besteht ein Ca-

sino, ferner sind einige Kaffeehäuser vorhanden. Sehr schön sind die Spaziergänge um die Stadt ... — Im Ganzen wohnen jetzt in etwa 460 Häusern 3800 Einwohner, worunter sich bloß 60 evangelische befinden. Im Allgemeinen beschäftigen sich diese mit Gewerben, zum Theil aber auch mit Feld-, Wiesen- und Weinbau. Etwa ein Dritteltheil der Bürger kann reich genannt werden, ebenso viele sind arm, die übrigen haben ihr genügendes Auskommen. Man will jedoch bemerkt haben, daß die Vermögensumstände der Offenburger in früheren Zeiten besser gewesen, als jetzt.“ In einem Absatz über „nicht unbekannt Männer“ werden der Kupferstecher Gabriel Friessinger, der Musiker Elmenreich, Johann Liescher, Direktor des Wiener Kadettenhauses, Vitus Burg, 1833 als Bischof von Mainz verstorben, und Dekan Mersy, „ein aufgeklärter Geistlicher“, genannt.

„Offenburgs Umgebungen sind mannichfaltig und lieblich. Sucht man ebene Gegenden, so wendet man sich nach dem Rheinthale, wo die nächsten Orte und Höfe inmitten fruchtbarer Felder und reicher Baumpflanzungen liegen. Angenehmer ist der Weg am Bergabhänge entlang nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Ortenberg, einem Pfarrdorfe von etwa 1000 Einwohnern, über welchem die herrliche, wieder neu aufgebaute Burg Ortenberg sich erhebt und den Wanderer einladet, der köstlichen Aussicht auf ihren Zinnen zu genießen.“ Die Geschichte der Burg wird kurz skizziert, seit ihrer Zerstörung durch die Franzosen im 17. Jahrhundert „lag die Burg in Trümmern ... bis Herr von Berkholz in Karlsruhe die Ruinen erwarb und nach dem Plane des Professors Eisenlohr das Schloß in alterthümlichem Style wieder herstellen ließ“. Huhn feiert diesen Wiederaufbau im Sinn des frühen Historismus.

„Nordwestlich von Ortenberg liegen zwischen niederen Weinbergen zerstreut die Gemeinden Eisenbach und Zell mit verschiede-

nen Höfen und Häusergruppen, viel besucht von den Bewohnern Offenburgs wegen der angenehmen Spazierwege und des köstlichen Weins... Fast die ganze Gegend ist reich an diesem edlen Gewächse, zumal die Gemeinde Durbach mit ihren zahlreichen Zinken und Weilern, woher der sogenannte Klingelberger Wein kommt, der ... sogar bis nach England und Amerika versendet wird. Von Durbach aus führt ein angenehmer Weg nach Oberkirch und dem Renchthale ...“ — hier verweist der Verfasser auf sein Schwarzwaldkapitel. Danach wird Diersburg erwähnt mit dem „an Steinkohlen reichen Gebirge. — Die katholische Kirche selbst enthält ein schönes Altargemälde von Marie Ellenrieder ... Mitten im engen Thale steht auf dem sogenannten Thiersteine die Ruine Diersburg, einst den Grafen von Geroldseck gehörend...“ — „Sehr angenehm ist der Weg, den Vorbergen des Schwarzwaldes entlang, nach dem nur vier Stunden entfernten Städtchen Lahr, wohin jetzt die Eisenbahn in wenigen Minuten fährt. Fast sollte man dieser herrlichen Erfindung zürnen, weil sie den Wanderer des köstlichen Genusses beraubt, den dieser von Obstbäumen beschattete Weg ... an einem Morgen begangen, jedem gemüthsreichen Menschen gewähren muß...“. Die Geschichte der Stadt schließt an, das beginnt mit der Offsage, greift dann auf die Zähringer zurück, nach deren Aussterben wurde die Stadt reichsunmittelbar, was „ein rascherer Ausbau des Gemeinwesens erlaubte und fremde Einmischungen in das städtische Regiment fern hielt... — Schon im Jahre 1280 übte die Stadt... Thaten der Selbständigkeit... Im Jahre 1315... erhielt Offenburg von Kaiser Friedrich dem Schönen die Bestätigung aller Privilegien, Rechte und Freiheiten, so die Stadt von seinen Vorfahren erhalten.“ Im folgenden ist von den verschiedenen Pfandschaften die Rede, auch von damit verbundenen Fehden und vom Interregnum der Pfalzgrafen. „Längst schon hatten die drei Städte Offenburg, Gengenbach und Zell ein

Bündniß unter sich geschlossen, aber leider waren sie zusammen nicht stark genug... Während des dreißigjährigen Krieges litt Offenburg nicht wenig. Im Jahre 1632 ergab sich die Stadt nach vierwöchentlicher Belagerung an die Schweden, welche sie nun drei Jahre besetzt hielten... Im Jahre 1635 wurde Offenburg von dem französischen Heere besetzt und später noch mehrmals eingeschlossen und hart bedrängt, besonders durch den General Condé, der sie zu schleifen drohte... Besonders unglücklich waren die späteren französischen Kriege... Im achtzehnten Jahrhundert haben zwar auch Durchmärsche und Contributionen schwer auf der Stadt gelastet...“. Dann wird die markgräfllich-badische Epoche (1701—1771) kurz behandelt, bis es Österreich gelang, „Offenburg zu einer österreichischen Landstadt zu machen und ihr die letzten Reste der Unabhängigkeit zu nehmen...“. „Die letzten Kriege [im Zusammenhang mit der Französischen Revolution und Napoleon] waren für Offenburg weniger nachtheilig“ — bis dann Baden aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses endgültig von Offenburg und der Ortenau Besitz ergriff.

Wenden wir uns nun dem Kapitel „Das Hannauer Land“ in einigen Auszügen zu. „Wir können hier nicht beschreiben Städte und Burgen, Gebäude und merkwürdige Sammlungen und Anstalten; denn das Land ist nur bewohnt von schlichten Landleuten und wenigen reichen Privaten und Gewerbsleuten...“ Lichtenau wird an erster Stelle genannt („ein freundliches Städtchen mit Seidenwebern und Tuchmachern, sonst aber bloß Ackerbau treibend“), es folgen kleinere Ortschaften, sodann Kehl („bekannt seiner harten Schicksale wegen, da es mehrmals zu einem Fort erhoben, unsäglich durch Kriege litt und zuletzt ganz niedergeschossen wurde. Jetzt ist es aus seinen Trümmern wieder erstanden und ein freundliches Städtchen mit Handel und Gewerben und einigen vorzüglichen Wirthshäusern“) und auch „Will-

städt, einst Amtsort und Heimath Philanders von Sittenwald, oder, wie er eigentlich hieß, Michael Moscherosch“.

Eigens geht Huhn auf die Hanauer Tracht ein: „Die Männer tragen einen mit schwarzem Flanell gefütterten Ueberrock mit Haften, der entweder aus Tuch oder schwarzem Drilch gemacht ist; die jungen Burschen tragen dagegen ein kurzes weißes Jäckchen, Mutzen genannt. Die Hosen sind meistens von schwarzem Leder... Auf dem Kopfe tragen sie einen runden aufgeschlagenen Filzhut, noch häufiger aber eine Mütze von Marderpelz und grünem Sammet mit goldenen Quästchen. Das weibliche Geschlecht ist sehr freundlich gekleidet. Der Rock ist faltenreich, meistens schwarz, aus Tuch oder Leinwand, unten mit einem rothen Streifen besetzt. Unter ihm trägt man gewöhnlich einen weißen Unterrock, den man unten Etwas hervorschauen läßt. Das Wamms ist eng anschließend, mit dünnen Schnürchen befestigt. Die Schürze ist von weißer oder bunter Farbe, die Kappe von Silber- oder Goldstoff mit breitem Moorbande eingefaßt... Um den Hals trägt man ein großes Mailänder Halstuch, hinten geschlungen und etwas hinabgehend.“

„Ihrer körperlichen Beschaffenheit nach sind die Hanauer gesund und stark, arbeitsam und sehr ausdauernd. Sie leben einfach und besonders sehr bieder, freundlich und wohlwollend gegen Einheimische sowohl, als gegen Fremde... Ihre Hauptnahrung besteht in Ackerbau und Viehzucht... Die meisten Feldfrüchte werden gepflanzt, besonders Weizen, Korn, Hafer, Gerste, Raps, Kartoffeln und Welschkorn, und vieles davon wird ausgeführt. Den Hauptgegenstand des Handels bildet jedoch der Schleiß- und Spinnhanf, der meistens nach Holland verführt wird und bedeutende Summen in die Gegend bringt. Die Wiesen sind meistens gut und auch an Waldungen ist das Land reich. — Gewerbe werden nur in den größeren Orten anders als nach gewöhnlichem Ortsbedarf

betrieben. In den Straßburg nahegelegenen Dörfern betreibt man den Gemüsebau sehr stark, in der Nähe der Kinzig und des Rheins gibt es viele Flößer, Schiffer und Fischer...“.

Ein Geschichtsabriß schließt an: „Das Hanauer Land gehört erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zu Baden und hatte früher sogar ein eigenes Dynastengeschlecht.“ Abschließend wird es als „einen der blühendsten Theile“ Badens bezeichnet. Nicht ohne Logik dann die Prognose, derzufolge der Wohlstand „in größerem Maaße abzunehmen beginnt, wenn sich der Verkehr mehr der Eisenbahn zugezogen hat und die Rheinstraße noch mehr verödet ist“.

Das umfangreichste Kapitel des Bandes ist „Der Schwarzwald“. Hier wird u. a. auch auf das Renchtal eingegangen. „Das Städtchen Oppenau liegt sehr freundlich und hat eine gute Krugfabrik... weiter vorn im Thale das Pfarrdorf Lautenbach mit einer schönen Kirche, die zu den besten Denkmälern der Vorzeit gehört und auch schöne Glasmalereien enthält... Von hier aus ist nur noch eine kurze Strecke und wir haben das Amtsstädtchen Oberkirch erreicht, das zwischen Rebgeleände am Fuße freundlicher Berge liegt. Vormals bildete Oberkirch eine eigene Herrschaft.“ Selbstverständlich werden die Bäder im Renchtal besonders angegangen: „Sämmtliche Quellen enthalten Sauerwasser... Am bekanntesten ist wohl Griesbach, in engem aber malerischen Thale und schon längst weithin gepriesen, so daß es früher oft die Zahl der Gäste nicht fassen konnte. — Das hiesige Wasser wird nur in Griesbach selbst angewendet, dagegen das Petersthaler Wasser jährlich in mehr als 400,000 Krügen versendet. Petersthal hat sich besonders in neuerer Zeit sehr gehoben und ist vielfach verschönert worden... Das dritte Bad ist Freiersbach, in milderer Gegend, aber noch nicht so bekannt, wie die vorgenannten, obgleich es neben dem Säuerling noch eine vorzügliche Schwefelquelle besitzt...“.

Vier Jahre zuvor hatte Karl Geib (* 1777 in

Lambsheim/Pfalz, † 1852 ebda.) seine „Malerischen Wanderungen am Rhein von Constanz bis Cöln...“ in drei Bändchen erscheinen lassen. Der zweite Band behandelt „Malerische Wanderungen auf der Bergstrasse und durch einen Theil des Schwarzwaldes von Basel bis in die Gegend von Strassburg...“ (Karlsruhe 1838). Es bietet sich an, daraus dem Zitierten noch einige Ergänzungen hinzuzufügen, insofern Mittelbadisches darin abgehandelt wird. „Offenburg, die eigentliche Hauptstadt der gedachten Ortenau ... liegt in einer anmuthigen und fruchtbaren Gegend... Ob nun ihr Name von dem angeblichen Erbauer Offo, oder etwa von einer ritterlichen Burg, welche in der Vorzeit den Bedrängten zum Schutz und den Fremden zur gastfreundlichen Aufnahme stets offen stand, oder auch von dem heitern und geselligen Leben, das man hier findet, herzuleiten sey, wollen wir nicht entscheiden. Dieser Ort war ehemals eine der freien Reichsstädte des schwäbischen Kreises... und der Sitz der kaiserlichen Landvogtei in der Landschaft Ortenau. Auch hatte das Strassburger Domkapitel, welches beim Ausbruche der Revolution emigrierte, sich mehrere Jahre lang hier niedergelassen... gegenwärtig befindet sich daselbst das Direktorium des Kinzigkreises, nebst einem Oberamte...“. Was folgt, sind lediglich Varianten zum von Huhn Gesagten. Auf „verschiedene römische Denkmäler, in der Nähe entdeckt“ wird besonders aufmerksam gemacht. „Niemand der sich einige Tage in dieser romantischen Gegend verweilen kann und für Schönheiten der Natur empfänglich ist, wird unterlassen, einen Streifzug in das... an pittoresken Ansichten so reiche Kinzigthal vorzunehmen.“ Ortenberg und Gengenbach sowie Zell werden vorwiegend historisch vorgestellt, dann geht

es über Haslach schwarzwaldaufwärts. Die Renchtalbäder finden sich danach relativ breit dargestellt. So heißt es von Griesbach u. a.: „Die Heilkraft des Wassers, die hübschen Anlagen und die mahlerischen Spaziergänge locken zur Kurzeit viele Gäste, sowohl aus dem Badischen, als aus Strassburg und der andern jenseitigen Gegend herbei.“

Antogast und Rippoldsau werden kurz beschrieben: „Wenn man nach diesen Ausflügen seine Wanderung fortsetzt ... so erblickt man auf dem Wege nach Appenweier das alte Schloss Staufenberg.“ Historisches folgt, auch die Sage vom Ritter Peter von Staufenberg, „der den liebenden Bund mit einer Wasserfey schloss“, dann geht es über „die Amtsvogtei Durbach zwischen anmuthigen Rebhügeln“ über Willstätt nach Kehl: „... hier war es, wo der durch seine geistreichen dramatischen Werke berühmte Beaumarchais die grosse Druckerei anlegte, aus welcher man die Prachtausgaben der Schriften Voltaire's, Rousseau's und anderer französischer Autoren erhielt. Aber der Revolutionskrieg und noch spätere Jahre brachten solche Stürme über das unglückliche Städtchen, dass es, wie ein Reisebeschreiber mit Recht sagt, 26 Jahre lang mehr gelitten hat, als irgend ein Ort in Deutschland.“

Damit hat sich unser Rundgang durch die engere Region um Offenburg geschlossen. Erfreulich, wie rege und positiv diese mittelbadischen Landschaften dem größeren Ganzen miteinbezogen wurden. Und sind die Sichtweisen auch nicht mehr die unsern, üben sie doch dann und wann einen eigenartigen Reiz auf uns aus — wir möchten sie nicht missen, ohne daß wir uns unbedingt nach jenen Tagen in Biedermeiermanier zurücksehnen wollten.

Altes Haus

*die scheiben
blind von zehntausend
niedergegangenen sonnen.
die vorhänge aus spinnweb.
hier nächtet das
dunkel vergangener
tage, vergräbt
sich der uralte mond.*

*der wind singt
in schrägen giebeln,
erbricht die riegel der scheune.
wirbelt mit knochigen fingern
im heu, verschleudert
die toten vögel, pfeift
eine grelle ballade.*

*fledermäuse kurven.
es tanzen, tanzen
der im rausch erfrorene
landstreicher, die selbstmörderin,
die ihr blutiges kind
im stroh erstickte, später
am hanfseil unterm
dachbalken baumelte.*

*rumpelstilzchen
murmelte durch die
kammern seinen namen.
die hexe schärfte immer noch
die spindeln.
aber die rosen im garten
wuchsen immerzu.*

Heinz G. Huber

„Offenburger Querschnitte“

anno 1942 und zuvor

Helmut Bender, Freiburg

Es handelt sich um „Eine Sammlung von Aufsätzen und Plaudereien von Franz Huber“ das knappe 100 S. umfassende Bändchen war als Weihnachtsgeschenk der Stadt Offenburg an ihre im Feld weilenden Soldaten gedacht: „... ein Heimatbrief ganz anderer Art... Er unterscheidet sich von seinen Vorgängern nicht nur durch die Buchform. Das Wesentliche ist: Er befaßt sich mit voller Absicht nicht mit den Ereignissen und Fragen der Gegenwart...“. Im folgenden wird von den „Erinnerungen aus der Vergangenheit unserer schönen Heimat“ gesprochen, das Zeitgemäße wollen wir taktvoll verschweigen, es spricht wie üblich in allerlei Floskeln von der großen Zeit und der glücklicheren Zukunft...

Immerhin ist eine solche Broschur — bald 40 Jahre nach ihrem Erscheinen — zu einem Dokument geworden. Einmal darin zu blättern und einiges daraus zu zitieren, gibt sich recht aufschlußreich und dürfte sowohl jene, die die 40er Jahre bewußt erlebt haben, wie auch all die, die sie nur vom Hörensagen kennengelernt, interessieren. In seinem Geleitwort wünscht sich der Herausgeber ja auch die „Daheimgebliebenen“ als Leser.

„Neues und Altes aus Offenburger Schulen“, es ist darin u. a. von der „Bürgerschule von einst“ die Rede: „der Urstock der heutigen Schillerschule. Sie war im Schulgebäude der Goldgasse und hatte fünf Klassen. Es war eine erweiterte Volksschule, in der auch Französisch und Englisch gegeben wurde. ... Unsere künftige ‚Hauptschule‘ wird für die breiten Massen des Volkes das große Bildungsmittel sein...“. Anschließend werden

„Die alten Offenburger Schulgebäude“ vorgestellt: „in der Gymnasiumstraße das ehemalige Kapuzinerkloster, am Ölberg die Ölbergschule, in der Goldgasse die ehemalige Klosterschule und zwei Stockwerke des Andreasspital...“. Danach erfahren wir davon, daß „die musikalische Jugenderziehung schon ein Lieblingskind der Stadtväter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen ist... Das heutige Offenburg führt also mit seiner Städtischen Musikschule älteste Tradition fort... Statt 40 und 50 Kinderstimmen müßte der Chor, in eigener Schule herangebildet, 500 und mehr haben...“.

Es folgen allerlei „Offenburger Sonntags-Erinnerungen“: „Die Zeiten sind vorbei, wo Offenburger Gipser pro Mann im Tag es auf ein bis zwei Dutzend Flaschen Bier gebracht haben und wo man das Bier fäßlesweis auf der Baustelle getrunken hat...“ (aber die Bierkästen haben es heutzutage munter abgelöst). Zugunsten der Soldaten hatten sich die Zivilisten „Beschränkungen aufzuerlegen — Das Mineralwasser aus den Quellen unserer Heimat“ wird statt dessen empfohlen „und schließlich ein Trunk guten, frischen Brunnenwassers — erinnern wir uns ein wenig! Wie war denn das vor dreißig und vor vierzig Jahren? Speiseeis war eine Schleckerei nur für wenige. Man bekam es nur in den Konditoreien... In den Erfrischungshäuschen gab es das nicht...“. Es wird auch davon berichtet, wie man an bestimmten Stellen winters aus der Kinzig das Eis brach, wofür man sogar einen „Abnahmeschein“ haben mußte! — „Die Offenburger Wirtschaftsgärten... waren gerne und gut besucht.“ Dann

und wann gab es ein Musikpodium und auch eine alte Sommerkegelbahn „mit dem lauschigen Eckzimmer und den humorvollen Malereien des Offenburger Künstlers von Heimbürg, der stadtbekannteste Persönlichkeiten in charakteristischer Weise auf die Hauswand konterfeite...“. „Die Regimentskapelle von Offenburg und auswärtige Regimentskapellen gaben Unterhaltungskonzerte... Sänger der Opernbühnen kamen im Sommer nach Offenburg... Ganz vereinzelt spielte in der Stadthalle eine Sommeropere. Es war dies regelmäßig ein mißglückter Versuch. Irgendein ‚Unternehmer‘, der Geld mit billigen Mitteln zu verdienen hoffte, kam mit einigen unzulänglichen Kräften sowie einem Pianisten und zwei Geigen als Orchester...“. „Kinotheater hat es drei und manchmal auch vier gegeben. Aus dem Weltpanorama, wo man jede Woche durch zwei Gucklöcher die neuesten Weltereignisse sehen konnte... entstand in der Rosengasse das ‚Badenia-Theater‘...“. Von Phonographen und Orchestrions ist ebenfalls die Rede. „An den Sonntagen erklang in den Straßen aber auch wirkliche Instrumentalmusik. Sechs bis zehn Mann der Stadtmusik oder eine Dorfkapelle... zogen durch die Hauptstraße zu einem ‚Waldfest‘... Männer und Frauen, Sänger und Turner... schritten hinter der Musik her. Nach dem Stadtwald, dem Schuckshof oder der Wolfsgrube. Was bot ein solches Waldfest? Eigentlich nicht viel. Musik und Tanz, bei den Gesangsvereinen einige Chöre und bei den Turnvereinen turnerische Vorführungen. Immer aber Kinderbelustigung: Sacklaufen, Heidelbeeressen aus großen Schüsseln, Ausschauen eines Geldstückes in einer Schüssel Bibeleskäs... Wurstschnappen — Sägmehlwürste hat man dabei auch genug erwischt... Merkwürdig auch: Es wurde mitten im Walde geraucht, und kam es einmal zu einem kleinen Brand, so wurde trotzdem das nächste Waldfest wieder mit Raucherlaubnis abgehalten. Hauptzweck dieser Veranstaltungen: Unter-

haltung und Kassenüberschuß für den Verein, was freilich oft genug ausgeblieben ist.“ Dann Erinnerungen an die städtische Ziegelei, und „Heuwagenfahren durch die Stadt“; eine spezielle Kriegserinnerung: „Die Stadtjugend sammelt Brombeerblätter“ nach dem Motto: „Die Jugend lernt die Natur kennen.“

Lorenz Oken wird im Zusammenhang mit einer antinapoleonischen Schrift gedacht, er war für eine neue Bewaffnung „nach Art der Streitwagen der Alten“; Quintessenz: „Der geniale Kopf hat etwas geahnt von unseren heutigen Panzerkampfwagen...“. „Und das erste Offenburg Auto?“ „Es soll dem praktischen Arzt Dr. Faehndrich gehört haben, „am Stadtbuckel bockte der Motor zwar oft...“. Im anschließenden Kapitel erinnert man sich an den „Haselwandermotor: Haselwander war nicht nur einer der Miterfinder des Drehstroms, sondern auch der Erfinder des Rohölmotors: Am 1. August 1898 ist in Mannheim-Neckarau der erste Verdrängungsmotor mit einer Leistung von 5 PS gelaufen...“.

Hübsch liest sich der Abschnitt „Offenburger beim fahrenden Volk“. Da gab's den „Turnplatz auf der Kronenwiese“ und „Die Walendatruppe aus Offenburg“, sie bestand aus „den drei Offenburgern Fritz Huber, Th. Simon und Fritz Gießler... sie waren Meister ihres Faches — und keiner von ihnen war aus einer Artistenfamilie. Sie spielten in Zirkussen größter Art...“.

Stolz wird im folgenden vermerkt, daß man „das Schienengleis des ‚Bähne‘ erneuert. Nach bald einem halben Jahrhundert ist diese Ausbesserung wirklich kein Luxus. Die Fahrgäste der Lokalbahn haben es besser als jene in den Jahren, da die Straßburger Straßenbahngesellschaft den Schienenstrang legte... Jetzt ist ein Autobusverkehr eingerichtet, der die Reisenden vom Bahnhofsviertel an den ‚Grünen Bam‘ bringt... Die jetzige Reparatur ist nur eine teilweise. Später soll auf der unteren Adolf-Hitler-Straße das



Franz Hüber

Geleis mitten in die Straße gelegt werden, damit der Verkehr sich ungehemmter vollzieht . . ." — es ist anders und nochmals anders gekommen — doch die Forderung „Mehr Bäume in den Straßen!“ klingt dafür desto zeitgemäßer. Und trotz eben vollzogener Erweiterung hatte das Heimatmuseum schon damals mit großen Raumnöten zu kämpfen. Und was „nicht sein sollte: daß die Zugezogenen über Offenburger und

Ortenauer Eigentümlichkeiten mehr und besser Bescheid wußten als die Einheimischen!“ Hoffentlich ist's heute anders . . . In einem Kapitel „Zum Offenburger Jahrmarkt“ wird von ehemaligen Gaststätten gesprochen, und zwar mit der Schlußfolgerung: „So trinkfreudig und trinkfest auch unsere Vorfahren gewesen sein mochten, sie hätten so viele Wirtschaften in dem kleinen Städtchen nicht gebraucht . . .“. Von der ersten so

erfolgreichen „Ortenauer Herbstmesse“ anno 1924 ist dann die Rede, auch davon, daß diese die Jahrmärkte nicht verdrängte. Pseudofuturistisch in diesem Zusammenhang dann die Bemerkung: „Wie nach Kriegsende unter der geänderten Wirtschaftsbeziehung zwischen dem Elsaß und Baden die Herbstmessen oder die Kreisleistungsschauen in unserer Stadt wieder aufgenommen werden, steht dahin . . .“.

„Mit herrlichen Festzügen erfreuten die Offenburger die Fremden. Schon die Umzüge der althistorischen Offenburger Fastnacht waren berühmt und wirkten propagandistisch [!]. In den Festzügen der Herbstmessen, die immer schöne Ideen hatten . . . später auch in den Festzügen der Handwerktage, waren die Jüngeren und die Älteren aktiv, und alle haben sich kostenlos für die Volkskultur zur Verfügung gestellt. — Diese Herbstmessen waren auch rechte Weinfeste . . .“ — das markanteste Weinbaufest bis dahin dürfte anlässlich des Deutschen Weinkongresses 1929 abgehalten worden sein. Vom „Vergnügungspark“ wird dann erzählt: „Im Krieg kann man daran die Erinnerung haben und Hoffnung auf die Zukunft. Wir sind jetzt auch mit dem zufrieden, was unserer Jugend der Budenplatz bringen kann . . . Die Zuckerbuden und Waffelbäckereien fehlen . . . Indes, es ist schon viel Unterhaltung . . . da. Auch das soll sein — auch im Krieg!“ Dieser hatte freilich noch nicht seine Totalität in jenen Jahren erreicht.

„Straßen erzählen“ — hier wird auf die Überwinterung des Zirkus Holzmüller in Offenburg aufmerksam gemacht, und „man denke, in einem Offenburg, das nur 7000 Einwohner zählte, während eines Winters Zirkusvorstellungen in einem Bretterbau!“ (gemeint der Zirkus Schlegel noch in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg). — „Unser neuer Parkplatz in der Ree-Anlage wird jetzt freilich nicht stark benötigt, das heißt aber nicht, daß man diesen Parkplatz nicht gebraucht

hätte. Es ist auch im Krieg dieser Platz schon stark belegt gewesen, und er wird das nach dem Krieg erst recht sein . . .“ (durchaus klug vorhergesehen). „Man könnte sich auch vorstellen, daß später einmal „Passagen für den Fußgängerverkehr“ gebaut würden; doch „ganz besonders fällt in unseren Straßen auf: Die Sauberkeit der Fahrstraßen . . . Die städtischen Straßenfeger machen ihren Dienst unablässig . . .“.

Es folgen „Vergessene Winkel“, u. a. „Ein unbekanntes Plätzchen. Wenn unsere Frauen und Mädchen durch die Badstraße nach dem Frauenbad eilen, denken sie nicht daran, daß ganz in der Nähe der Badstraße das frühere Schwimmbad der Offenburgerinnen gewesen ist . . . Es ist ein beiderseits mit Brettern eingezäunter Streifen Land von etwa 2 m Breite und 20 m Länge zwischen der Fischerstraße und dem Kronenbach . . . Wenn wir heute Fotos von dem Badebetrieb an diesem Plätzchen hätten! Einige Offenburgerinnen können sich noch erinnern, und sie behaupten sogar, daß sie in dem kaum etwas über einen halben m hohen und 2 m breiten Kronenbach das Schwimmen gelernt hätten. Die Kleidungen waren sehr behelfsmäßig . . . Und wie glücklich dürfen die Offenburgerinnen heute sein, daß ihnen die Stadtverwaltung ein so herrliches Schwimmbad geschaffen hat. Sie wachen allerdings auch mit Recht darüber, daß das Frauenbad nicht von Unberechtigten benutzt wird.“

Im Osten der Stadt, so berichtet unser Chronist, „soll der große Aufmarschplatz geschaffen werden, der mit seinen zu erstellenden Bauten einmal ein sehr repräsentatives Stück unserer Stadt werden wird. Der Krieg hat nach den ersten Arbeiten eine Stockung gebracht. Der angeführte Boden lag in langen Haufen auf dem Felde. Anwohner dieses Viertels nahmen daran Anstoß, und sie erinnerten sich des Aufrufs der Reichsregierung [daß kein Stück Land ohne Bewirtschaftung bleiben sollte]. Also wurden die Erd-

haufen eingeebnet, umgegraben und angepflanzt. Es ist ein schönes Stück Gartenland hier entstanden, das den Hausfrauen manche Sorge um den Mittagstisch erleichtert . . .“.

Zeitgenössisch das folgende Kapitel „Offenburg auf der Straßburger Ausstellung“, es geht dabei ebenso um Grimmelshausen und Moscherosch wie um „Deutsche Wirtschaftskraft — Aufbau am Oberrhein“. — Idylle schließen an, u. a. werden auch die Pläne mitgeteilt, die Gerwig, der Erbauer der Schwarzwaldbahn, zur Erschließung der Moos mittels einer Bergbahn angefertigt hatte. Dann wird nochmals Haselwander als genialer Erfinder und bescheidener Mensch gewürdigt, auch der Maler Carl Blossfeldt im Zusammenhang mit Offenburg gefeiert. Erzähltes schließt an, und der Ausklang findet sich in Anekdotischem, unter dem Titel „Ernst und Scherz“ vereinigt.

In das Bändchen wurden zahlreiche Abbildungen eingestreut, teils Landschaftliches und Kunstgeschichtliches, aber auch Technisches sowie manche ältere Stadtbilder. Alles in allem kann so nicht bestritten werden, daß die „Offenburger Querschnitte“ zu ihrer Zeit ihre Berechtigung hatten. Daß sie in vielem dem Zeitgeist untertan, muß zugegeben werden, aber auf andere Weise wäre diese Publikation wohl gar nicht zustande gekommen bzw. erscheinen. Es hat in jenen Jahren weit schlimmere und gewalttätigere Bücher gegeben. Der aufgeklärte Leser weiß das Wertvolle vom Zeitbedingten ohne weiteres zu unterscheiden, und er wird so manches Abstruse und Braunkarierte ohne Mühe zu eliminieren wissen. Es war anderswo keinesfalls weniger NS-hörig als in unserm Offenburg, ganz im Gegenteil, das Unpolitische überwiegt hier doch, und das hat seine Verdienste. Man mag sie uns neiden.

IM SPIEGEL

*BIST DU MIR FREUNDLICH ODER FEIND,
Gestalt, die mir so fremd erscheint?
Ich sah schon einmal das Gesicht,
ich kenn' es nicht, ich bin es nicht!*

*Bin nie aus mir herausgegangen,
war wie ein Bildnis tief verhangen,
und wie ein Ding, das seine Zeit
verbringt wie eine Ewigkeit.*

*Nun komm' ich wie von weitem her,
und bin nicht eins und alles mehr.
Ich seh' mich dort und fühl' mich hier
und gehe fort von mir zu dir.*

Otto Gillen

Das „löblich ambath“ zu Oberachern

Albert Bissinger, Freiburg/Ettlingen

„Ich Jörg Röder, Vogt, undt wür die zwölff geschworenen des gerichts zu Achern thun kundt menniglichem mit diesem brevum, daß vor unßer offen sitzend gericht kommen sind . . . (es folgen Namen), alle geschworen heiligenpflieger der kirchen zu sannt Steffen zu Ober-Acher, undt handt vor uns versprochen undt sich öffentlich bekennet, daß sie undt alle ire nachkommen heiligen-pflieger dem ehrsamem Herrn, Herr Johanns von Bergzabern, kirchherrn der obgenannten kirchen, zwey pfund undt zween schilling guter straßburger pfenning geldts järliches undt rechts ewiges zinses alle jar zu geben zu bezahlend uff den Grünen Donderstag, item uff allen andern gülten, rentnen undt zinsen, die die obgenannte kirch hat undt zu der obgenannten kirch gehören“ (etwas gekürzt wiedergegeben). So eine Fundationsurkunde vom 7. Mai 1470.

Das Dokument führt dann aus, was jedes Jahr auf den „grünen donderstag“ geschehen soll: Eingeauft werden sollen 40 Ellen Zwilch, eine Elle ungefähr für sechs oder sieben Pfennig gutes Straßburger Geld. Das Tuch soll verteilt werden an zwölf „hausarme mannspersonen“ aus „beyden Achern, Vogtenbach, Gambshurst, undt ob da nit so vil werent, uß anderen den nechsten dörfen: Saßbach, Croßwyler undt Waldhulm“. Für fünf Schilling Pfennig soll eingekauft werden Brot, das „armen leuthen, frembs und heimisch, mannen undt frouwen undt kindern, die ungeverlich darzu kommen“, gespendet werden soll. Je ein Schilling Pfennig soll gegeben werden „dem lütpriester zu Saßbach, dem lütpriester zu sankt Johanns zu Achern, dem lütpriester zu Gambshurst, dem kirchherrn zu Croßwyler undt unßer

lieben-frauwen-capplan zu Obercappel“. Der Mesner soll für seinen Dienst 4 Pfennig erhalten. Auch soll für Wein und Oblaten je ein Schilling ausgegeben werden „zu dem mandate, das der obgenannte herr Johanns gestiftet hat“. Während oben die Rede von dem jährlichen Zins war, wird nun das Kapital genannt: 80 gute rheinische Gulden. Die Heiligenpflieger gelobten „für sich undt alle ihre nachkommen by treuwen an eydes statt, die achtzig guldin anzulegen, gülte undt zins damit zu kauffen, daß das löblich ambath, das almusen undt anders darzu gehörig, ußgerichten und ußgetragen möge, auch dieselben zins handthaben, halten undt versorgen . . . daß das guts werk gange undt ungehindert pleibe . . . Sie handt auch damit versprochen, die Bücher, das Becken, das Gießfaß, Zuehelen undt anders getüche, die zu dem ambath gehörendt undt der obgenannte herr Johanns darzu gegeben hat, zu bewahren, zu besorgen undt keiner andern sach zu gebrauchen, dann zu dem mandat“. Der Vogt und die zwölf Geschworenen haben ihr Gerichtssiegel „gehenkt an diesen brieff, der geben is uff den nechsten montag nach des heiligen creutzestag im meygen des jars, da man zehlt nach Christi geburt ein thousand vierhundert undt siebentzig jore“.

Das Ambath oder Mandat, um das es sich hier handelt, ist die Fußwaschung am Gründonnerstag. Sie ist die wörtliche Befolgung des Herrenwortes Joh. 13,15: „Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr tut, wie ich euch getan habe“. Die vorausgehenden Verse des 3. Kapitels im Johannes-evangelium schildern, wie Jesus seinen Jüngern die Füße wusch. Eine Fußwaschung ist in der Liturgiegeschichte zunächst innerhalb



Gedenktafel des Pfarrers Johannes von Bergzabern
† 1475. Pfarrkirche Oberachern

Foto: Bissinger

des Taufritus nachweisbar vom 4. Jahrhundert an. Aus klösterlicher Hausliturgie (vgl. Benedictusregel Kap. 35 und 53) entsteht ein sogenanntes *mandatum pauperum* und ein *mandatum fratrum* am Gründonnerstag. Der liturgische Begriff „Mandatum“ bedeutet eigentlich „Gebot“. Gemeint ist das Liebesgebot des Herrn nach Joh 13,34: „Mandatum novum do vobis, ut diligatis invicem, sicut dilexi vos — Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Ob der Ausdruck „ambath“ direkt als Fußwaschung gedeutet werden darf, erscheint dem Verfasser nicht so sicher. Vielleicht ist „ambath“, wie es auch geschrieben wurde, der früher und heute noch übliche liturgische Ausdruck „Amt“ (früher „ambt“), also feierlicher Gottesdienst. Das „lößlich ambath“ könnte tatsächlich den löblichen Gottesdienst am Gründonnerstag meinen.

Die Fußwaschung am Abend vor seinem Leiden sollte symbolisch Jesu Jüngern zeigen, wie sehr er sie liebte. Den Dienst der Fußwaschung konnte nur ein Liebender erweisen oder höchstens ein Sklave, der dazu gezwungen war, und ein Diener gegen Bezahlung. Ausdrücklich fragt Jesus in Joh 13,12: „Versteht ihr, was ich euch getan habe?“ Mahnung zur Liebe sollte nun auch die liturgische Fußwaschung an Armen (*mandatum pauperum*) und an den Brüdern (*mandatum fratrum*) am Gründonnerstag sein. Beides wurde mit geringen Änderungen von Bischofskirchen übernommen. Erstes sicheres Zeugnis für die Fußwaschung innerhalb der Kathedralliturgie ist das 17. Konzil von Toledo 694. Seit dem 14. Jahrhundert werden mancherorts die beiden *mandata* zusammengelegt. Für die päpstliche Liturgie ist die Gründonnerstagsfußwaschung vom 12. Jahrhundert an sicher erwiesen. Der Ritus der römischen Liturgiebücher setzt sich nach Pius V. im 16./17. Jahrhundert fast überall im lateinischen Westen durch. Im Mittelalter wurde es sogar üblich, daß Fürsten die Fußwaschung nach Art der Bischöfe übten.

Die Neuordnung der Karwoche schon unter Pius XII. mit dem Dekret „*Maxima redemptionis nostrae mysteria*“ vom 16. 11. 1955 (AAS 47/1955, S. 838 ff.) führt die Fußwaschung am Gründonnerstag fakultativ für alle Pfarrkirchen am Abend des Gründonnerstags ein. Die Feiern des hl. Triduums, der drei heiligen Tage, werden mit neuem Verständnis für die Tageszeit dieser Feiern auf den Abend, den frühen Nachmittag und die Nacht verlegt. Als 1. antiphonarischer Gesang bei der Fußwaschung fungiert die oben erwähnte Stelle Joh 13,34 „Mandatum novum do vobis“. Im neuen Meßbuch, herausgegeben nach der Apostolischen Konstitution „*Missale Romanum*“ Pauls VI. vom Gründonnerstag 1969, bildet der Johannesvers die 5. Antiphon. In der ersten Begeisterung für die erneuerte Karwochenliturgie wurde die Fußwaschung doch in manchen

Pfarrkirchen durchgeführt und ihre Bedeutung als Mahnung zur Liebe in den Gemeinden auch sehr herausgestellt. Heute wird sie wohl nur noch selten geübt, obwohl der Bericht über die Fußwaschung an den Jüngern als Evangelientext am Gründonnerstag immer gelesen wird. In den Bischofs- und Abteikirchen wird die Zeremonie nach den nun allen zugänglichen Texten freilich gehalten, auch im Freiburger Münster.

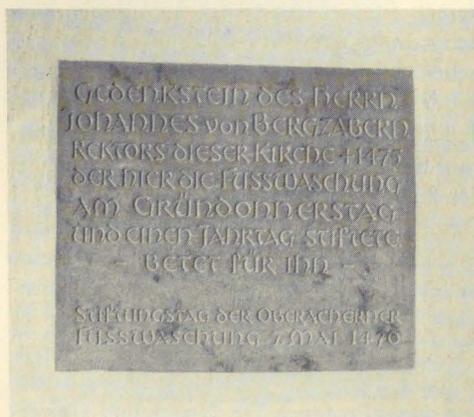
In Oberachern, wo der Verfasser zwölf Jahre Pfarrer war, wäre es sicher schwierig gewesen, die Zeremonie einzuführen, da Alemannen herkömmlicherweise nicht leicht für Neues zu begeistern sind, auch nicht in der Kirche. 1470 ist das dem damaligen Pfarrer Johannes von Bergzabern (1447–1475) aber geglückt. Er muß ein caritativ aufgeschlossener Priester gewesen sein, denn er bestimmte ja „hausarme mannspersonen“, an denen als Vertreter der Apostel die Fußwaschung in der Gründonnerstagsliturgie vollzogen und an die das Zwilchtuch geschenkt werden sollte; auch sollten alle armen Leute, fremde und einheimische, aus der Stiftung des Pfarrers Brot erhalten. Der Priester hat wohl in einer Abtei- oder Bischofskirche die ergreifende Zeremonie der Fußwaschung erlebt oder von ihr erfahren. Im Vorausgegangenen wird ja das 14. Jahrhundert als wichtig für die liturgische Entwicklung der Zeremonie erwähnt. Sicherlich ging es dem Pfarrektor Johannes aber auch als Seelsorger um das Zeichen der Liebe, das den Gläubigen sinnfällig vor Augen geführt werden und in ihren Christenalltag hineinwirken sollte. So war seine Stiftung wahrhaftig eine pastoral eminent bedeutsame Tat. Interessant ist auch die Beteiligung der Nachbarpfarreien an der Stiftung und Feier.

In der Tat erstaunlich und bedeutsam ist auch, daß die Oberacherer diese Fußwaschung nun seit nahezu 550 Jahren üben, auch nachdem längst kein Stiftungskapital für die Armenspeisung mehr vorhanden ist. Nur zweimal im Dreißigjährigen Krieg und

einmal im Spanischen Erbfolgekrieg konnte das Ambath wegen der Ungunst der Zeit, vielleicht auch wegen Vakanz der Pfarrei, nicht gehalten werden. In Oberachern gibt es heute eine Art „Jüngergemeinschaft“, bestehend aus zwölf Männern der Gemeinde, die bei Alter oder Tod eines Mitglieds einen „neuen Jünger“ zuwählen. Das Gremium nennt sich sogar so, hat einen Sprecher und kommt nach der Liturgie mit dem Pfarrer zu einer Agape zusammen, zu der immer abwechselnd einer den Wein stiftet, der Pfarrer den Imbiß. Auch erfreut sich der ganze Gründonnerstagsgottesdienst einer regen Mitfeier der ganzen Gemeinde. Dieses treue Durchhalten durch so viele Jahrhunderte ist ein bewundernswertes Phänomen. Als Christ und als historisch Interessierter muß man der Gemeinde wohl hohen Respekt zollen, gerade, wenn man auch an Zeiten, wie die der Naziära, denkt, als das Mittun bei der Fußwaschung sicherlich auch Bekennermut von den Teilnehmern forderte. 1970 wurde das fünf-hundertjährige Jubiläum der Fußwaschung schlicht, aber sehr religiös begangen. Von der Stiftung des „herrn Johannis“ kündet ein Gedenkstein (Grabtafel?) im Chorturm von St. Stephan in Oberachern, der in seinem unteren Teil auf das 15. Jahrhundert zurück-

Stein mit deutscher Übersetzung der Tafel des Johannes v. Bergzabern

Foto: Bissinger





Samsonaquamanile, früher Pfarrkirche Oberachern, heute Museum of Fine Arts Boston, USA

Foto: Archiv Bissinger

geht. Die Umschrift um Kelch und Jahreszahl lautet: — „Memoria Domini Johannis de Bergzabern, rectoris huius ecclesiae, qui hic instituit mandatum in cena Domini et anniversarium ei (?) — Orate pro eo“. Zum 500-jährigen Jubiläum der Fußwaschung, die heute noch gehalten wird, ließ der Verfasser, damals Pfarrer von Oberachern, einen kleineren Stein mit der deutschen Übersetzung neben der Platte anbringen (vgl. nebenstehendes Foto). Das gegenüber sich befindende Sakramentshäuschen mit der Jahreszahl 1445 war wohl Jahrhunderte lang Zeuge der Fußwaschungszereemonie.

Das in der Urkunde beschriebene Gießfaß entdeckte der Verfasser auf der Stauferausstellung 1977 in Stuttgart. Es ist ein Kunstwerk von einigem Wert. Beinahe wäre es 1930 gelungen, es für Freiburg zu ersteigern, so daß es heute im Augustinermuseum zu sehen wäre. Professor Dr. Noack und Univer-

sitätsprofessor Prälat Dr. Sauer konnten je 15.000 RM für den Erwerb freistellen. Bei der Versteigerung in Berlin war das Stück für 25.000 RM ausgeschrieben. Doch die Liebhaber überboten sich so, daß der bereitgestellte Betrag nicht ausreichte. Zuletzt bekam der New Yorker Kunsthändler Brunner (oder Brummer) den Zuschlag für 106.000 Reichsmark.

Nun ist es an der Zeit, das Objekt vorzustellen, um das man 1930 so feilschte und das, wie so viele andere Kunstwerke, die Reise über den Atlantik antrat, wo die Bürger der Neuen Welt in ihren Museen gerne zeigen, daß ihre Kultur im alten Europa wurzelt. Das Kunstwerk ist ein sogenanntes Aquamanile (von aqua = Wasser und manus = Hand, also etwa Handwaschgefäß). Die Aquamanilia in Gestalt von Löwen und anderen Tieren, Köpfen und Büsten zählen zu den kunstreichsten Geräten des Mittelalters. Sie markieren einen Höhepunkt in der Kunst des Bronzegusses. Von den rund 300 bekannten Aquamanilien sind etwa die Hälfte sogenannte Löwenaquamanilia, gegossen vom 12. bis 16. Jahrhundert. Es waren wohl die Kreuzfahrer, die diese Gießgefäße in Europa heimisch machten. Sie waren zu Anfang wohl profane Geräte; einige scheinen aber auch eigens für die liturgische Handwaschung bei der Gabenbereitung geschaffen worden zu sein. Das Germanische Museum in Nürnberg hat einen großen Bestand an solchen Gießgefäßen. Ebenso besitzt der Louvre in Paris und das Metropolitan Museum in New York eine Anzahl von Aquamanilia.

Unser Aquamanile zeigt den alttestamentlichen Helden Samson (Simson) auf dem Löwen sitzend. Der jugendliche Held mit modisch gewelltem Haar und offenem mit Kreismustern (spitzblättrige Rosetten) verziertem Mantel reißt dem besiegten Löwen das Maul auf. Die Darstellung des Löwenbesiegers ist ein Typus, der auf Christus, den Sieger, hinweisen und auch zum Kampf ge-

gen das Böse mahnen soll. Die Eleganz der Darstellung weist auf die vielleicht ursprüngliche Bestimmung für den ritterlich-höflichen Gebrauch hin. Das Aquamanile hat eine Höhe von ca. 33 cm und ist ebenso lang. Der Schweif des Löwen bildet den Henkel des Gefäßes. Der Einguß ist am Kopf des Samson, die Ausgußtülle hat die Form eines zusätzlichen Tierköpfchens. Die Publikationen — die jüngste ist „A Lion Aquamanile W. D. Wixom, Cleveland, 1974 — weisen das Gießgefäß dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts zu. Es handelt sich also um ein echtes Stauerstück. Im allgemeinen herrscht die Auffassung vor, daß das Stück aus dem Hildesheimer Raum stammt, wo die Gießkunst damals in hoher Blüte stand (vgl. Bernwardstür und Bernwardssäule aus dem 11. Jhd. und etwa Adler-Ambo aus späterer Zeit, Hildesheimer Dom). Die Stauferausstellung versah das Samsonaquamanile mit der Beschriftung: Norddeutschland 13. Jhd. Den überragenden Wert des Aquamanile erkannte man schon 1881, als das Gerät auf einer Ausstellung kirchlicher Kunst in Karlsruhe zu sehen war, zusammen mit dem kunstvollen Lesepult aus Schwarzach. Damals war das Aquamanile noch im Besitz der Pfarrkirche von Oberachern in der Ortenau. Als der Pfarrer es dort 1470 stiftete, war das Stück schon eine Antiquität und etwa 200—250 Jahre alt. Ursprünglich zum Waschen der Hände bestimmt, erhielt es damals die neue Funktion bei der liturgischen Fußwaschung am Gründonnerstag.

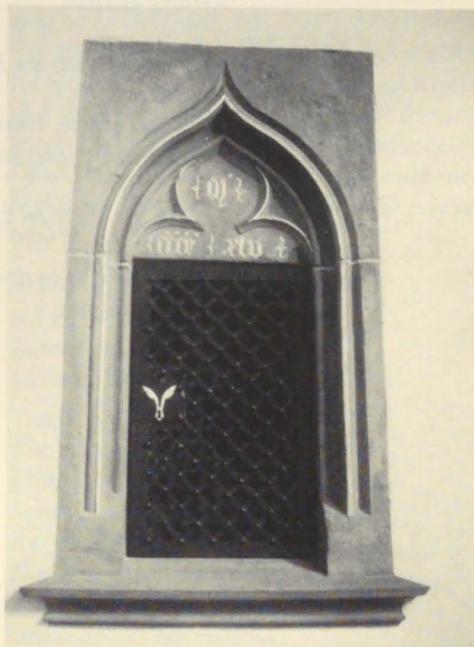
Die Oberacherener waren auf den Wert ihres Gießfasses aufmerksam geworden. Mit Billigung der Kirchenbehörde verkauften sie das wertvolle Stück für ca. 8000 Goldmark nach Frankfurt, von wo es an die Sammlung Figdor in Wien kam (vgl. Joseph Sauer, Die Kunst in der Ortenau. Die Ortenau 1929 S. 384). Der Betrag konnte für den Neubau der Pfarrkirche St. Stephan noch vor dem Ersten Weltkrieg gut angelegt werden. Der im Unterteil gotische alte Chorturm mit

2,17 m dicken Mauern blieb erhalten. In ihm befinden sich die Tafeln und das Sakramentshäuschen.

Unser Aquamanile kam also 1930 in die USA. 1937 begegnete man ihm dort auf einer Ausstellung von „Meister-Bronzen“ in Buffalo. Mittlerweile war der Leiter des Städtischen Museums in Frankfurt a. M., Dr. Georg Swarzenski nach den USA emigriert. Als Kurator des Museums of Fine Arts in Boston gelang es ihm dort, eine bedeutende Abteilung mittelalterlicher Kunstschatze aufzubauen. Seit 1940 befindet sich in ihr auch das wertvolle Oberacherener Samsonaquamanile. Der dem Verfasser befreundete Rektor Eugen Beck, Achern († 1975), entdeckte es 1968 in Amerika anhand von Katalogen. 1973 konnte er es bewundern und fotografieren. In der Fachwelt war die Erinnerung an das wertvolle Stück wohl immer lebendig geblieben, so daß man es zur Stauferausstel-

Sakramentshäuschen von 1445 im gotischen Chorturm Oberachern

Foto: Bissinger



lung als Leihgabe über den Ozean holte. Daß es einmal im Besitz der Oberacher Pfarrkirche war, ist im Ausstellungskatalog verzeichnet. Über 400 Jahre diente es einer Zeremonie, die in der Gemeinde noch heute zur Liebe mahnt.

Weitere Literatur

Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg 1960
Eugen Beck, Die Gründonnerstag-Fußwaschung

zu Oberachern (gestiftet 1470) und das Schicksal des Gießfasses. Die Ortenau 1953.

Albert Bissinger, Aquamanile wanderte um die halbe Welt. Acher- und Bühler Bote v. 15. 10. 1977 derselbe, Das Oberacher Samsonaquamanile (heute in Boston, USA). Achertäler Heimatbote v. 8. 10. 1977

Ausstellungskatalog, Die Zeit der Staufer, Kat. Nr. 662, Stuttgart 1977

Anna Rohlf v. Wittich, Diu mäsze, ein Streifzug durch die „Zeit der Staufer“. Erziehungskunst Heft 6/7, Stuttgart 1977

Der Kreislauf

PRALL GLÄNZT DIE FRUCHT IM LAUB:

ich bin da.

Weiß nicht, wie tief aus Staub

Reifung geschah.

Alles verliert sich am End'

in seinem Kreis,

Kind, das spielte, erkennt

spielend sich wieder im Greis.

Lächelt die Blüte im Laub:

Siehe, ich bin.

Fällt die Frucht in den Staub:

Tod und Beginn.

Otto Gillen

„Sagen und Gedichte des Acherthals und seiner näheren Umgebung“

Helmut Bender, Freiburg

Vor gut 80 Jahren (1899) hatte ein Otto Teichmann diese „gesammelt und bearbeitet“ und bei „Druck und Verlag von Eitler & Jundt“ in Achern herausgegeben. Das 136 Seiten umfassende Oktavbändchen ist mit „15 Autotypien und 3 Holzschnitten“ ausgestattet, sein Äußeres, mit Schwarz und Gold geprägtem Leinen gibt sich zwischen später Romantik und Jugendstil: ein von Tannen gerahmter Wasserfall, über den ein geländerloser Holzsteg führt, spärliche Hochwaldwiese mit einigen Felsbrocken, die Schrift geschickt eingepaßt.

Ohne Seitenzählung sind incl. Titelblatt acht Seiten vorangestellt, ein anonymes Gedicht (wohl vom Hrsg.) wird von idyllisch gezeichneten Weidekätzchen und von einen mit einer Katze spielenden Knaben umrahmt (im Hintergrund Kirche, Ruine, Gebüsch und Vögel):

*Die Sage wandelt sinnend
Durchs Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihrem Garten
Der Dichtung Blumen fort.
Sie flüstert in Ruinen,
Sie lauscht am Felsenhang,
Zu Hainen rauscht ihr Flüstern
Wie ferner Harfenklang.
Sie schwebt um stolze Burgen,
Sie weilt beim Halmendach,
Sie thront auf Felsensteinen,
Sie spielt am Waldesbach,
Sie hat sich mit dem Lande
So liebendreu vermählt,
Daß sie fast allerorten
Von alter Zeit erzählt.*

Im angeschlossenen „Vorwort“ heißt es dann u. a.: „Wie wenige Gegenden des reichgesegneten Badner Landes, erfreut sich das schöne Mittelbaden eines großen Kreises von Sagen, und viele Gedichte preisen die Naturschönheiten desselben . . . fand der Verfasser einen so reichen Stoff über das idyllische Acherthal vor . . . das Werkchen möge nicht nur bei den Bewohnern dieser Gegend . . . gute Aufnahme finden, sondern es möge auch den Besuchern . . . und den Kurgästen . . . eine angenehme Erinnerung sein . . . Jenen aber, welche unsere herrliche Gegend verlassen haben, um sich im Kampfe des Lebens, oft jenseits des Ozeans, eine neue Existenz zu gründen, wird das Buch ein angenehmes Geschenk sein . . .“

Die dem eigentlichen Textteil vorangestellte fotografische Achern-Aufnahme zeigt Kirche und einige Häuser hinter einer Obstbaumwiese und vor einer vagen Bergsilhouette. Das „Loblied auf's Acherthal“ ist nach der Melodie: „Strömet herbei ihr Völkern“ abzusingen:

*Acherthal, zu deinen Ehren
soll erklingen unser Lied,
Deinen Ruhmesglanz zu mehren
Siehst du immer uns bemüht . . .
Trautes Thal in deinen Grenzen
Bist so sagenreich und schön,
Und in prächt'ger Runde glänzen
Schwarzwald's dunkle Bergeshöh'n.
Aus den Herzen deiner Söhne
Die verstreut in fremdem Land,
Klingen über Berg und Thäler
Grüße an das Heimatland . . .*

*Sei begrüßt du Heimaterde,
Acherthal und Ortenau,
Die dem Herz das Heimweh lehrte
Nach der Heimat dort im Blau . . .*

(Insgesamt umfaßt das Gedicht 7 Strophen zu je 8 Zeilen.) Es folgt ein weiteres Gedicht, „Gruß an Achern. — Melodie: Wohlauf die Luft geht frisch und rein“ von R. Löhr, daraus:

*Dir Acherstadt erklingt mein Lied,
Juwel in Schwarzwaldgauen . . .
Die Hornisgrind' die Wache hält
Am hohen Schwarzwaldposten . . .
Es sprang der Quell von Stein zu Stein
Vom Bischenberg hinunter —
Am Mummelsee im kühlen Hain
Sah ich der Nixen Wunder . . .
Als Affenthal und Schelzberg fern
Der Sonne Glanz erhellte,
Da lobte ich die Macht des Herrn,
Der solche Pracht bestellte . . .*

(Diesmal 5 Strophen wiederum à 8 Zeilen.) „Erlenbad“ wird auf ähnliche Weise von einem Anonymus in zweimal 7 bzw. 6 Vierzeilern abgehandelt; „Sasbachwalden“ gleich von zwei Dichtern (R. Löhr und L. D.), einmal mit 9, zum andern mit 6 Vierzeilern; als Kostprobe die erste Strophe des L. D.:

*Sei mir begrüßt, o Sasbachwalden,
Du stilles, grünes Schwarzwaldthal.
Wie blüht es ringsum auf den Halden,
Erwärmt im Mai vom Sonnenstrahl.*

Der Allgemeinplätze sind gar zu viele, als daß wir hier weitere zitieren möchten. Die anschließende „Gaishölle“ wurde wiederum von einem Anonymus abgefaßt, 34 Zeilen, diesmal stropfenlos:

*Da gilt's ein lustig Klettern
Durch moosiges Gestein,
Ein Schlupfen und ein Patschen
In manchen Sumpfhinein . . .*

Nunmehr findet sich eine fotografische Aufnahme von Sasbachwalden eingeschaltet; wenn auch das Ganze aus technischen Gründen ziemlich dunstverhangen, kann man doch die Idyllik der Lage dieses Dorfes durchaus erkennen.

„Schloß Hohenrode (Brigittenschloß)“ wird im folgenden von Friedrich Otte zunächst auf drei Prosaseiten und anschließend in drei Romanzen abgehandelt. Jede dieser Romanzen umfaßt eine stattliche Anzahl von achtzeiligen Strophen, balladeske Handlung in nachscheffelscher Manier füllt nahezu 7 Seiten:

*Im Walde steht verborgen
Das kleine Siedlerhaus;
Ein Greis tritt früh am Morgen
In Gottes Welt hinaus;
Sein Glöcklein, angeschlagen,
Verhallt im blüh'nden Bann,
Da schwingt sich über's Hagen
Ein kecker Jägermann.*

„Zwischengeschaltet die Fotoabbildungen Schloß Hohenrode“ sowie auf derselben Seite „Gr. Heil- und Pflege-Anstalt Jllenu“. Dieser Anstalt ist auch der nachfolgende Beitrag „Jllenu“ gewidmet: erst ein Bericht über deren Gründung (Eröffnung 1842), alsdann ein dreiseitiges Gedicht in Reimen und stropfenlosen Langzeilen „Zum 50-jährigen Jubiläum der Anstalt 27. September 1892“:

*. . . Wenn je ein Armer seufzend in Qual und
Kummer lag,
Wenn er in dunkeln Stürmen um Ruhe rief,
um Tag,
So oft ihm Leib und Seele des Arztes Kunst ge-
stählt,
Und oft ein göttlich Trostwort des Wirrsals
Nacht erhellte.
Den Männern all und Frauen in Haus und
Hof und Feld,
Die ihres Lebens Arbeit in solchen Dienst ge-
stellt,*

*Vom ersten bis zum letzten sei jedem Ehr' und Dank,
Wenn auch von ihnen mancher schon längst zu Grabe sank!...*

Verfasser dieser Nutzpoesie „Prof. a. D. Th. Keller“, der auch den vorgestellten Bericht abgefaßt haben dürfte: „Selten ist eine Anstalt in der Lage, wie Jllenu, zugleich mit der ärztlichen Behandlung den wohlthuernden Einfluß einer so prächtigen Natur auf die Kranken wirken zu lassen. — In dem hinter der Anstalt links der Straße nach Sasbachwalden liegenden Wäldchen befindet sich der Illenauer Friedhof; von Eichen und Tannen umrauscht, darf er sich wohl zu den schönsten zählen...“ Hier darf immerhin angemerkt werden, daß die Illenau seinerzeit zu den rühmlichsten Anstalten ihrer Art zählte (und daß Spezialisten aus nah und fern sie besuchten, um ihre Vorbildlichkeit zu studieren, so u. a. der Struwelpeter-Hoffmann, Frankfurter Irrenarzt; auch daß Leute von Rang und Ansehen, wie etwa der Schriftsteller Heinrich Hansjakob, dort mit Erfolg Ruhe und Heilung suchten und fanden). Es schließen weitere Illenau-Gedichte an: „Der gute Geist Jllenu's. — Zur Jubelfeier vorgetragen von Direktor Burckhardt-Prefagier“ sowie „Genesung in Jllenu“, 5 Teile in den beliebten Vierzeilern von einem Anonymus:

*Aengstlich quält sich meine Seele
In der Eb'ne heißem Sand,
Sehnte sich aus staub'ger Höhle
Nach der Freiheit goldnem Land...*

Nochmals wurde hier ein ganzseitiges fotografisches Bild der „Gr. Heil- und Pflege-Anstalt Jllenu“ dazwischengeschaltet. „Der Friedhof in Jllenu“ (ebenfalls anonym) beschließt diese Art Trilogie:

*Mir ist's, ich hört leises Flüstern.
Das spräche mir von vieler Last,
Die manch' ein Armer hat getragen,
Der hier gefunden letzte Rast...*

„Oberachern“ (gegenübergestellt ein Panoramafoto „Das Acherthal [vom Ulmhard aus gesehen]“) wird fremdenführerhaft kurz beschrieben, darunter findet sich ein 14 Strophen (Vierzeiler) umfassendes Gedicht „Die St. Antoniuswallfahrtskapelle“. Aus der topographischen Beschreibung: „Die Antoniushöhe und der nahe Aussichtspunkt Schöneck gewähren ein prächtiges Panorama des gesegneten Acherthales.“ Verfasser wiederum R. Löhr. — „Kappelrodeck“ verfügt über Kurzbeschreibung, fünfstrophiges Gedicht (mit gewohnten Vierzeilern) von K. Troxler (Überschrift „Lob des Kapplerthals“) sowie Gedicht (8 Strophen, ebenfalls von K. Troxler) „Die Mühle im Vogelg'sang“, alsdann Prosanacherzählung „Der Burgeist auf Schloß Rodeck“ mit angehängten Versen (beides anonym) in balladesker Form (12 Achtzeiler):

*Nun soll es erklingen das lustige Spiel
Vom Zwerg in dem Schlosse zu Rodeck!
Einst nabmen's die Bauern im Kriege zum Ziel,
Da faßte den Grafen ein Todscheck...*

Ein Foto von Waldulm leitet zum Prosabeitrag „Der Katzenstein“ über (anonym): „... Jetzt herrscht Frieden auf der luftigen Höhe. Weder die Gewalten der Natur noch böse Geister oder Riesen treiben ihr Werk mehr hier. Wer herrliche Aussicht liebt, mag an einem schönen Tag hinaufwandern, er wird den Gang reichlich belohnt finden.“

Waldulm selbst sind 3 Seiten gewidmet: kurze topographische Beschreibung, strophenloses Gedicht „Der Katzenstein“ (von einem L.) sowie achtstrophiges Reimgedicht „Das Kaiserglöcklein von Ringelbach“ (anonym): es wird darin geschildert, wie ein Blitz „dem deutschen Volke sein Kleinod“ (seine Glocke „Fritz“) zerstörte:

*Sie haben's umgegossen
Und wieder klingt es traut...*

„Ottenhöfen“ folgt auf nur einer Seite mit Beschreibung und Gedicht von L. v. Petzold, strophelos, einmal 8, zum andern 16 Zeilen, nach dem Reim-dich-Prinzip.

Eine fotografische Plattenaufnahme von Ottenhöfen (mit entsprechendem Panorama) wurde ins Kapitel „Schloß Bosenstein“ hineingestellt, worin die Sage „Das Bergweiblein“ den Hauptteil bildet. Weitere Sagen schließen sich an: „Die Schatzgräber“ sowie die „Sage vom Edelfrauengrab“, letztere auch in langatmiger Balladengedichtform (15 gereimte Achtzeiler; anonym) und mit einem Foto (Haus inmitten der Wälder) gekrönt. „Die Klosterruine zu Seebach“, nach knapper topographischer Hinführung ein Gedicht in 12 Vierzeilern von Friedrich Ernst:

*Von des Lebens lauter Straße
Lag geschieden
Hier in Frieden
Eine heilige Oase . . .*

Seite 59 bis 70 wurde „Ruine und Wasserfälle [n] Allerheiligen“ gewidmet. Zunächst ein durchaus brauchbarer historischer Abriss der Klostergeschichte, von einem strophelosen Gedicht (Verf. Eduard Brauer) „Allerheiligens Stiftung“ gefolgt:

*Es sprach Frau Uta, die Herzogin:
„Ich will ein Kloster stiften.
Ihr Räte, sagt, wo stell' ich's hin?“ . . .*

Erneut folgt Prosa, nunmehr nach Art der Legendenerzählung. „Allerheiligens Ende“, wiederum ein Brauersches Produkt, gibt sich in 8 Vierzeilern; „Unter den Ruinen Allerheiligens“ entstammt der Feder Ludwig Auerbachs und bringt erstmals einigermäßen „gehobene“ Verskunst:

*Eh' du's gedacht, ist der Abend auch
Dir und den Freunden erschienen.
Wo du denn wandelst, siehest du
Welkendes Laub und Ruinen.*

Gegenübergestellt findet sich die Reproduktion eines Stiches mit der Bildunterschrift „Allerheiligen vor 200 Jahren“. Eine mehr topographische Beschreibung leitet zum anonym abgefaßten Gedicht „Die Felsenkirche“ über (8 Vierzeiler in der altgewohnten Weise, balladeske Untermalung); in Prosa wurde ein Absatz „Der Klosterschüler in Allerheiligen“ angeschlossen, während „Die Entstehung der Wasserfälle“ strophelosen anonymen Langzeilen vorbehalten bleibt, eine Mischung von Saga- und Homeranklängen, heute absolut unlesbar bzw. ungenießbar.

„Die Hornisgrinde“ erhielt nur eine Seite: topographische Kurzbeschreibung, von 4 Fünfzeilern eines dichtenden R. Fuchs gefolgt („Die Königin der Hornisgrinde“).

Einen Höhepunkt erreicht unser Bändchen nunmehr im „Mummelsee“-Kapitel, das von Seite 72 bis auf Seite 111 reicht! Illustriert wird dieser Teil einmal von einem Nachholbild „Allerheiligen: Die Zigeunerin Erda“ (!) mit Wasserfall und wallender Jugendstilfrauengestalt sowie von einer kombinierten Xylographie „Ruine und Wasserfälle Allerheiligen“ (könnte aus Wilhelm Jensens „Schwarzwald“-Prachtband stammen), endlich als eine Art Krönung des Ganzen „Die Lilien des Mummelsees“ mit allerlei geschickt gewandeten Elfen, der Nix mit erhobenem Haupt und drohendem Zeigefinger, als Hintergrundstaffage Bergeshöhn und wolkenumhüllter Vollmond. — Die Einführung der Mummelseepassagen bildet eine zweiseitige historisch orientierte Topographie, in der immerhin Grimmshausen Erwähnung findet. Dazwischengestreut anonyme Reimgedichte: „Der Jäger am Mummelsee“ (strophelos), „Die Lilien“ („Im Mummelsee, im dunkeln See . . .“, seltsamerweise hier ohne A. Schnetzler als Verf.!), „Das Begräbnis im See“ (hier ebenfalls anonym, sonst unter dem Titel „Die Geister am Mummelsee“ von Eduard Mörike bekannt!), „Die Hochzeit“ (7 gereimte Sechszzeiler, an-

onym), „Der Hirte vom Mummelsee“ anonym, in gewohnter Vierzeiler-Reimweise). V. v. Scheffel mußte für einige Verszeilen auf oben erwähnter Xylographie herhalten:

*Wie ein altgrau Moos, so heftet sich
Die Sage an die Landschaft unvergänglich.
Und tief aus hohlen Bäumen oder Bergen
Vermeint der Wand'rer Sang u. Ton zu hören,
Als Nachhall ferner, lang verklungener Zeit.*

Anonym folgt „Der Fischer“, mit A. Schn. gezeichnet „Der Knabe vom See“, von Emilie Scotzniovski „Der Jägersmann“ (die beiden letzten Gedichte jeweils in gereimten Achtzeilern). „Das Mümmelchen“ ist ein kleines Sagenprosatück, bieder genug und anonym erzählt, gefolgt von 11 Vierzeilern mit der Überschrift „Dasselbe in Versen“ (edelkitschgeprägt). Hingegen von einigem Wert das angeschlossene Stück „In der Mundart der Gegend erzählt“: „Oben uf de Hornisgrinde isch e See, de mer de Mummelsee heißt, denn vor Zite henn Mümmele oder Seewible drin g'wuhnt . . .“. „Die Braut vom Bergsee“ umfaßt 7 Achtzeiler, tüchtig gereimt und von Georg Rapp abgefaßt. Die angeschlossene Ballade „Der Ritter und das Seefräulein“ stammt aus der Feder eines Karl Zell: 11 biedere Siebenzeiler nach der Art:

*Ein Ritter, kühn im Jagen,
Verfolgt ein scheues Reh;
Vom schnellen Roß getragen
Kommt er zum tiefen See;
Da steigt er in die kühle Flut,
Ermattet von der Hitze,
Erfrischt sein junges Blut.*

*Und wie er schaut hinunter
Tief in den See hinein,
Da schwebt ein seltsam Wunder
Hiervor im Abendschein:
Ein zartes Fräulein, klar und mild,
Mit wasserblauem Schleier:
Es war ein rechtes Bild . . .*

„Das Glück im See“ gibt sich gottlob in Prosa, es hätte fast einen Verf. verdient;

„Einkehr am See“, wiederum von A. Schn., besteht aus 12 Zweizeilern in Langform und verrät einige Bewegung, allerdings mehr im Zeitwort- als im Reimgebrauch. „Die Rache des Sees“, abermals balladesk, in verschiedenen Versmaßen, eigentlich schon moritatenmäßig:

*„ . . . Der See steigt über's Ufer, es glüh'n des
Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die
schwarze Flut zusammen . . .“*

Das angeschlossene „Das Geschenk des Sees“, von A. St. gezeichnet, ist strophen-, aber leider nicht reimlos, Schicksalsdramatiker à la Müllner oder Grillparzer mit seiner „Ahnfrau“ mögen hier Pate gestanden haben. „Die drei Schwestern“, anonyme biedere Erzählprosa aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, wird von gereimten Fünfzeilern längerer schulgerechter Hebungen und Senkungen ergänzt; fast (ungewollt) witzig das angeschlossene Gedicht „Die Wasserherberge“ (19 Fünfzeiler; begrifflicherweise anonym):

*Die Jüngferchen scheinen nicht spröde;
Verlocket von ihrem Geneck,
Versuchen die Wandrer schon lange,
Zu rauben mit raschem Umfange
Ein Küßchen den Lippen so keck.*

*Doch entschlüpft den umschlingenden Armen
Sind die Dirnchen, bebend wie ein Aal:
,Wartet nur, das sollt ihr uns büßen!
Meint ihr denn, wir lassen uns küssen
So leicht wie die Mädchen im Thal?' . . .*

Ein übermäßig klischiertes Foto von Seebach findet sich hier eingeschaltet (fast ist man versucht, eine Mondlandschaft zu deuten!). Geradezu erholsam das Prosastück „Der fremde Gast“, indes leider auch wieder von entsprechender Versfassung gefolgt (A. Schn. hat es mit 14 Achtzeilern geschafft!); abschließend ein kürzerer Prosakommentar: „Die in verschiedenen Sagen und Gedichten

erwähnten Wasserlilien kommen in Wirklichkeit im See nicht vor; dieselben sind nur mit poetischer Lizenz hineinversetzt.“ Und weiter, was schon ganz modern anmutet: „Der Mummelsee hat leider in neuerer Zeit viel von seiner Romantik verloren. An der Nordseite wurde vor einigen Jahren ein Steinbruch begonnen. Die wegen der Störung des Gesamtbildes dagegen erhobene Einsprache war von Erfolg . . . Neben einer im Jahre 1853 auf der Südseite des Sees errichteten steinernen Schutzhütte wurde Anfangs der 90er Jahre ein Hotel erbaut . . .“ „Auf der Nixensuche“ (anonym, 4 gereimte Vierzeiler) sowie das Sonett „Der Bräutigam am See“ beschließen das Mummelsee-Kapitel (letzteres von A. H. gezeichnet und nach dem Prinzip „Jch ruf‘ aus tiefem Grund euch Nixen allen . . .“).

„Breitenbronnen“ löst mit einem von L. D. verfaßten Gedicht (5 Vierzeiler) ab:

*Zur Hornisgrinde gern hinan
Flög' ich im Luftballon,
Auch giebt's hier keine Zahnradbahn,
Drum bleibt in Breitenbronn . . . (!)*

Gegenübergestellt findet sich eine fotografische Aufnahme des Gasthauses „Wolfsbrunnen“. — Angeschlossen die gemischte Prosa-Vers-Seite „Wie der Name ‚Legelsau‘ entstand“, gezeichnet von Ad. Welte:

*. . . Hieß es flüsternd: ‚Laigel's au!‘
Drum heißt heute noch mit Namen
[= Leugne du es auch]
Jenes Thal ‚Die Legelsau‘.*

Erstaunlich immerhin, was sich damals alles in Versen sagen ließ — „Wolfsbrunnen“ verfügt indes über gute zwei Seiten Prosa (Sagennacherzählung von L. Durban) sowie über zwei Gedichte desselben Themas, einmal von Adolf Grimminger, zum andern von einem L. G. Beides wieder gereimte Vierzeiler, das erstere 5, das letztere 15 Strophen umfassend. Der nachfolgende Prosatext berichtet von einem Aufenthalt V. v. Scheffels

„vom 3.—12. Juni des Jahres 1885 . . . im Kurort Wolfsbrunnen . . . und besuchte des öfteren den Mummelsee, dem er auch ein Gedicht zu widmen versprach. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung . . .“. Dafür hat Ad. Welte hier ein Gedicht „Scheffel am Mummelsee und Wildsee“ abgefaßt und eingerückt:

*. . . Das Lied vom Mummelsee blieb ungesungen;
Es schweigt die Harfe, die mit süßem Schalle
Zum Sturmflug in die Lande ist gedrungen,
Und tiefe Trauer herrscht im Erdenthale.*

„Der Wildsee“ schließt an, zunächst die gewohnte topographisch-pseudoromantische Prosaheinleitung („In großartiger, wilder Einsamkeit, umgeben von einem unermeßlichen Wäldermeer, liegt der Wildsee in einem tiefen Kessel . . .“). L. Durban zeichnet wieder, diesmal mit einem Gedicht „Das Nonnenkloster“ (13 schulgereimte Vierzeiler):

*Seufzer tönen in der Runde,
Klagen durch das Waldesthal,
Ob nicht die Erlösungstunde
Jhr auch schlagen werd' einmal.*

„Wiedersehen im See“ hat L. D. (gewiß der Vorige) zu unerer Beruhigung in Prosa gefaßt, anonym schließt „Die Nixe des Sees“, ebenfalls in Prosa an. „Das Männlein vom See — Jn alemannischer Mundart“ macht sich zunächst einigermaßen hübsch:

*Uff de Berge, do isch e See,
Es fahrt nie kei Schiffer druff.
's goht kein Rueder in sini Welle . . .*

Daß J. F. Dorn, der Verf. dieser Mundart-verterzählung, dafür 14 Fünfzeiler benötigt, dürfte allerdings zumindest den heutigen Leser einigermaßen ermüden.

„Ruhstein“, wieder ein Gedicht von L. Durban (in 4 Achtzeilern), liest sich pseudoidyllisch, auch das gegenüber eingeschaltete Foto kann das Gedichtniveau nicht retten:

*In traulicher Waldeinsamkeit
Kein Tageslärm hier stört,
Die Sorge hinter ihm liegt weit,
Nur Vogelsang er hört . . .*

Fast unfreiwilliger Humor, der noch dem Schlesischen Schwan Ehre gemacht hätte! Aber es kommt noch unfreiwillig-witziger. „Die Eröffnung der Acherthalbahn“ wird zunächst gewohnt prosaisch-pathetisch kommentiert. („Am 1. September 1898 wurde das idyllische, mit Naturschönheiten reich bedachte, von einer arbeitsamen, rührigen, unternehmungslustigen Bevölkerung bewohnte, wein-, wald- und sagenreiche Acherthal durch eine Zweigbahn von Achern nach Ottenhöfen dem großen Welteisenbahnnetze angeschlossen . . .“). Das entsprechende „Festgedicht“ von K. Nowack (10 Achtzeiler in gewohnter totaler Versweise!) war unvermeidlich:

*Doch heute giebt es etwas neues zu seh'n,
So etwas ist noch nicht im Thal gescheh'n:
Mit schrillum Pfiff, der das Echo weckt,
Mit heißem Atem und langgestreckt,
So schnaubt und braust es in's Thal herein
Mit mächtigem Dampf und Feuerschein;
Gleitet leicht über Felder und Fluren
Auf den eisernen, sicheren Spuren . . .
So wie du heut' führst der Gäste Zahl
Zum heiteren frohen Festesmahl:
So mögest du reichlich stets Gäste tragen
In deinen hübschen bequemen Wagen!*

Dann nochmals der altbewährte L. Durban mit einem stropfenlosen Reimgesang „Die Nixen des Mummelsees in Ottenhöfen“: eisenbahnfahrende Nixen — „Die armen Nixlein dauern mich, / Sie zu beruh'gen, trete ich / Hin zu dem schönen Paar sofort / Und richt' an sie das Trosteswort . . .“ — was wir dem Leser indes doch ersparen möchten, und

wer es dennoch wissen möchte, besorge sich — leihweise oder antiquarisch — den nun rasch seinem wohlverdienten Ende sich ergebenden Band! Nur soviel sei davon noch ver-raten, daß der Verfasser zumindest in technischer Hinsicht einigen Instinkt beweist, was sich in den Versen ausdrückt: „Doch ihr erlebt es noch vielleicht, / Daß bald von anderer Kraft getragen / Sich finden ein gefüllte Wagen / Bei euch am stillen Mummelsee, / Gar auf der Hornisgrinde Höh'.“ Im „Anhang“ finden sich drei weitere allgemeinbekanntere Gedichte: „Badner Land“ („Mein Heimatland, wie bis du so schön! . . .“), „Schwarzwald“ („O Schwarzwald, o Heimat! . . .“) und „Heimat“ („Sei mir gegrüßt in deiner Schönheit Prangen, / O Teure Heimat, Alemannenland! . . .“).

Eine Kuriosität, nicht eine literarische Kostbarkeit galt es vorzustellen. Dokument der Zeit, für andere Täler und andere Regionen hat's um die Jahrhundertwende und auch schon zuvor und noch längere Jahre hinterher Ähnliches gegeben. Unsere Großeltern haben's erlebt und haben's in ihrer Biederkeit und Naivität auch für voll genommen. Man kann jener Zeit ihre Begeisterung und auch ihre entsprechenden Verdienste deshalb nicht versagen. Denkweisen und Lebensformen sind andere — und nochmals andere — geworden. Jene Generation hat ihre Freude und ihr Wohlgefallen, ihre Erbauung und ihre Ideale daran und darin gefunden. Wir Nachfahren freuen uns gewiß nicht minder daran und darüber — wenn auch auf andere Weise — nun, das ist dann unsere Sache! Und wie man uns und unser Dichten und Trachten in der nächsten und übernächsten Generation einschätzt, ist nochmals eine andere, zum guten Glück künftige Angelegenheit.

Aufwärts den Pfad

*Einsam in Stille
zu gold'ner Fülle
reift gute Saat.*

*In prächtgen Städten
ächzen an Ketten
Menschen ohn' Gnad.*

*Schlürfen die Wonnen
schal, rasch zeronnen.
Der Böse hält Mahd.*

*Mögen sie gröblen
in Rauschgiftböblen.
Solch Glück ist fad.*

*Bei Lasterpsalmen
wird sie zermalmen
Beelzebub's Rad.*

*Welt geht in Scherben.
Doch nie wird sterben
die edle Tat.*

*Drum, Herz, sei stille.
Nach Gottes Wille:
Aufwärts den Pfad.*

Th. Meny

„Böse Zeit, Bös' Geschrei“ —

Zur Erinnerung an den Barockdichter Johann Michael Moscherosch aus Willstätt (1601—1669)

Hans-Rüdiger Fluck, Kehl a. Rh.

Die Barockausgaben der „Gesichte Philanders von Sittewalt“⁽¹⁾ des Schriftstellers und Übersetzers Johann Michael Moscherosch wurden im Laufe der Jahrhunderte zu einer bibliophilen Rarität. Die im 19. Jahrhundert von Felix Bobertag⁽²⁾ besorgte kritische Ausgabe dieses Werkes und die von Karl Müller⁽³⁾ herausgegebene sprachlich erneuerte Version boten dem Interessierten zwar Möglichkeiten zum Kennenlernen des Werkes, doch konnten diese Ausgaben dem Literaturwissenschaftler die schwer erreichbaren Originale nicht ersetzen. Durch den Nachdruck der 1642 erschienenen Straßburger Ausgabe hat inzwischen der Olms-Verlag Moscheroschs Hauptwerk wieder vollständig vorgelegt und einem breiteren Publikum zugänglich gemacht⁽⁴⁾.

Von der Literaturgeschichte vergessen war J. M. Moscherosch allerdings nie, denn er war zu seinen Lebzeiten ein vielgelesener und berühmter Autor. Seine Hauptwerke erlebten in wenigen Jahren mehrfache Neuauflagen und gehörten — wie man heutzutage sagen würde — zu den Bestsellern. Die Beliebtheit des Dichters beweist nicht allein die Auflagenhöhe seiner Bücher, sondern auch die große Zahl der sogenannten Raubdrucke, — jene oft entstellten und verfälschten Nachdrucke des Originals, die geldgierige Händler ohne Genehmigung von Autor oder Verleger in Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt und in anderen Städten herstellten.

Seine ersten Buchausgaben zeichnete Moscherosch mit dem Pseudonym Philander von Sittewalt. Er ehrte mit diesem Deckna-

men seinen Heimatort Willstätt, ein ehemaliges Amtsstädtchen im rechtsrheinischen Hanauerland, denn Sittewalt bildet eine Umstellung dieses Ortsnamens. In Willstätt wurde Johann Michael Moscherosch am 5. oder 7. März — bis heute blieb das genaue Datum unbekannt — geboren⁽⁵⁾. Von Moscheroschs Vater wissen wir, daß er in der Nachfolge seines Schwiegervaters Quirinus Becker als Kirchenschaffner tätig war. Der Vater selbst kommt wahrscheinlich aus Hagenau im Elsaß, wenn auch von Nachfahren des Dichters immer wieder behauptet wurde, die Familie entstamme von väterlicher Seite einem alten aragonischen Adelsgeschlecht, das unter Karl V. nach Deutschland emigriert sei. Dagegen scheint die Herkunft der Mutter aus einer adeligen Familie gesichert zu sein, betont doch Moscherosch selbst, „ohne sich darum was einzubilden“, daß sein Urgroßvater mütterlicherseits „ein Dänischer vom Adel“⁽⁶⁾ gewesen sei.

Zusammen mit seinen zahlreichen Geschwistern wurde Hans Michel, wie er sich später dankbar erinnerte, „mit höchstem Fleiß aufgezogen und zu Kirchen und Schulen evangelisch augsburgerischer Wahrheit angehalten“⁽⁷⁾. Da er früh „ein herrliches Ingenium“⁽⁸⁾ zeigte, schickten die Eltern ihren knapp 12jährigen Sohn auf die Lateinschule im nahen Straßburg. 1620 bezog er dann dort die Universität und widmete sich juristischen sowie Sprach- und Literaturstudien. Mit Auszeichnung wurde er 1624 zum Magister promoviert. Nun zog es den jungen Gelehrten — wie er später in den „Gesichten“ schreibt — hinaus in die Welt: „Um den gan-

zen Welthandel kennen zu lernen, nahm ich mir vor, über den blauen Berg in ein ander Land und Reich zu ziehen, um zu sehen, ob da selbstn Treu und Religion, Glauben und Redlichkeit auch so verummummet wie hier, oder ob sie besser zu finden, ehrlicher gehalten oder belohnt würden⁹⁾. So verläßt er in Begleitung seines Freundes Matthias Machner die Heimat und fährt mit der Postkutsche nach Frankreich. Zu den Stationen dieser zeitüblichen Kavaliertour, die fast ein Jahr dauern sollte, zählen Nancy, Paris, Lyon und Grenoble. Nach einem abschließenden Aufenthalt in Genf kehren die Freunde über Bern, Basel, Freiburg, Breisach und ‚fürder über Land‘ in das heimatliche Willstätt zurück.

Bildungstrieb und Reiselust führten Moscherosch anschließend an die Akademie nach Tübingen, bevor er 1626 bei den Grafen von Leiningen-Hartenburg nahe bei Dürkheim in der Pfalz die Stelle eines Hauslehrers annimmt. Danach wird er Amtmann im elsässischen Kriechingen. Dort erlebte er mit seiner Familie Not und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. Dreimal wird er ausgeplündert; Frau und Kinder erliegen den Entbehrungen der Kriegsjahre. Auch die zweite Frau entriß ihm der große unmenschliche Krieg, den Moscherosch zwischen seinem 17. und 47. Lebensjahr erleben oder — richtiger — erleiden mußte. Bereits als Neunzehnjähriger notierte er, von Kriegslärm geängstigt, in seinen Schreibkalender: „bese Zeit, beß geschrey. werden wohl Christi weißagungen Erfüllet. herr Gott erbarme dich¹⁰⁾.“ Doch diese Bitte findet kein Gehör. Nachdem er in Finstingen an der Saar zum drittenmal geheiratet hat, wird auch hier sein Haus geplündert, sein Acker verwüstet.

In dieser ständigen Bedrohung verfaßt er in kurzer Zeit die kleine Schrift „Insomnis Cura Parentum“, das ist: ‚Christliches Vermächtnis oder schuldige Vorsorge eines treuen Vaters bei jetzigen hochbetrübtten Zeiten, den Seinigen zur letzten Nachricht hinterlas-

sen¹¹⁾. Dieses Büchlein richtet der Dichter an seine Kinder, denen er wohlmeinende Ratschläge, Lehren und Mahnungen erteilt. Er warnt sie vor Müßiggang, Trunksucht und vor dem Hofleben und empfiehlt ihnen lutherische Glaubensfestigkeit sowie altdeutsche Ehrlichkeit. Kriegerische Bedrängnis bestimmt den Stil des Werkes, über dessen Entstehung Moscherosch mitteilt: „Auch schreibe ich es mitten vnder den Feinden, mitten vnder den feindseeligen Waffen, mitten vnder dem getümel vnd gemurmelt der Kriegsgurgeln, bey welchen weder Maß noch Ordnung ist: sondern alles vberzwerch verirret vnd verwirret, vnder einander vnd widereinander, in einem vnordentlichen Wesen daher gehet: Mitten in der größten Noth und Gefahr, welche aller Mänschlicher Handlungen eine Meisterin ist. Dann die Noth lasset keinem viel Zeit oder bedacht zu: die Noth treibet vnd zwinget herauß zu sagen, was ein umb das Hertze ligt¹²⁾.“

Wer dieses Büchlein richtig lesen will, muß sich — nach den Worten des Dichters — in eine Lage versetzen, „Als ob er wäre mit feindes Volck vmb vnd vmbgeben, könte keinen schritt oder tritt thun ohne Gefahr lebens, müste sorgen es stünde ein Bluthund hinder jhm vnd wolte jhn niederstossen. Dörfte auß forcht zu nachts nicht auß den kleidern schlaffen, sondern müste sich befahren, der Feind stiege vber die mauren, vnd würde jhm vnd den seinigen plötzlichen den Halß abstechen. In summa: In angst stehen müste, ob solte er diese stund, nicht nur ermordet; sondern mit vorhergehenden vielerley plagen vnd martern, pein vnd qual, dreyfach getödtet werden¹³⁾.“

Nachdem Moscherosch, wie er dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna berichtet, aus Finstingen zum viertenmal ‚durch die Lothringischen‘ vertrieben wurde, tritt er als Staatssekretär in schwedische Dienste. Dann wird er für 11 Jahre Secretarius und Steuerbeamter in Straßburg. 1655 folgt er einem Ruf des Grafen Friedrich Casimir von Ha-

nau, der ihn zu seinem Staatsrat ernennt. 1650 erfolgt seine Ernennung zum Geheimen Staatsrat des Kurfürsten von Mainz, vier Jahre darauf erhält er denselben Titel bei der Landgräfin von Hessen-Kassel.

Aus diesem ereignisreichen und leiderfüllten Leben erwachsen Moscheroschs literarische Arbeiten. Vielleicht wäre er nie der grimmige und schwermütig-ernste Satiriker geworden, wenn nicht die wirren Zeitverhältnisse des Dreißigjährigen Krieges so hart in das persönliche Schicksal eingegriffen und ihm Heimat, Besitz und Familie geraubt hätten. Trotz der unruhigen Zeit aber hatte es Moscherosch verstanden, sich umfassend zu bilden. An seinem Lebensende enthielt die von ihm zusammengetragene Bibliothek über 2000 Bände¹⁴). Sein polyhistorisches Wissen schlägt sich in den damals üblichen unzähligen Zitaten und gelehrten Anmerkungen nieder, mit denen er seine Bücher füllte und die uns heute die Lektüre so erschweren.

Moscherosch war Angehöriger der späthumanistischen Gelehrtenschicht, jenes um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert noch ganz exklusiven Standes, der dann in den Kulturkreis der Hofwelt Einzug hielt. Typisch für diesen Stand war der umfangreiche Briefwechsel untereinander und der weitreichende, persönliche Gedankenaustausch¹⁵).

Auch Johann Michael Moscherosch stand mit vielen bedeutenden Zeitgenossen in Verbindung. Eine engere Freundschaft verband ihn mit Georg Philipp Harsdörffer, der ihm den Ersten Teil seines in elfjähriger Arbeit entstandenen Buches über die deutsche Dicht- und Reimkunst, das als „Nürnberger Trichter“ bekannt wurde, zueignete¹⁶).

1645 wurde Moscherosch in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen, die im 17. Jahrhundert als die angesehenste Vereinigung zur Pflege deutscher Sprache und deutschen Nationalbewußtseins galt¹⁷). Für den Dichter bedeutete diese Mitgliedschaft eine gesellschaftliche Auszeichnung und eine An-

erkennung seines Schaffens. Er erhielt den Gesellschaftsnamen *Der Träumende*. Dieser Name spielt auf sein Hauptwerk an, das den beziehungsreichen Titel trägt: „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei, Torheit bekleidet öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden“¹⁸).

Vorlage des ersten Bandes dieser Traumgesichte bilden die „Sueños“ des Spaniers Don Francisco Gomez de Quevedo y Villagas (1580–1645), die Moscherosch in einer französischen Übersetzung kannte. Doch Moscheroschs Leistung ist nicht die Übersetzung. Vielmehr bearbeitete er die Vorlage völlig selbständig und übertrug das fremde Vorbild in deutsche Verhältnisse. Überdies erweiterte er das sieben Gesichte zählende Buch um ein zweites, das gleichfalls sieben Traumgesichte enthält. Darin führt Moscherosch selbsterlebte Bilder seiner Zeit vor, in denen er die Glaubenslosigkeit und den allgemeinen Verfall der Sitten heftig anprangert und zugleich das Wunschbild eines redlichen, aufrechten Deutschen ausmalt. Das Wort „deutsch“ nähert sich dabei so sehr der Bedeutung von „moralisch“, daß Moscherosch nicht mehr „gut“ sagt, wenn er loben will, sondern die Worte „deutsch“ und „undeutsch“ für Lob und Tadel verwendet. Die Klage des Dichters, die über den Gesichten steht, wird so zum Leitmotiv: „O alte Mannheit, o alte deutsche Tapferkeit und Redlichkeit, wohin bist du verfliegen?“¹⁹. Moscherosch begriff seine literarische Aufgabe als die eines Richters der Nation. In dieser Vorstellung bestärkte ihn sein Freund Harsdörffer, der ihm schrieb: „Die Dichter haben teil an der Rechtsprechung; sie belohnen die Tugend nach Verdienst und bestrafen das Laster nach seiner Schwere“²⁰).

Der Held der „Gesichte“, Philander von Sittewald, trägt des Dichters eigene Züge.

Moscherosch läßt ihn durch die Lande wandern und im Zerrspiegel der Satire die auf der Welt herrschenden Zustände schauen. Ihm zur Seite gesellt er den väterlichen Berater Expertus Robertus, der den unwissenden Philander auf den rechten Weg zur Seligkeit weisen und ihm die Welt in ihrer Scheinhaftigkeit vorstellen soll. Die barocke Problematik von Sein und Schein durchzieht als Motiv der „Verkehrten Welt“ alle Traumgesichte. Gleich zu Beginn seiner Wanderschaft weist Philander auf diese Umkehrung hin:

„Ich las die Historien der Welt, aber ich sah es doch anders als geschrieben stand. Ich hörte die Leute in ihrem Wesen, aber ich sah sie doch anders als sie aussahen. Jedem Ding gab man zwar seine Gestalt, aber es war eine bloße Gestalt; denn das Innerliche war anders. Von außen war alles herrlich; sobald man aber danach griff, ward es ein Schatten und verlor sich unter den Händen. Mit einem Wort: es deuchte mich aller Menschen Wesen nur eine angenommene Weise, eine eitle Heuchelei zu sein, und solches ohne Unterschied bei allen Ständen“⁽²¹⁾.

Und Philander fährt fort und verdeutlicht diese Gedanken: „Ich hatte gelesen, daß die Philosophen die weisesten Leute sein sollten; befand aber im Werk, daß sie oft die größten Narren waren. Ich hatte gelesen, daß die Medici die Kranken heilen und gesund machen sollten; befand aber im Werk, daß sie sowohl als andere selber sterben müßten. Ich hatte gelesen, daß die Juristen die Gerechtigkeit lehren und befördern sollten; befand aber im Werk, daß niemand dem Recht mehr hinderlich und schädlicher wäre als eben die Juristen selber. Ich schloß demnach: Es ist wahrlich unsere Welt ein lauterer Spiel und all unser Wesen ein Spiegelfechten“⁽²²⁾.

So wird das ganze Buch zum Spiegel, der den Menschen ihre Gebrechen vorhält und sie dadurch bessern will: „Es ist hohe Zeit, daß der Welt das Gröbste herabgemacht, das faule Holz der Falschheit bis auf das gesunde

abgenommen, die hochflatternden Äste der Eitelkeit zerstümmelt, die ungestalten Knorren der Torheit behauen, die rauhbastige Rinde der Gewalt beschnitten, die balklichten Splitter der Heuchelei abgeschärft, abgedreht und abgeebnet werden“⁽²³⁾.

Moscheroschs Spott trifft betrügerische Kurfürscher, eitle Liebhaber und unehrliche Richter, verlotterte Studenten, Geistliche und Alchemisten. In der Nachfolge seiner Landsleute Brant, Murner und Fischart greift er ferner die Ständesatire des 16. Jahrhunderts wieder auf und läßt Schneider, Bäcker, Musikanten und Angehörige weiterer Berufsgruppen Revue passieren. Ihre Berufsfehler werden vor allem in dem „Letztes Gericht“ überschriebenen Traumgesicht abgeurteilt — und kein Stand, der nicht seine Lektion erhält. Aufgeblasene Beamte werden im Kapitel „Hofschule“ entlarvt; „Zu Hof, zu Höll! Denn da heißt es: Willst du was gelten, so mußt du deinem Herrn zu Gefallen ja sagen, wenn es schon erlogen ist. Glauben, was er glaubt, dich stellen, wie er sich stellet und wenn er einen Esel lobt, mußt du sagen, er sei ein Doktor!“⁽²⁴⁾.

Die Not der Zeit und sein christlich-moralisches Gewissen treiben Moscherosch zum Schreiben. Und wenn er in seiner Satire auch übertreibt, entwirft er doch kein unwirkliches Zeitgemälde. Er betont selbst: „Ich rede aus Erfahrungheit!“⁽²⁵⁾. Diese Erfahrungheit des Autors verbürgt die Wirklichkeitsnähe der Traumgesichte, die heute ein bedeutendes kulturhistorisches Dokument bilden. Da man dahinter die innere Anteilnahme des Dichters fühlt, ist es besonders lesenswert. Aus den insgesamt 14 Traumgesichten sind zwei hervorzuheben: der „Alamode Kehraus“ und das „Soldatenleben“.

Alamode, nach der Mode, war ein Schlagwort des 17. Jahrhunderts, mit dem sich deutschgesinnte Autoren gegen die Nachahmung fremder Sitten, fremder Sprache und gegen Modetorheiten überhaupt wandten. Moscherosch vertritt hier einen Nützlich-

keits- und Moralstandpunkt, dem der Sinn für das Repräsentative und Individuelle, das sich in der Mode ausdrücken kann, völlig fehlt. Deshalb schießt er — wie sein Spott über den Männerhut zeigt — oft weit über das anvisierte Ziel hinaus: „Wie viel Gattungen von Hüten habt ihr Männer in wenig Jahren nicht nachgetragen! Jetzt ein Hut wie ein Ankenhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut; da ein Rand ellenbreit, dort einer fingerbreit; dann von Geißenhaar, dann von Kamelhaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut wie ein Schwarzwälder Käs, dann wie ein Holländischer Käs, dann wie ein Münsterkäs. Und das ist heut die neue närrische Tracht, bald kommt eine andere in Gestalt eines Fingerhuts hernach, die närrischer ist“²⁶.

Auch Bart- und Haartracht nimmt der Spötter aufs Korn. Philander sah junge und alte Leute, „welche alle viertel Jahr ihre Kleidung änderten, dann große, dann kleine Bärte, dann schwarze, dann weiße, dann ihre eigenen, dann fremde Haare trugen und solches mit derart großen Kosten, daß viele sich und die Ihren in das Verderben und zugrund richteten“²⁷).

Es versteht sich fast von selbst, daß im „Alamode Kehraus“ auch die modischen ‚Verirungen‘ der Jugend des 17. Jahrhunderts zur Sprache kommen. Moscherosch klagt: „Da wollen die Jungfrauen tragen, was den Junggesellen gebührt; die Junggesellen wollten gern haben, was den Jungfrauen zusteht; das Weib will die Hosen anhaben, der Mann will den Rock anziehen“²⁸).

Besonders bissig aber greift Moscherosch die Frauen an, die seiner Meinung nach für das Laster der Mode verantwortlich sind: „Eva, unsere erste Mutter, hat uns mit dem à la mode, mit der Neusüchtigkeit, mit der neuen Speis, welche ihr doch verboten ward, in Leiden und Leid gebracht; die alte Speise hat ihr nicht mehr schmecken, sie hat gern etwas à la mode, etwas Neues essen wollen. Der Eva

Töchter, unsere Weiber insgemein, tun auch fast alle also: und glaube sicherlich, wann der unselige Apfel noch zu essen oder der Baum noch zu finden wäre, daß vorwitzige Frauenzimmer würden mit Haufen zulaufen und nicht nur die Äpfel alle, sondern auch den Baum gar mit der Wurzel fressen. Denn also wollen sie es haben, es muß à la mode hergehen, und sollten wir dabei hungern“²⁹). Ebenso grimmig wendet sich der strenge Sittenrichter gegen die Zurücksetzung der deutschen Muttersprache hinter die lateinische oder französische Sprache und gegen das Sprachgemisch der Zeit. Von diesem Sprachgemisch liefern seine „Gesichte“ ein getreues Abbild. Im Nachwort erklärt er dazu: „Es haben [. . .] unsere Alamode-Tugenden anders als mit Alamodefarben nicht sollen entworfen oder angestrichen werden“³⁰.

Gegen die „Sprachverwelschung“, wie das Eindringen fremder Wörter in die deutsche Muttersprache genannt wurde, zielen nachfolgende Verse, die zu den bekanntesten des Buches gehören:

*Fast jeder Schneider
will jetztund leider
Der Sprach erfahren sein
und redt Latein,
Wälsch und Französisch
halb Japonesisch,
Wann er ist doll und voll,
der grobe Knoll.*

*Der Knecht Mathies
spricht bonae dies,
wann er gut Morgen sagt
und grüßt die Magd;
Die wendt den Kragen,
tut ihm Dank sagen,
Spricht Deo gratias
Herr Hippocras³¹).*

Dazu lautet des Dichters gereizter Kommentar:

*Ihr bösen Deutschen
man sollt euch peitschen,
daß ihr die Muttersprach
so wenig acht!³²⁾*

Moscheroschs eigene Sprache in den „Gesichten“ ist im allgemeinen einfach, oft volkstümlich. Er setzt — wie er selbst eingesteht — „keine ergrübelten oder ausgesuchten, sondern gemeine Worte und Reden, und auf den Kauf gemacht, denn also wollen es unsere Zeiten haben“³³⁾.

Als Gegenentwurf zu den Sprachverderben galt im 17. Jahrhundert die Gestalt des „Teutschen Michel“, in dem sich das aufkommende Nationalbewußtsein verkörperte. Insbesondere erschien der „Teutsche Michel“ auch als Schutzgeist der sogenannten deutschen Heldensprache, die man mit Hebräisch und Griechisch zu den Ursprachen rechnete. Moscherosch indes mißt die Welt und seine Zeitgenossen nicht an der deutschen Gegenwart, sondern an der Vergangenheit, an der „guten alten Zeit“. In den Traumgesichten erscheint die alte Zeit personifiziert auf einer Versammlung altd deutscher Helden und sitzt über die Nachwelt zu Gericht. Für diese Alamode-Nachwelt wird dann in der Versammlung nicht an Spott gespart; sie wird verurteilt, und dem Zeitgenossen wird geraten: „Laß dir genügen an dem, was dir dein Vaterland darbietet!“³⁴⁾.

Damit bekennt sich der Autor zu einem konservativen Patriotismus, dessen echte Vaterlandsliebe von religiös-sittlicher Verantwortung bestimmt wird. Als höchstes gilt Moscherosch der Glaube. Und so bezieht er in seinem Werk eine auf der christlichen Heilserwartung beruhende jenseitige Position, von der aus alles Irdische sich nichtig und scheinhaft darstellt, entsprechend dem barocken Motto:

*In Summa unser Lebenszeit
Ist lauter Traum und Eitelkeit³⁵⁾.*

Das zweite nennenswerte Gesicht heißt „Soldatenleben“. In ihm wird Wallensteins

Grundsatz, der Krieg ernährt den Krieg, eindrucksvoll illustriert. Dem bodenständigen Landmann gegenüber steht der räuberische Soldat, dessen Wahlspruch lautet:

*Frisch, unverzagt, beherzt und wacker,
Der scharfe Säbel ist mein Acker,
Und Beute machen heißt mein Pflug
Damit gewinn ich Geld genug.³⁶⁾*

Die Schilderungen Moscheroschs von der Not der Bürger und Bauern, die er ja am eigenen Leibe erfahren hatte, von dem gewalttätigen Treiben der Soldaten, den Untaten der Marodeure und Straßenräuber sind berühmt wegen ihrer Wirklichkeitsnähe. Wir hören die Sprache der Zeit, den Jargon der bunt zusammengewürfelten Truppen, die Geheimsprachen der Landstreicher, die Mundarten der Elsässer, Schwaben und Bayern. Und wir erfahren von der Grausamkeit, die jener Zeit das oberste kriegerische Gebot zu sein schien. Glück hatte schon, wer eines einfachen Todes sterben konnte.

Philander, der umherstreifenden Truppen in die Hand fällt, wird gezwungen, mit einem der Landsknechthaufen über Land zu ziehen und sich an den schändlichsten Verbrechen zu beteiligen. Von einem Überfall auf eine durchreisende Kaufmannsgesellschaft berichtet er zum Beispiel: „Der eine Kaufmann von Düsseldorf versprach für seine Freilassung hundert Reichstaler. Der andere antwortete, er wäre Bürger aus einer Stadt, die mit keinem Menschen Feindschaft hätte, also sei er auch eine Auslösung nicht schuldig. Aber ich meine, er ist bald einer anderen Meinung worden. Denn nachdem man ihm hundert Streiche auf den Unterleib gegeben mit einem schweren Fausthammerstiel, indem ihn zwei bei den Füßen und zwei bei den Armen hielten, hat er endlich eingesehen, daß die vermeinte Neutralität der Stadt Düsseldorf nicht helfen würde, und er hat sich auch auf 150 Reichstaler vergleichen müssen“³⁷⁾. Lachen läßt der Autor seinen Philander hier allenfalls über ein Detail: „Sobald die Soldaten

nämlich die Kaufleute mit je einem Arm hinterrücks zusammengebunden hatten, nahmen sie ihnen den Nestel aus den Hosen, so daß die Kaufleute mit der anderen, noch freien Hand die Hosen halten mußten und zum Laufen oder Verkriechen gar nicht mehr geschickt waren“³⁸.

Mit dieser ihrer satirischen Mischung fanden Moscheroschs „Gesichte Philanders von Sittewald“ überall in Deutschland, in allen Kreisen, Eingang und Bewunderung. Dem Werk stehen die zeitüblichen Widmungen und Lobgedichte der Gesinnungsgenossen voran. Neben den elsässischen Freunden Freinsheim, Schneuber und Schill haben sie so berühmte Männer wie Klaj, Rist und Harsdörfer unterzeichnet. Besonders Johann Rist, Prediger in der holsteinischen Gemeinde Wedel, wirft sich zu einem eifrigen Lobredner der „Gesichte“ und ihres Autors auf. Der Autor — schreibt Rist — sei „billig hoch zu rühmen, indem er als ein redlicher Deutscher auch aufrichtig und deutsch einem jeden die Meinung dergestalt unter die Augen sagt, daß sich keiner mit der Wahrheit entschuldigen kann, noch ihn deswegen schelten oder beschuldigen [...] Gott erhalte ihn lange den lieben Seinigen und dem lieben Vaterland zum Nutzen und Trost: denn wir haben doch leider bei dieser falsch-politischen Welt wenig Leute mehr, welche die deutsche Wahrheit öffentlich herausagen“³⁹.

Rists Loberede trifft sich inhaltlich mit der Selbstcharakterisierung Johann Michael Moscheroschs, der wußte, daß er keiner der ganz großen Dichter war. Als Schriftsteller konnte er jedoch ohne Überheblichkeit von sich sagen: „Ich bin kein Prophet, aber ich rede die Wahrheit“⁴⁰.

Anmerkungen:

¹) Vgl. zu den einzelnen Ausgaben die grundlegenden Arbeiten von Artur Bechtold: *Kritisches Verzeichnis der Schriften J. M. Moscheroschs*. München 1922 (= Einzelschriften zur Bücher- u. Handschriftenkunde, Bd. 2); ders., *Zur Mosche-*

rosch-Bibliographie. In: *Euphorion* 26. 1925, S. 427—434.

²) *Gesichte Philanders von Sittewald von Hans Michael Moscherosch*, hrsg. von Felix Bobertag. Berlin u. Stuttgart [1883] (= *Deutsche National-Literatur*, Bd. 32). Repr. Nachdr. Darmstadt 1964.

³) *Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhaftige Gesichte von Hans Michael Moscherosch*. Sprachlich erneuert von Karl Müller. Leipzig 1883 (= *Reclams Universal-Bibliothek*). — Den Plan einer historisch-kritischen Ausgabe von Moscheroschs Gesamtwerk skizziert für unsere Zeit Jörg-Ulrich Fechner, *Disposition einer Moscherosch-Ausgabe*. In: *Jahrb. f. Internat. Germanistik* IV. 1972, H. 2, S. 70 f.

⁴) *Visiones de Don Quevedo. Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald* [D. i.] J(ohann) M(ichael) Moscherosch. (Nachdr. d. Ausg. Straßburg 1642). Hildesheim, New York: Olms 1974.

⁵) Zur Biographie und Genealogie siehe die zusammenfassenden Darstellungen von Stefan F. L. Grunwald, *A Biography of Johann Michael Moscherosch (1601—1669)*. Bern 1969 (= *Europäische Hochschulschriften*. Reihe I, Bd. 18); Otto Moscherosch, *Zur Genealogie der Moscherosch*. Zum 350. Geburtstag des Dichters ‚Philander von Sittewald‘. In: *Hessische Familienkunde* 1. 1951, S. 197—204.

⁶) *Gesichte Philanders von Sittewald ... Straßburg 1640*, S. 5. — Die hier und im weiteren Verlauf der Arbeit aus den verschiedenen Ausgaben der ‚Gesichte‘ zitierten Texte wurden von mir behutsam modernisiert und teilweise gekürzt, da sie ursprünglich für einen SWF-Rundfunkbeitrag über J. M. Moscherosch verwendet wurden.

⁷) Ebd.

⁸) Ebd.

⁹) *Gesichte Philanders von Sittewald ... Straßburg 1640*, S. 8.

¹⁰) Adolf Schmidt, *Moscheroschs Schreibkalender*. In: *Jahrb. f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens* 1. 1900, S. 139—190, hier S. 162.

¹¹) Originaltitel: *Insomnis . Cura . Parentum . | Christliches Vermaechnuß | oder, | Schuldige Vorsorg | Eines Trewen Vatters | bey jetzigen | Hochbetruetbsten gefaehrlichsten Zeiten | den seinigen zur letzten Nachricht | hinterlassen. | Durch | Hans-Michel Moscherosch. | Straßburg, | Bey Johann Philipp Mülben. | Im Jahr 1643. — Eine ausführliche Beschreibung mit Abdruck der Erstausgabe bietet Ludwig Pariser (Hrsg.), *Insomnis Cura Parentum von Hans Michel Moscherosch*. Halle a. S. 1893.*

¹²⁾ Ludwig Pariser (Anm. 11), S. 12.

¹³⁾ Ebd., S. 15.

¹⁴⁾ Vgl. Adolf Schmidt, Die Bibliothek Moscheroschs. In: Zeitschrift für Bücherfreunde 2. 1899, S. 497–506.

¹⁵⁾ Vgl. hierzu vor allem Erich Trunz, Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur. In: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 21. 1931, S. 17 ff.

¹⁶⁾ Georg Philipp Harsdoerffer, Poetischer Trichter. Teil I, Nürnberg 1650, S. ij ff. („Zuschrift an der Hochloeblichen Fruchtbringenden Gesellschaft sinnreichen und wolverdienten Mitgenossen / den Traumenden“) [Reprogr. Nachdr. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1969].

¹⁷⁾ Vgl. zur Entstehung und Bedeutung dieser Gesellschaft den Überblick von Karl F. Otto, Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Stuttgart 1972, S. 14 ff.

¹⁸⁾ Originaltitel: Visiones | De Don Quevedo | Wunderliche und Warhafftige Gesichte | Philanders von Sittewald. | In welchen | Aller | Welt Wesen, Aller Mänschen | Händel, mit jhren Natürlichen Farben, der | Eitelkeit, Gewalts, Heuchelely, vnd Thorheit, bekleidet: | öffentlich auff die Schau geführt, als in einem | Spiegel dargestellt, vnd von Männiglichen | gesehen werden. | Zum andern mahl auffgelegt | von | Philander selbstn, vbersehen, vermehret vnd gebessert. | Straßburg, | Gedruckt bey Johan-Philipp Mülbe. | MDCXXXII.

¹⁹⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 2, Straßburg 1643, S. 101.

²⁰⁾ Georg Philipp Harsdoerffer in einem Brief an J. M. Moscherosch, abgedruckt in: J. M. Moscherosch, Centuria VI. Epigrammatum. Straßburg

1650. — Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Les Poètes font une partie de la Justice; renversant la vertu selon le mérite, et châtiant le vice selon le démérite“.

²¹⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 1, Straßburg 1642, S. 54.

²²⁾ Ebd., S. 5 f.

²³⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Bd. 1, Straßburg 1650, Vorrede.

²⁴⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 1, Straßburg 1642, S. 406 f.

²⁵⁾ Ludwig Pariser (Anm. 11), S. 108.

²⁶⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 2, Straßburg 1643, S. 72.

²⁷⁾ Ebd., S. 176.

²⁸⁾ Ebd., S. 149.

²⁹⁾ Ebd., S. 16 f.

³⁰⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 1, Straßburg 1642, S. 550.

³¹⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 2, Straßburg 1643, S. 123.

³²⁾ Ebd.

³³⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Bd. 1, Straßburg 1650, Vorrede.

³⁴⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Teil 2, Straßburg 1643, S. 131.

³⁵⁾ Jakob Bidermann, Cenodoxus. Zitiert nach: Deutsche Dichtung des Barock, hrsg. von Edgar Hederer. München 1965, S. 379.

³⁶⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Bd. 2, Straßburg 1650, S. 663.

³⁷⁾ Ebd., S. 581.

³⁸⁾ Ebd., S. 592.

³⁹⁾ Gesichte Philanders von Sittewald ... Bd. 2, Straßburg 1650, S. 902 f.

⁴⁰⁾ siehe Anm. 10.

Apollonia Rohrbach aus Rammersweier

Ein Opfer des Hexenwahns vergangener Zeit

Helmut Bender, Freiburg

Der Archivar und Reiseschriftsteller Josef Bader (Herausgeber der „Badenia“ [vgl. H. 1/1980]; * 1805 in Tiengen am Hochrhein, † 1883 zu Freiburg, 1837 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter vom Karlsruher Generallandesarchiv in den Staatsdienst übernommen, 1854 zum Archivrat in Freiburg ernannt, 1872 pensioniert; verfaßte bereits in den Jahren 1834—1836 eine „Badische Geschichte“, die mehrere Auflagen erlebte und auch eine Bearbeitung für den Schulunterricht fand; aus seiner Feder stammen u. a. die Werke „Unruhen im Hauensteinischen“, 1833; „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen“, 1838; „Das Badische Land und Volk“, 1853—1856) hatte in der „Herder'schen Verlagshandlung“ 1877 seine „Deutschen Frauen-Bildnisse aus verschiedenen Jahrhunderten“ herausgebracht. Hierin behandelt Bader zehn exemplarische, in unserm Raum angesiedelte Persönlichkeiten, und zwar von der „Herzogin Hadewig von Schwaben . . . aus der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts“ bis zur „Bäckerin Basler von Mauchen . . . Dorfdichterin aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts“ (gemeint das 19. Jh.). Die Schilderung des Bandes (XXII+ 280 S.) gilt der „Bäuerin Rohrbach von Rammersweier“, im Untertitel nennt er das „Eine Schilderung aus den Zeiten des Hexenwahnes“. Dazu im „Vorwort“: „Wir folgen der Bäuerin Rohrbach in die Verhörstube und Folterkammer auf dem Ortenberge, und Entsetzen ergreift uns bei den leiblichen und seelischen Qualen, welche der Inquisitionsproceß über die armen als Hexen

angegebenen Frauen und Mädchen heraufbeschwor.“

Als „Quellen und Hilfsmittel“ dienten Bader: „1) Die Originalacten des über die Ehefrau des Bauers Rohrbach zu Rammersweier (jetzt Rammersweyer) verhängten Processes wegen Hexerei, von 1596 bis 1598, aus der Gerichtscanzlei zu Ortenberg. 2) Schreiber, die Hexenprocesse zu Freiburg, Offenburg und Bräunlingen. Freiburg im Breisg. 1836. 3) Mone, über das Hexenwesen, im Anzeiger für Kunst, Wissenschaft u. s. w. VIII, 119.“ Dieser Beitrag umfaßt die S. 107 — 132. Einleitend geißelt der Verf. zurecht „das Epidemische . . . die maßlosen Ausschreitungen . . . Als die traurigste dieser Verirrungen erscheint aber das Hexenwesen. Wie schwer begreiflich es heutzutage auch sein mag“, fährt Bader fort, „kein Stand, keine Confession, keine Schicht der Gesellschaft war frei geblieben von dem gräßlichen Wahne; Protestanten wie Katholiken [der Verf. selbst strenggläubiger Katholik], weltliche wie geistliche Obrigkeiten, hohe wie niedere, gelehrte wie ungelehrte Leute — allesamt lagen in ihm gefangen!“ Es folgen allgemeingehaltene kulturgeschichtliche Betrachtungen, u. a. über Jeanne d'Arc, Aberglaube und Ketzerie, über Hexenhammer und Hexenfang und über den fehlgeleiteten religiösen Glauben, über die Ausmaße der Folter und die Häufigkeit der Scheiterhaufen. „Unter den Wenigen [die „die Folter im dritten Grade auszuhalten und ihre Unschuld standhaft zu behaupten vermochten“] zeichnete sich die Ehefrau des Bauers Rohrbach zu Rammerswei-

ler durch einen Heldenmuth standhafter Behauptung ihrer Unschuld aus, welcher noch jetzt Bewunderung erweckt und es rechtfertigt, wenn wir ihre Leidensgeschichte etwas näher betrachten.“

Daß solches auch für uns Heutige gilt (obgleich unser Jahrhundert sich in manchen Grausamkeiten kaum mehr überbieten läßt), möge die nachfolgende Kurzfassung des Baderschen Berichtes unter Beweis stellen, erzeigt sich doch in dieser mutigen und starken Persönlichkeit die Ungebrochenheit eines Großteils auch des einfachen Volkes in unserer Gegend.

Bader erwähnt den „großen Hexenstuhl, d. h. die Inquisitions- und Folterkammer für die unglücklichen Weiber und Jungfrauen der österreichischen Ortenau ... auf dem Ortenberge.“ Er fährt dann fort: „Noch liegen sechs Actenbände aus der alten ortenberghischen Kanzlei vor mit der Überschrift: ‚Constituta, Bekantnisse und Urfeden derer Hexerei halber justificierten Personen‘. Diese traurigen Denkmale des Aberglaubens reichen von 1557 bis 1652. — Der erste Band, welcher einen Zeitraum von 40 Jahren umfaßt, enthält das Verzeichniß über 200 des Hexenwerkes beschuldigte Weiber, sodann die Bekenntnisse von 20 derselben, worunter sich eine aus Verzweiflung im Gefängnisse erhenkt und eine andere in den Schloßgraben gestürzt; endlich 10 Verurtheilungen zum Scheiterhaufen ...“.

„Noch in der ersten Periode des gräulichen Wahnes ... hauste in ... Rammweiler eine kleine Familie, der Bürger Martin Rohrbach und seine Ehwirtin Apollonia mit ihren zwei ... Kindern, in ziemlich behäbigen Verhältnissen ... von den Neiderinnen des stattlichen Weibes [sie wird von Bader als „schön, kräftig und aufgeweckt“ bezeichnet, auch als „eine ebenso zufriedene Gattin, als glückliche Mutter“] waren im Jahre 1597 etliche wegen Zauberei eingezogen, inquiriert und zum Feuertode verurtheilt worden. Diese Unglücklichen nun hatten mit ihrem Verhöre

auch die Rohrbachin als Mitschuldige abgegeben und auf dieselbe ausgesagt, daß sie ... in ihrer Stube ein Wetter mit Sturm und Hagel gemacht, wodurch vom Hause des Nachbars das Dach entführt worden.“ Man ließ die Denunzierte, „obwohl sie gesegneten Leibes war“, verhaften und ins Gefängnis werfen. Auf die nachhaltigen und entrüsteten Vorstellungen ihres Mannes hin wurde Apollonia Rohrbach „gegen Revers bis nach erfolgter Niederkunft“ zwar nochmals aus der Haft entlassen, indes hatte sie sich „nicht von Rammweiler zu entfernen, die Kosten ihrer Gefangenschaft zu erstatten und sich der Obrigkeit ... allezeit unverzüglich wieder zu stellen.“ Bader berichtet alsdann, daß man „in der ganzen Gemeinde“ über der „Unge rechtigkeit“ der Haftentlassung der Rohrbacherin entsetzt gewesen wäre: „Die Rohrbacherin habe durch ihre Reitze die Gerichtsherren selber bezaubert ... es müßte ihr gleichfalls der Proceß gemacht werden ... Der Rohrbach und seine Frau fanden keinen Frieden ... mehr; die Ortenberger Herren aber ließen sich durch diese ungeschlachte Opposition verleiten, die Freigegebene abermals einzuziehen ...“ Dazu der Bauer Rohrbach: „... ist meine liebe Hausfrau, ohne vorhergehendes Indicium, auch ohne einige Suspicion, uf bloßes Angeben der verhafteten ... eingezogen worden, wo man selbige, ohnangesehen sie schwangeren Leibes gewesen, mit ... andern alsobald an die Tortur geschlagen und peinlich befragt ...“. Die Gefangene wurde verhört, vermochte aber nichts zu bekennen, sondern behauptete entschieden ihre Unschuld. Da hing man sie an die Folter im ersten Grad, und sie bekannte wieder nichts; hierauf im zweiten Grad, abermals ohne Erfolg; endlich im dritten „bis zum Reißen der Glieder“, doch auch dieser Schmerz vermochte es nicht, ihr das verhängnisvolle Ja zu entlocken. Die Inquisitoren waren von solch „heroischem Starkmuth verblüfft“, sie befanden sich „in großer Verlegenheit“, und „Kaum zweifelte im Flecken

noch Jemand daran, daß die Rohrbachin eine Zauberin sei, welche den Scheiterhaufen verdiene. Ja, ihr eigener Mann war durch all' das Gerede so irre gemacht, daß er selber das Gericht angiebt, seine Frau recht scharf zu examinieren, damit endlich die Wahrheit an den Tag gelange . . . Frau Apollonia wurde also neuerdings gütlich und peinlich befragt“ und „bis zum zehnten Male gepeinigt . . . Sie verblieb standhaft und überwand die Schmerzen der Folterungen mit einem Heroismus der Seele, welcher den Folterknecht, den Schreiber und die Richter in höchstes Erstaunen setzte.“ Der Schreiber bezeugte, daß „keine höhere Marter mit [dieser] Frau mehr vorzunehmen gewesen wäre, man hätte denn dieselbe gar von einander reißen wollen“ (!). Die Delinquentin galt so als eine besonders verstockte Sünderin, indes hatten die Richter insgeheim beschlossen, „dieselbe im Stillen zu entlassen“ — doch Apollonia Rohrbach „wich nicht von der Stelle, bevor man ihr ‚die Urkunde ihrer Schuldlosigkeit‘ eingehändigt“ hätte.

Mit Gewalt schleppte man schließlich die Mißhandelte aus dem Kerker und entließ sie am Schloßtor. Jetzt aber fehlte ihr der Mut, zu den Ihren heimzukehren. Ihr Mann weigerte sich, seine Frau „ohne alles Zeugniß“ wieder aufzunehmen! Er zog „einen Rechtskundigen zu Rathe und ließ von ihm eine Klag- und Bittschrift an die vorderösterreichische Regierung aufsetzen, welche im Februar 1598 nach Ensisheim [dem damaligen Sitz der zuständigen Regierung] abgieng.“

Bader berichtet dann davon, daß die Regierung „das Gericht von Ortenberg ernstlich“ um Stellungnahme gefordert habe, „was die Herren Beamten in nicht geringe Verlegenheit setzte“. Mit Bader müssen wir es jetzt bedauern, daß in der Folge eine Anzahl Akten uns nicht mehr überliefert sind, immerhin findet sich „unterm 18ten October die ernstliche Vermahnung . . ., das Gesetz inskünftige sorgfältiger einzuhalten“.

Es ist anzunehmen, daß Apollonia Rohrbach daraufhin zu den Ihren zurückgekehrt ist; das endgültige Schicksal der Verurteilten und Gefolterten läßt sich indes nicht weiter verfolgen. Bader resümiert im Anschluß daran u. a.: „In der Landvogtei Ortenau und in der Reichsstadt Offenburg . . . wurden zwischen 1557 und 1630 . . . gegen 380 Töchter, Weiber und Männer wegen Hexerei eingezogen und davon weit über hundert verurtheilt und verbrannt oder enthauptet.“

Eines der dunkelsten Kapitel unserer engeren, aber auch weiteren Landesgeschichte wurde hier, am Fall und am Pyrrhussieg der Apollonia Rohrbach, aufgezeigt. So erschütternd sich die Tatsachen auch geben, es wäre falsch, in unserm Zeitalter erhöhter Aufklärung und Humanitätsgedanken schamhaft darüber hinwegzusehen. Das Historische hat nun einmal die Aufgabe und die sittliche Pflicht, auch das Unschöne und Ungerechte, das Schlechte und Verwerfliche nicht nur zu registrieren, sondern als warnendes Beispiel da und dort erneut wachzuhalten. Nur wer um das Dunkle weiß, kann sich zum Hellen bekennen.

Griff ins All

*Sie haben die Erde rasend umkreist
in titanisch sich rundenden Bahnen.
Und es gebot des Menschen forschender Geist,
daß heil sie zurück wieder kamen*

*Gigantischer Aufbruch irdischer Macht
in den Kosmos, jetzt hat er begonnen,
und bald überm alten Himmel zur Nacht
ziehn der Menschen künstliche Sonnen.*

*Wie schäumen sie über und schreien sich krank,
die Jünger der Technik, der seelenlosen,
wenn sie, was vordem keinem gelang,
ein Raumschiff ins Weltall geschossen.*

*Titanische Kräfte machen sie frei
und bündeln sie wieder zusammen.
Doch seht, sie vergessen blindlings dabei,
daß im Endlichen sie stets sind gefangen.*

*Denn all der irdischen Wesen keins
tritt jemals durch göttliche Türen,
und die schreckliche Kürze des menschlichen Seins
läßt am Saum der Unendlichkeit uns nur rühren.*

*Über Raumschiffe schrieb mit gewaltiger Schrift
Gott seine Zeichen am Himmel, dem weiten.
Und nur, wer der Demut Dornenkranz slicht,
wird die Schwelle zu ihm überschreiten.*

Th. Meny

Von der feierlichen Eröffnung der „Ludwigs-Straße“

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

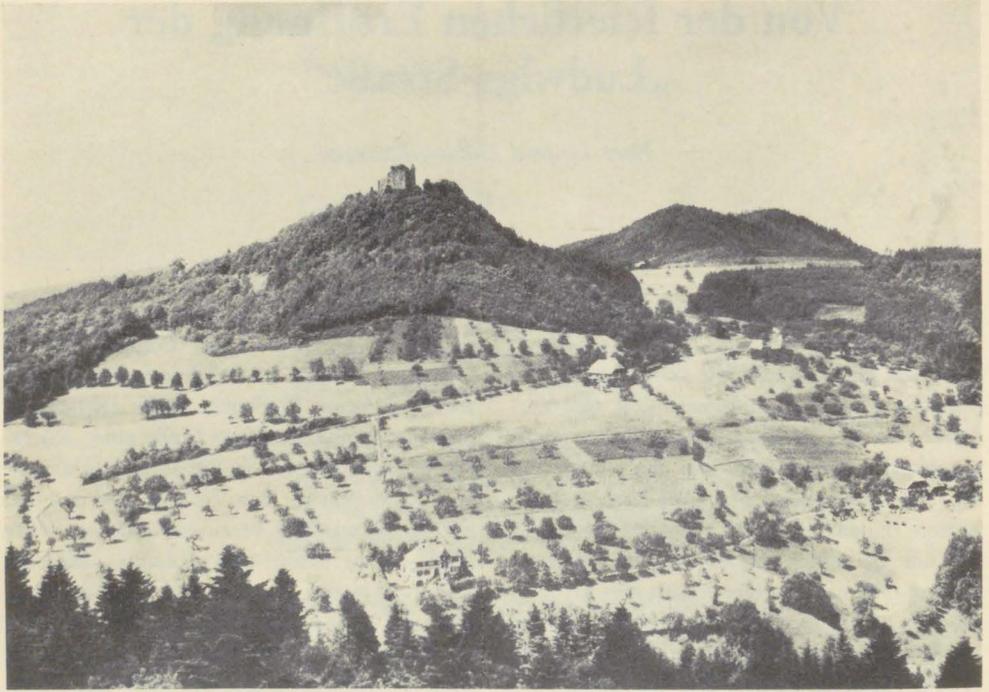
Über den Großherzog Ludwig I. von Baden, dessen Todestag sich am 30. März 1880 zum 150. Mal jährte, haben die Biographen nicht allzuviel Löbliches aufgezeichnet; die Verfasser von Skandalgeschichten wußten sogar mancherlei Anrüchiges über ihn zu berichten. Eines aber muß man dem letzten Autokraten reinen Zähringer Geblüts lassen: er brachte in seinen zwölf Regierungsjahren wieder Ordnung in die zerrütteten Staatsfinanzen, erzog die Beamtenschaft wieder zu Fleiß, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, und er war für seine Person und seinen Hof ein sparsamer Haushalter. Man muß ihm, der freilich nicht mit der demokratischen Elle zu messen ist, überdies einige unübersehbare Erfolge zugestehen, seien es der Zusammenschluß von Lutheranern und Reformierten in der Evangelischen Landeskirche von Baden und die Verhandlungen mit der Kurie um die Errichtung des Erzbistums Freiburg; seien es die Förderung von Tullas Rheinkorrektion, die Hebung von Handel und Wirtschaft und die Verbesserungen im Straßen- und Wegenetz des Großherzogtums Baden.

Zu diesen Maßnahmen gehörte auch der Bau einer brauchbaren Straßenverbindung zwischen der aufblühenden Handels- und Gewerbestadt Lahr und dem Kinzigtal. Der vorhandene Weg über den Schönberg entsprach noch den Schilderungen, wie man sie bei Heinrich Hansjakob nachlesen kann, genügte aber längst nicht mehr den Bedürfnissen des steigenden Fuhrverkehrs. Auf Anordnung von Großherzog Ludwig, der auf die einstigen Herrschaftsverhältnisse — fürst-

lich-fürstenbergischer und hohengeroldseckischer Besitz war das fragliche Gebiet zwischen Kinzig- und Schuttertal einst gewesen — keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, sollte an seiner Stelle eine „Kunststraße“ erbaut werden. Sie sollte, im einzelnen, Sicherheit für den Verkehr und den Genuß der Landschaft vereinen, und vom Jahre 1821 an befaßten sich Johann Gottfried Tulla sowie die Wasser- und Straßenbauinspektion Offenburg mit der Bearbeitung, Planung und Ausführung der landesherrlichen Anordnung. Dabei war nicht nur Rücksicht auf das jeweilige Straßenbau-Budget, sondern auch auf eine mögliche Einbeziehung schon bestehender und brauchbarer Wegestrecken zu achten.

Planung und Ausbau der Straße, welche die Wasserscheide zwischen Schutter- und Kinzigtal überwindet, und die beim Schönberger Wirtshaus ihre Paßhöhe erreicht, dauerten rund sechs Jahre. Doch nicht davon soll hier die Rede sein, sondern von der Eröffnung der Straße, einer Feierlichkeit, die das besondere Ereignis eines solchen Werks unterstrich, und die sich, im biedermeierlichen Stil der Vormärz-Zeit, doch wesentlich von der kurzen Zeremonie des Banddurchschneidens in unseren Tagen unterschied. Diese Eröffnung erfolgte am Ludwigstag des Jahres 1827, und die „Karlsruher Zeitung“ Nr. 236 vom 25. August 1827 berichtete darüber ausführlich:

„Das von der Großherzoglichen Regierung schon längstens gefühlte Bedürfnis einer direkten Verbindung des Schutterthals mit



„580 Fuß unter dem alten Schloß Hohengeroldseck“ verläuft die Ludwigsstraße — ein Beweis dafür, daß es ihrem Erbauer gelungen ist; „Sicherheit für den Verkehr und Genuß der Landschaft“ zu vereinen.

Archiv: H. L. Zollner

dem Kinzigtal durch Wiederherstellung der verfallenen Straße über den Schönberg mußte in früherer Zeit auf sich beruhen. Nach der Mediatisierung der Grafschaft Hohengeroldseck geruhten Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ludwig, unser allernädigster Landesherr, die Wichtigkeit des kommerziellen Verhältnisses dieses Teiles Höchstherr Landen mit umsichtigem Blick erkennend, die Erbauung einer neuen Handels- und Kunststraße über den Schönberg anzuordnen, wodurch der Oberrhein und namentlich die Stadt Lahr, eine der ersten Handels- und Fabrikstädte des Großherzogtums, eine direkte Verbindung mit dem Bodensee, den Nachbarstaaten in Schwaben und der angränzenden Schweiz erhielt. Der anfang dieser Straße begann im Jahre 1822, und wurde nach manchen Unterbrechungen in diesem Jahre beendigt.

Heute, an dem Namensfeste Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs unseres allgeliebten Landesfürsten, fand die feierliche Eröffnung dieser Straße statt, welcher mit allerhöchster Genehmigung der Name „Ludwigs-Straße“ beigelegt wurde.

Diese Straße zieht von der Kinzigbrücke bei Bieberach auf 1000 Fuß Länge längs einer 40 Fuß hohen senkrechten Felsenwand, welche durchgesprengt werden mußte, gegen dem Emmersbacher Tale hin, setzt über solches mittels einer zierlichen Quaderbrücke an die andere Seite desselben, und zieht mit 6 und $5\frac{1}{2}$ Zoll Steigen auf die Route mit mehreren Ruheplätzen theils in geraden Linien, teils in passenden Bögen bis auf die Höhe des Schönbergs ohnweit der Hohengeroldsecker Schloßruine, von wo sie sich in sanftem Gefälle von 5, 4, 3 und 2 Zoll auf die Ruthe längs den Bergabhängen und Schluchten in

das Schutterthal bei Steinbach hinabschlängelt.

Schönheit, Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit sind die Attribute dieser Straße, welche mit einer solchen Genauigkeit ausgeführt ist, als man dieses von einer geometrischen Arbeit nur immer erwarten kann.

Ihre Länge von der Bieberacher Kinzigbrücke bis auf die Höhe des Schönbergs beträgt 14610 Fuß, und von da bis in die Schutterthal-Straße, wo sie bei Steinbach in solche ausmündet, 15000 Fuß, also im Ganzen 27610 Fuß.

Die Breite der Fahrbahn ist durchgehend 24 Fuß, mit einem soliden, eine ewige Dauer versprechenden Fundamente versehen, und eine Beschotterung von kleinen Steinen gibt derselben eine glatte Oberfläche. Auf der Seite gegen das Thal ist ein 6 Fuß breites Trottoir angebracht, dessen erhöhte Lage ohne Geländer gegen jede Gefahr sichert, und dem Fußgänger die Annehmlichkeit gewährt, ungestört seinen Weg ziehen zu können. Der höchste Punkt dieser Straße liegt 583 Fuß über dem höchsten Wasserspiegel der Kinzig, 640 Fuß über dem Pflaster der Stadt Lahr, und 580 Fuß unter dem alten Schloß Hohengeroldseck.

Die Pläne zu diesem Bau wurden von dem Großherzoglichen Ober-Wasser- und Straßenbau-Direktor Herrn Oberst Tulla entworfen, und man verdankt dem immer schaffenden Genie dieses berühmten Meisters seiner Kunst die Form und Konstruktion einer Straße, wie solche in ganz Deutschland auf solcher Strecke wohl nicht gefunden werden dürfte. Nicht nur die nächsten Umgebungen, sondern auch entferntere Gegenden fühlen jetzt schon die wohltätigen Folgen eines Werkes, welches nicht nur als Kunstwerk sehenswert ist, sondern auch den in dieser Gegend sehr bedeutenden Verkehr aus dem Kinzigthal in das Schutterthal, wo früher nur ein gefährlicher und nur mit Vorspann fahrbarer Weg existierte, und die Verbindung

des Ludwigs-Hafens am Bodensee, der Ludwigs-Saline zu Dürrheim usw. mit der sehr gewerbereichen Stadt Lahr und dem ohnweit derselben liegenden Rheinhafen bei Ottenheim erleichtert, und bei bessern Handelsverhältnissen, wozu sich ebenfalls günstige Ausichten öffnen, noch weit wichtiger werden wird.

Zur feierlichen Eröffnung der Ludwigs-Straße erschienen als Abgeordnete von Seiten des Großherzoglichen Kinzigkreis-Direktorium der Kreisrat Lang, von Seiten der Großherzoglichen Ober-Wasser- und Straßenbau-Direktion der Ober-Ingenieur Rochlitz, sämtliche Amtsvorstände der Ämter Lahr, Seelbach, Ettenheim, Gengenbach, Haslach, die Wasser- und Straßenbauinspektionen Offenburg, der Stadtrat zu Lahr, eine Deputation des dortigen Handelsstandes, so wie Deputationen der Ortsvorgesetzten von sämtlichen genannten Ämtern.

Ludwig I., Großherzog von Baden. Nach ihm erhielt die von J. G. Tulla erbaute „Kunststraße“ vom Schutter- ins Kinzigthal 1827 ihren Namen

Archiv: H. L. Zollner



Die beiden Kommissäre Kreisrat Lang und Ober-Ingenieur Rochlitz wohnten vorerst zu Lahr mit den verschiedenen Deputationen der Ämter Lahr und Ettenheim einem in der dortigen Stadtkirche abgehaltenen, dem Zwecke der Feier entsprechenden Gottesdienste bei. Nach geendigtem Gottesdienste setzte sich hierauf der Zug, unter Begleitung der Lahrer Stadtkavallerie, geführt von der Großherzogl. Wasser- und Straßenbau-Inspektion Offenburg, in Bewegung. An der Gränze des Großherzogl. Badischen Oberamts Hohengeroldseck empfing ihn der Oberamts-Vorstand, Oberamtmann von Schmidt, mit den Ortsvorgesetzten der Oberamts-Gemeinden. Von da nahm der Zug seinen Weg über Reichenbach auf der alten Straße bis auf die Höhe des Schönbergs. Bei dem Schönberger Wirtshaus schlossen sich die aus dem Kinzigthal angekommenen Deputationen der Ämter Gengenbach und Haßlach an. Auf der höchsten Höhe des Schönbergs war die Bürgermiliz der Gemarkungsgemeinde Prinzbach aufgestellt; an dem Platz auf welchem zur Verewigung des durchlauchtigsten Gründers dieser schönen Kunststraße ein Monument gesetzt wird, in dessen Raum die ganze Versammlung aufgenommen wurde.

Der Kreisdirektorial-Kommisär Kreisrat Lang hielt hierauf eine der Feier des Tages entsprechende Rede, in welcher derselbe die innigsten Gefühle des Dankes gegen Seine Königliche Hoheit unserem allerdurchlauchtigsten Regenten für diese neue seinem getreuen Volk erzeugte Wohltat ausdrückte, und dem die ganze Versammlung und ein zahlreich versammeltes Publikum aus der Nachbarschaft mit dem Zeichen der herzlichsten Rührung und unter dem Ausruf:

Hoch lebe Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ludwig!

unter dem Donner des Geschützes von der nahe liegenden Hohengeroldsecker Schloßruine beistimmten.

Nachdem der Grundstein zu dem Monument gesetzt war, dessen einfache Aufschrift

Unter der Regierung
Ludwigs
Großherzogs von Baden
wurde diese Straße erbaut
MDCCCXXVII

der Mit- und Nachwelt den Schöpfer dieses Kunstwerks benennet, war die Straße eröffnet und von der Versammlung auf der Seite gegen das Schutterthal unter beständigem Donner des Geschützes befahren. Die Feier endigte mit einem fröhlichen Mittagmahle zu Seelbach und einem von der Stadt Lahr gegebenen Balle, wo mehrere Toaste auf das Wohlergehen des geliebten Regenten ausgebracht wurden.“

Viel ist diesem Bericht aus der „Karlsruher Zeitung“ nicht mehr hinzuzufügen. Dennoch muß darauf hingewiesen werden, daß sich Johann Gottfried Tulla mit diesem Werk als „Bändiger des Gebirges“ mindestens ebenso erfolgreich bewährt hat wie als „Bändiger des wilden Rheins“ — so daß Tullas Freund Aloys Schreiber in seinem Nekrolog schrieb:

„Mit allem Recht stand Tulla in dem Ruf als einer der ausgezeichnetsten und geschicktesten Wasserbaumeister seiner Zeit. Von seiner Geschicklichkeit als Straßenbaumeister zeugt hauptsächlich die ... Ludwigsstraße über den Schönberg, welche zur Verbindung der Stadt Lahr und des Schuttertals mit dem Kinzigtal nach Tullas Entwürfen ausgeführt worden ist, und welche ihres Zugs, ihrer sanften Steigung und ihrer dauerhaften, auf Sicherheit und Bequemlichkeit berechneten Konstruktion allen Forderungen entspricht, die ... an eine gute Gebirgsstraße gemacht werden können.“

Was Schreiber Anno 1830 feststellte, das gilt aber auch noch heute, da die „Ludwigsstraße“ unter der nüchternen Bezeichnung Bundesstraße 415 „den Verkehr und den Genuß der Landschaft vereint.“

Kurorte und Heilquellen im Mittelbadischen

Aus einem Bäderführer anno 1898 vorgestellt

Helmut Bender, Freiburg

Dr. H. Oeffinger, „Grossh. Medicinalrat u. Bezirksarzt“, hatte 1897/98 in „Sommermeyer's Verlagshandlung“ (Baden-Baden) eine „7te verbesserte und vermehrte Auflage“ seines 1887 erstmals erschienenen Bandes „Die Kurorte und Heilquellen des Grossherzogtums Baden“ herausgegeben: „Sowohl für's grosse Publikum als für die ärztliche Welt ist dieses Werkchen [LII + 304 S. + Register + 185 S. Anzeigenteil!] schätzbar und sei somit empfohlen“, heisst es im Vorwort des Verfassers, daran angeschlossen finden sich Auszüge aus der Rezension der „Freiburger Zeitung“, worin es u. a. heisst: „... eine Schrift, welche nach einem ärztlichen Vorwort über die sanitäre Bedeutung der Bäder, Trink-, Luft- und Waldkurorte, spezielle Nachrichten über etwa 60 Luftkurorte und 40 Badeorte unseres engeren Heimatlandes enthält ... begrüßen wir mit Befriedigung diese übersichtliche und eingehende Zusammenstellung, Beschreibung und Würdigung unserer heimatlichen Kurorte, bei deren alljährlichen Anwachsen es wahrlich von Nöten ist, einen Wegweiser zu besitzen ...“

In unserm mit Thermalquellen gesegneten und an Luftkurorten reichen Land hat die Bädertradition bekanntlich jahrhunderte-, ja jahrtausendelange Tradition. Freilich hat es immer wieder besonders frequentierte Bäderjahrzehnte gegeben. Wir wollen hier nicht auf die römischen Anfänge zurückgreifen, auch nicht die Intensität der Bauernbäder etwa im 17. Jahrhundert hervorkehren, vielmehr dürfte das bewußt eng gesteckte Thema — unsere Bäder und Kurorte zu Ende

des 19. Jahrhunderts — genügend Reiz entfalten, so daß wir ihm anhand oben zitierten Werkes etwas detaillierter nachgehen. Altüberliefertes, Wissenschaftliches und Gesellschaftliches treffen hier in eigenartiger Weise zusammen. Das Zeitdokumentarische verleiht solchen Aspekten zusätzliche Blickpunkte, Kulturhistorisches fließt mittelbar und unmittelbar mit ein.

In seiner „Einleitung“ bezieht sich der Verfasser auf einen Ausspruch des Freiburger Geheimrates Hegar: „Kleine Bäder sind ein wahrer Segen für die Gegend.“ Und Dr. Oeffinger fährt u. a. fort: „... und es ist gewiss nicht der geringste der Vorzüge unseres lieben engeren Vaterlandes, das man so gerne den Garten Deutschlands nennt, dass seinem Schosse eine Fülle von Quellen entspringt, die durch ihre chemischen und physikalischen Eigenschaften der Bevölkerung Heilfaktoren gewähren ... dass die tannenbewaldeten Höhen mit ihren üppigen Wiesen und sprudelnden Quellen die herrlichste Luft darbieten, deren Genuss so manchem durch aufreibende Arbeit in enger Stube, im Kontor, der Amtsstube oder Schule in seiner Gesundheit erschütterten Manne, so manchem an den Krankheiten moderner Verziehung und Verbildung schwer leidenden Kinde Gesundheit, ja Leben wiedergibt ...“

Es würde hier zu weit führen, wollten wir uns mit den ferneren Ansichten des Verfassers im einzelnen auseinandersetzen (etwa mit Fragen der Hygiene, der Wasserversorgung, incl. den Wasserclosetts, mit der Beseitigung der Abfallstoffe, der kurgerechten Ernährung und was mehr). Statt dessen bege-

ben wir uns am besten gleich in den Hauptteil unseres Oeuvres, ins eigentliche Bäder- und Kurortalphabet.

Das beginnt für uns mit Achern, „146 m ü. M. Sommerfrische“; hier folgt ein knapper kleingedruckter Geschichtsabriß, alsdann wird die Lage des Städtchens und seine Umgebung charakterisiert, Ausflüge angezeigt und schließlich zum eigentlichen Anliegen vorgegriffen: „Eine moderne Wasserversorgung liefert seit einigen Jahren . . . gutes Trinkwasser in reichlicher Menge. Diese Wasserleitung wird seit Sommer 1897 auch nutzbar gemacht zur Besprengung der Strassen mittels Sprengwagens. — Die Durchführung einer Canalisation und der elektrischen Beleuchtung soll in nächster Zeit in Angriff genommen werden. — Es besteht in Achern auch eine kleine Kneipp'sche Kur-Anstalt, gen. Josefs-Bad, welche im Jahre 1896 vergrößert wurde und können in derselben einige Gäste zu sehr mässigen Preisen in Pension aufgenommen werden. — Die Heil- und Pflgeanstalt Illenau für Geisteskranke ist weltbekannt als Musteranstalt . . .“.

Allerheiligen wird ebenfalls mehr als eine Druckseite zugestanden: „ . . . ist Luftkurort mit subalpinem Klima, liegt in wild-romantischer Einsamkeit . . . Durch die umliegenden Höhen geschützt und von Tannenwäldern umgeben, vereinigt es alle Heilfaktoren, die man von einem klimatischen Kurorte verlangt.“ Hier folgt eine Schilderung der Ruine und der Wasserfälle sowie eine Zitierung der jüngst stark erweiterten Hotellerie: „Im ganzen 100 Betten . . . Pension 5 bis 6 Mk, Post und Telegraph im Hause.“

Antogast, „490 m ü.M. Mineralbad, Luftkurort . . . das älteste der Renschthalbäder, war schon in frühester Zeit durch seine berühmten Sauerwasser bekannt . . . besteht aus drei Hauptgebäuden, die durch einen gedeckten Korridor miteinander in Verbindung stehen. — Das Hauptgebäude enthält in der unteren Etage 20 Badekabinette mit kalter und war-

mer Douche, in den oberen Etagen 45 helle, geräumige Fremdenzimmer. Der Neubau mit Quergebäude hat 55 Zimmer und Salons . . . Das Kurgebäude, in modernem Stil erbaut, enthält einen prachtvollen Speisesaal, der 300 Personen zu fassen vermag, und den Kursaal, bezw. Trinkhalle mit den Quellen. Neben dem Speisesaal mit Billard befindet sich rechts der Damensalon mit Pianino und links das Lese- und Rauchkabinet, mit reicher Auswahl in- und ausländischer Journale und Zeitschriften nebst einer Bibliothek. — Im Jahre 1894 wies die Fremdenliste 590 Kurgäste nach. Die Frequenz steigt seitdem von Jahr zu Jahr. Abgegeben wurden 3200 Mineral- und 750 Fichtennadelbäder etc., getrunken Milch und Molken ca. 1400 Gläser. Der Wasserversand betrug 104,000 Flaschen. — Mineralquellen hat Antogast drei: zwei Trinkquellen und eine Badequelle . . . liefern zusammen eine tägliche Wassermenge von 2500 Litern. Die Bäder werden mittels Pumpen von der Badequelle gespeist.“ Es folgen Analysen nach Geheimrat Bunsen (Heidelberg), danach als Fazit: „Der Antogaster Brunnen ist in Folge seiner günstigen Mischungsverhältnisse und seines Reichtums an Alkalien eines der leichtverdaulichsten Eisenwässer und deswegen auch sehr geschwächten, herabgekommenen Verdauungskräften noch zugänglich.“ Ein großer Krankheitskatalog wird in der angeschlossenen Heilwasseranzeige erfaßt. Schließlich wird die Lage des Badeortes als Luftkurort zusätzlich hervorgehoben.

„Die Brandeck (360 m ü.M. Luftkurort) ist der westliche Ausläufer des Moos-Gebirges, bei Offenburg . . . für Familien, die ungestört eine Zeit lang in der hohen Tannenregion des Schwarzwaldes leben wollen . . . gegen Phthisis, Blutmangel, Cirkulationsstörungen und ähnliche Leiden . . .“.

Wir finden dann in unserer engeren Umgebung Durbach, „220 m ü.M. Sommerfrische . . . ist im Sommer viel von Strassburg her besucht . . . geschützte Lage . . .“.

Ausführlicher findet sich Ettenheimmünster, „202 m ü.M. Bad und Gasthaus“ aufgeführt. Nach einleitendem Geschichtsabriß: „Das Bad Ettenheimmünster liegt in dem lieblichen Münsterthal . . . Der Naturfreund findet, ohne hohe Berge steigen zu müssen, in der Tiefe des Thales zwischen hohen Wäldern und grünen Matten Erholung.“ Und zum eigentlichen Anliegen überleitend: „Im Jahre 1720 wurde auf der Stelle, wo sich das jetzige Bad befindet, von Abt Johann Baptist Eck ein neues Badhaus errichtet . . . Das neuerbaute Badhaus besteht aus einem zwei-stöckigen Mittelbau, an den sich rechts und links Seitenflügel anschliessen, sowie ein nach Süden zu gelegener Lustgarten. Der östliche Seitenflügel und ein Teil des Mittelbaues enthalten die Räumlichkeiten für die Badegäste und Wirtschaftslokalitäten, im westlichen Seitenflügel befinden sich die grossen Gesellschaftssäle, 32 schön ausgestattete und geräumige Zimmer im 2. Stock sind für die Gäste bestimmt . . . Direkt an den östlichen Seitenflügel schliesst sich ein Garten mit Kegelbahn an; ein grösserer Garten und Parkanlagen sind einige Schritte vom Kurhotel entfernt . . . Die Anstalt ist das ganze Jahr geöffnet und besonders bei Leiden der Respirationsorgane . . . bei Nervenleiden . . . und hauptsächlich bei Kreislaufstörungen zu empfehlen. Ausserdem eignet sich Ettenheimmünster vermöge seiner Lage ganz besonders zur Durchführung von ärztlich geleiteten Terrainkuren (bei Herzverfettung, chron. Herzfehler). — Die herrliche Waldluft und die gute Verpflegung sind auch bei Konstitutionsanomalien (Skrophulose, Rachitis etc.) sowie bei Rekonvaleszenten von vorzüglicher Wirkung.“

„Freiersbach . . . Renommiertes Stahl-, Lithion- und Schwefelbad . . . Dieses früher einfache, ländliche Bad ist seit 12 bis 15 Jahren durch bauliche Erweiterungen, Erhöhungen des wirtschaftlichen Komforts, neue Quellenfassungen und allerlei Verbesserungen der Kurmittel in die Reihe der feineren

Kuranstalten getreten.“ Hier schließt eine ausführliche Lagebeschreibung an, alsdann folgt eine muntere Schilderung der Gebäulichkeiten und zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten (hübsch ausgestattete Trinkhalle, Speisesalon, Damensalon, einige feinere Fremdenzimmer — im ganzen 110 Zimmer mit 160 Betten), es findet u. a. auch „ein kleines Kurbauwerk mit schattigen Anlagen“ sowie ein „Tiefraum für die Gas- und Salzquelle“ Erwähnung. An Indikationen werden vor allem Anämie, Verdauungsstörungen (incl. Typhus und Scharlach, Diphtherie und Masern), ferner Nervosität (incl. Hypochondrie und Hysterie), Frauenleiden, Blasen- und Nierenkrankheiten sowie Hautausschläge aufgezeigt.

Gengenbach hat hier einen Platz als Luftkurort gefunden: „ . . . recht angenehm . . . sehr in Aufnahme gekommen“, Ausflugsziele (Berghaupten, Diersburg) schliessen an.

Dem „altrenommierten Stahlbad Griesbach im Renchthal“ werden volle 5 Druckseiten zubilligt. Mag's heute auch leicht ironisch klingen: „Von Bad Petersthal thalaufwärts erreicht man auf prächtiger, staubfreier Landstrasse in unmerklicher Steigung . . . Griesbach.“ Die „reine, kräftige Gebirgsluft“ wird ebenso gerühmt wie die „trockene, staubfreie Bodenbeschaffenheit und das abwechselnd an- und absteigende Terrain, welches zur Uebung der Körperkräfte und zur Lungengymnastik anregt . . .“. „Der umfangreiche Häuserkomplex der Kuranstalt besteht aus vier grossen, durch gedeckte, gut geschlossene, gasbeleuchtete Gänge verbundenen Kurhäusern . . . Dazu kommen zwei kleine Villen (Hotelhaus und Schweizerhaus). Im ganzen sind 200 gut eingerichtete, zum Teil elegant ausgestattete Wohnräume zur Aufnahme von ca. 300 Gästen vorhanden, ferner grosse Speisesäle, Konversations-, Musik-, Lese-, Billardsaal, Kegelbahn. Auch hat Griesbach eine eigene Kurkapelle. Gute Küche und reine Weine sind bekannt; Equipagen zu Exkursionen in die reizende

Umgebung stehen jederzeit zur Verfügung. Die Anstalt ist musterhaft reinlich gehalten, für alle Stände entsprechend eingerichtet. — Griesbach besitzt 8 Quellen, darunter die seit 300 Jahren bekannte Antonius-Quelle . . .“. Die Bunsen-Analyse folgt mit vielen Detailierungen: „Nach der Analyse ist die Antoniusquelle ein alkalisch-erdigsalinischer Eisensäuerling. Sie unterscheidet sich von den anderen Griesbacher Quellen durch Gehalt an doppelkohlenurem Natron . . . Die Speisung der Bäder geschieht sowohl aus den Trinkquellen, als auch aus der ebenfalls neugefassten Badequelle . . . Die Erwärmung des Badwassers geschieht mittelst heißer Dämpfe, welche in besonderen Dampfkesseln aus süßem Wasser dargestellt werden.“ Indikationen: Blutbildung, Frauenleiden, Nervenschwäche. Die Umgegend wird als besonders romantisch charakterisiert.

Harmersbach, „300 m ü. M. Sommerfrische“ wird nur knapp erwähnt, als malerisches Schwarzwaldtal, „am brausenden Harmersbach“ gelegen.

Danach rangiert Haslach „(Kinzigthal) 218 m ü. M.“, ebenfalls als Sommerfrische, wieder werden ausgedehnte Tannenwälder und staubfreie Luft sowie milde Temperaturen gerühmt, und „Für Flussbäder ist durch Badenanstalten gesorgt.“

Ähnliches gilt für Hausach als Luftkurort. — „Weitab vom Getümmel der Menschen in einem Wiesenthale der Biberach . . . ist ein neuer, kleiner Luftkurort entstanden . . . Kurhaus Hundsbach — Biberach, 730 m ü. M. . . hat 12 freundliche Zimmer mit 19 Betten.“

Wir erreichen in unserer alphabetischen Folge Lautenbach, „217 m ü. M. Luftkurort“, in gewohnter Weise werden Wälder und geschützte Tallage zitiert, „Indikationen: Nervöse, Erholungsbedürftige, chlorotische und anämische Frauen, ruheliebende Gäste . . . Bäder im Freien, Wannebäder, Douchen . . . Verpflegung reichlich . . .“

Es folgt für uns die Sommerfrische Lierbachthal, „bei Oppenau im Renthale. 360 m ü. M.“ Die Dreingabe: „Unmittelbar beim Gasthaus zur Traube entspringt eine Mineralquelle . . . nach Geh. Rat Bunsen . . . ein schwacher alkalischer Eisensäuerling . . . ist wohl in der Lage, die Luftkur wirksam zu unterstützen.“

Nordrach wird als Luftkurort verzeichnet, besonders gerühmt werden hier die Nebelfreiheit und die geringen Tagestemperaturschwankungen — Nordrach-Colonie schließt mit seinem Sanatorium für Lungenkranke an: „ . . . besitzt Dampfheizung und elektrische Beleuchtung, sowie warme und kalte Wasserleitung an Waschtisch und Douche in jedem Zimmer, eigene Dampfwasch- und Desinfektionsanstalt und mechan. Kühlvorrichtung für Fleisch, Eisbereitung etc. Eigene Milchwirtschaft . . . Die Behandlung ist hygienisch-diätetisch, streng individualisierend. Bei der kleinen Anzahl (40) Kranker werden überraschende Erfolge bei dieser unheilvollen Krankheit erzielt.“

Oberkirch als Luftkurort, vor rauhen Nord- und Nordostwinden geschützt, durchlässiger Boden, für Spaziergänger und Wanderer besonders geeignet. Der Aufenthalt im Frühjahr zur Zeit der Baumblüte, wird besonders hervorgehoben. Fluß- und Wannebäder am Ort, desgleichen Milch- und Traubenkuren. Obersasbach und Oppenau folgen als Luftkurorte, die eben ihrer Völlendung entgegengehende städtische Quellwasserleitung wird den Kurgästen im voraus empfohlen; ein Elektrizitätswerk sorgt für gute Beleuchtung des gemütlichen Städtchens.

Ottenhöfen schließt ebenfalls als Luftkurort an, die im Sommer 1898 eröffnete Achertalbahn wird eigens wegen leichter Erreichbarkeit erwähnt, desgleichen „die Abwesenheit jeglichen Fabrikbetriebes“.

Gute 7 Druckseiten umfaßt der Beitrag über Bad Peterstal, „420 m ü. M. Eisen- und lithionhaltiges Mineralbad. Erdig-salinische, gasreiche Eisensäuerlinge. Klimatischer Luft-

und Terrain-Kurort“. Nach knappem Geschichtsabriß und Lageschilderung (hohe Luftfeuchtigkeit) geht der Verfasser auf den eigentlichen Badcharakter ein: „5 Quellen, 4 gefasste, welche hauptsächlich zu Trinkkuren benützt werden, und eine ungefasste sehr reichliche Badequelle liefern das Mineralwasser zu den Bädern... Das 80 m lange Kurhaus... ist auf dem rechten Ufer der Rench, zum Teil über ihr selbst errichtet. Im Parterre enthält dasselbe die Portierstube (Fremdenbuch), Geschäftszimmer, Küche, die Trinkhalle mit 3 Quellen und die Badekabinette. — 3 Quellen, die Peters-, Roberts- und Salzquelle, entsprudeln in schöner und zweckmässiger Fassung, durch den Reichtum der Kohlensäure wie kochend den Felsritzen des Gesteins... Durch Motorkraft wird das Wasser in die Baderäume geleitet. Die ersteren liegen in einem 2 Meter unter dem Fussboden befindlichen viereckigen Raum... An der Gallerie über den Quellen versammeln sich die Kurgäste, denen die gefüllten Gläser von dem Brunnenmädchen überreicht werden... Ein prächtiger, über der Rench gelegener Anbau enthält im Parterre den grossen Kur- und Frühstückssaal mit einem Freskogemälde des Malers Canon. Ueber diesem befindet sich der zwei Stockwerk hohe Speisesaal mit Raum für 250 Personen... Auf dem Platze vor dem Kurhause, inmitten schöner Gartenanlagen zwischen Renchfluss und Landstrasse steht der Brunnentempel der Sophien- oder Lithionquelle... so benannt zu Ehren der 1835 im Renchthal anwesenden Grossherzogin Sophie von Baden...“ Im folgenden ist von den einzelnen Quellen und ihren jeweiligen Heilkräften die Rede, eine Bunsen-Analyse war ganzseitig vorausgegangen. „Die Petersquelle ist in ihrem Kohlesäuregehalt von keiner anderen Eisenquelle Deutschlands übertroffen.“ Und: „Die Sophienquelle... ist wohl der kräftigste Lithionsäuerling Deutschlands.“ Die Indikationen umfassen eine halbe Druckseite, worin fast alle Krank-

heiten der Menschheit und der Zeit irgendetwas mitaufgeführt sind. „Das Publikum... gehört allen Ständen und Ländern an. Selbst überseeische Gäste sind nicht selten. Hohe und höchste Herrschaften haben hier Kuren gemacht...“.

Sasbachwalden wird als idyllische Sommerfrische geführt („lebhaftere Forellenbäche bedingen eine herrliche, ozonreiche, erfrischende Luft“).

Weiter unten finden wir Sulzbach, „324 m ü.M. Therme des Renchthals... beginnt die Sulzbacher Badesaison schon Mitte Mai und dauert bis Mitte Oktober an.“ Die Bunsen-Analyse erwirkt die „Indikationen der anderen lauen Wildbäder (+ 17° R.)“, hauptsächlich empfohlen zur Anregung des Nervensystems und als Hautreizmittel und

Mädchen mit rotem Rosenhut wie er im vorigen Jahrhundert im Renchtal zur Festtracht allgemein getragen wurde

Foto: Stadtarchiv Oberkirch



selbstverständlich bei entsprechenden sehr großzügig umschriebenen Krankheiten. Zell am Harmersbach bildet das letzte Stichwort, das uns im Mittelbadischen interessiert. Es wird als Sommerfrische ausgegeben: „Prächtige Nadelholzwaldungen sind in ungefähr einer Viertelstunde nach allen Richtungen hin erreichbar . . .“.

Wir haben uns bei obiger Lektüre einerseits über die Vielfalt unserer Bäder und Luftkurorte gewundert, andererseits vielleicht über so manche Ausdrucksweise amüsiert. So modern der Band für seine Zeit um die Jahrhun-

dertwende sich geben mochte, so antiquiert will uns einiges, besonders was das Drum und Dran betrifft, doch erscheinen. Großteils modern sind u.a. auch die hier aufgeführten Krankheiten, veraltet muß uns seine Diktion und manche eigentümliche Hervorhebung und Akzentsetzung erscheinen. Mehr als dreiviertel Jahrhundert dürften freilich nicht spurlos an alledem vorübergegangen sein; freuen wir uns, daß wir seither zu mancherlei neuen Erkenntnissen vorgedrungen sind! Das Ältere aber war im Zug solcher Entwicklungen keinesfalls wegzudenken — unser Badeführer hat's genügend erwiesen.

Ein Dreizeiler von Juliane Chakravorty:

*Das Laub am Baum
wurde schon wieder schöner:
Nun fällt es bald . . .*

Gewerbetreibendes Mittelbaden

um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts

Helmut Bender, Freiburg

Wir entnehmen die nachfolgenden Angaben bzw. Auszüge dem 2. Band des „Grossen Adressbuches der Kaufleute, Fabrikanten und handelnden Gewerbsleuten von Europa und den Hauptplätzen der fremden Welttheile“ („Zweite Ausgabe mit den Nachträgen von 1845“, Nürnberg 1845). Dieser Band umfaßt „Königreich Württemberg, Grossherzogthum Baden und Fürstenthümer Hohenzollern. Er war für 1½ Gulden (= ca. DM 30.—) auch einzeln zu beziehen.

Offenburg findet sich dem „Mittel-Rheinkreis“ zugeordnet: „Stadt an der Kinzig, 3 St. s. ö. von Strasburg, mit 4000 Einw., bedeutendem Wein- und Getreidebau, mehreren Fabriken . . .“ An Gasthöfen werden genannt: „Zum schwarzen Adler. — Zur Fortuna. — Zur Sonne. — Zum Salm. — Zu den 3 Königen.“ Als Zeitschrift ist ein „Wochenblatt“ aufgeführt; als „Geschloss. Gesellsch.: Museum. — Eintracht.“ Vor den eigentlichen Gewerben heisst es: „Steinkolengewerks-Gesellschaft (besitzt Kolengruben bei Offenburg).“ Es folgen die verschiedenen Firmen und Handwerksbetriebe in grösstentheils alphabetischer Ordnung. Das beginnt mit „Battiany, J. V. Söhne. Spez.[erei] u. Ellenw.[aren] / Billet, Jos. Anton. Dito. / Bühler, Lederhandlung. / Burger, Carl. Oelmühle. / Burg, A. Spez. u. Eisen.“ Nach weiteren Gemischtwarenhandlungen findet sich „Dern-dinger & Brost. Glasfabrik.“ eingerückt, des weitern u. a. „Guerra, J. B., sel. Erben. Manufactur-, Colonial- und Ellenw., Wein, C. [= Commission] u. Sped.[ition], Brennerei von Kirsch- und Zwetschgenwasser“, aldann

„Klose, S. F. Zukerraffinerie / Mannberger, J. D. Tabakfabrik.“ Eigenartig auch „Reindle & Brunner. Steinkolen, Fabrik von Kuchen aus Antrazitkuchen“ (Briketts?). Wir zitieren ferner in Auswahl: „Schaible, J. A. Spez., Farbw., Tabakfabrik. / Tonoli, J. A. Galanteriew. / Rehmann, C., Apotheker zum Einhorn. / Munster, Emil, Apotheker zum Hirsch. / Kuenzer, J. B., Conditior. / Armbruster. Kunst-, Säg- und Hanfbrechmühle — Holzhandlung. / Gerber, F. L. Buchbinder und Futteralarbeiter.“, es folgen noch mehrere Färber und Gerber, ein Buchhändler (Braun) und ein Steindrucker (Bifeld) sowie 6 Bierbrauer. — Appenweier wurde angeschlossen: „Pfarrdorf mit 1325 Einw. und einer Posthalterei. — Gasthof: Zur Krone (Post).“ Neben 2 Spezereihandlungen gibt es hier „Knapp, F. M., Essigsiederei u. Fabrik von moussirenden Weinen, nach Champagner Art.“

Gengenbach schließt an: „Stadt an der Kinzig, 3 St. n. ö. von Lahr, mit 2230 Einw., Kirche der ehemaligen Abtei, Blaufarbenwerk.“ An Gasthöfen: „Adler. — Salm.“ Dann ein rundes Dutzend Aufzählungen, darunter „Müller, Conrad, Papierfabrikant.“ und „Sohler, K. F. Spez. u. Ellenw., General-Agent der bad. Mobilien-Versicherungs-Gesellschaft Phönix.“ Berghaupten wird wegen seines Steinkohlenwerks genannt, „das vorzügliche Kolen liefert.“ Danach Zell „am Hammersbach. Stadt, 3 St. östlich von Lahr, mit 1500 Einw., Papier- u. Steingutfabr., Hammerwerk, 2 Sägmülen und einem wenig besuchten Bad. — Gasthöfe: Rabe. —

Hirsch.“ 9 Nennungen schließen an, neben den Fabriken ein Apotheker, ein Färber, und 2 Rotgerber. „In Oberharmersbach, Dorf mit 1750 Einw., Granatschleiferei.“

Offenburg vorangestellt fand sich Renchen: „Stadt (1835 zur Stadt erhoben), mit 2500 Einw., im Bezirksamt Oberkirch. — Gasthöfe: Adler. — Krone. — Salm, mit Bad. — Geschl. Gesellsch.: Lesegesellschaft.“ Danach werden mehr als ein Dutzend Firmen u. ä. aufgeführt, u. a. „Vollmar, Frz. Anton, Sohn. Rahmkäsefabrikant und Hanfhandlung en gros. / Böhringer, Karl. Apotheker. / Konrad, Eustach, Blechner mit offenem Laden. / Stecher, Peter, Kürschner.“ Außerdem hat es dort noch 5 Gerber und 3 Bierbrauer, des weitern mehrere Spezerei- und Manufakturwarenhandlungen sowie 2 Eisenverkäufer. — Rücken wir Achern mit ein: „An der Bergstraße [damals Gesamtbezeichnung des Schwarzwaldes rheintalwärts], 6 Stunden nordöstlich von Strasburg, 4 Std. nördlich von Offenburg, 4 Std. südlich von Baden[-Baden], 1 Std. südl. von Bühl, mit 1660 Einw., Getreide-, Hanf-, Reps-, Tabak-, Wein-, Obst- u. Hopfenbau. Handel. Jrrren-Anstalt [Illenau]. — Gesellschaft: Museum.“ Wieder in etwa ein Dutzend Adressen, vorzüglich Spezerei- und Ellenwaren, auch Gerber und Färber, 4 Bierbrauer, ein Apotheker und eine Ölmühle.

Bühl findet sich an anderer Stelle: „mit 2800 Einw., die hauptsächlich von Handwerken und den bedeutenden Wochen- und Viehmärkten leben. Die Gerbereien sind bedeutend. Noch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts bestand hier eine Narrengesellschaft, deren Akten noch vorhanden sind. — Gasthöfe: Fortuna, Post. — Löwe. — Rabe. — Badischer Hof.“ Dann mehr als ein Dutzend Firmen, darunter „Edesheimer & Wolf. Spez., Ellenw., Spiegellager. Commiss., Kirschenwasser u. sonstige Landesprodukte.“ sowie „Massenbach & Comp., H. Baumwollengarnmanufaktur, Türkischgarnfärberei, Hanf, Affenthaler Wein und Schafwolle.“ So

kurios mitunter die Kopplungen, so aufschlußreich sind sie vom Dokumentarischen her zu werten.

Lichtenau, „Stadt, 5 St. n. ö. von Kehl, mit 1100 Einwohnern“, hat keine Firmen mitaufgeführt; hingegen Bischofsheim „am hohen Steg, oder Rheinbischofsheim, Marktfleken, 2³/₄ St. n. ö. von Kehl, mit 1450 Einw. Hanfbau.“ 10 Firmen, darunter u. a. ein Nudelfabrikant und ein Apotheker, mehrere Färber sowie 2 Bierbrauer. — Einen breiten Raum nimmt „Neufreistadt und Freistadt“ ein: „erstes eine Stadt, letzteres ein Dorf, beide eine Pfarrei bildend, 1/2 St. von Bischofsheim, 3 St. unterhalb Kehl, mit 3000 Einw. In Folge der für den Landesprodukten-, wie für den Sped. Handel gleich günstigen Lage dieses Plazes, auf der Hauptstraße und zunächst am Großherzogl. Frei-Hafen gleichen Namens, auch im Mittelpunkt einer für die Hanfpflanzung vorzüglichen Gegend, werden daselbst in jenem Hauptzeugniß Badens, sowohl in Seiler-, als besonders in Schusterhanf nach allen Theilen Deutschlands bedeutende Versendungen gemacht, welche durch die bestehenden directen Rangfahrten, sowohl nach Mainz als Cöln und vice-versa sehr erleichtert werden, Siz eines Hauptzollamtes mit Niederlagsberechtigung. Gasthof: Rose. — Ochs. — Schwan. — Jahrmärkte: Den 2. Donnerstag nach Pfingsten. — Den 1. Donnerstag nach Martini.“ Danach finden sich mehrere Großhandlungen aufgeführt.

Oberkirch schließt an: „Amtsstadt, 4 St. n. ö. von Offenburg, mit 1624 Einw. Obstbau, Holzhandel, stark besuchter Wochenmarkt. — Gasthöfe: Adler, Post. — Linde. — Bär.“ Danach die üblichen Branchen, u. a. „Faist, Joh. Spez. u. Samen. / Kohler, Jgnaz Papierfabrik. / Walz, Jos., Stärkefabrikant. / Troll, M., Schlosser u. Eisenwarenhdlg. / Gullinetti, Franz, Zinggießer u. Galanteriehdlg. / Fischer, Raimund, Apotheker.“ Seltsamerweise gibt es hier nochmals Renchen, dabei handelt es sich um eine Art

Nachträge („steht vollständiger S. 159“). Daß solche Pannen (wie auch diverse Rechtschreibungen) passieren konnten, ist leicht verständlich, wenn man dem Ganzen zugute hält, daß es nur Handsatz gab und daß zudem die Aktualität zur Auslieferung drängte.

„Oppenau. Stadt in einem engen und rauhen Thale am Fuße des Knibis, über den die Hauptstraße in das Königreich Württemberg führt, 4 St. östlich von Offenburg [= Offenburg!], mit 2008 Einw. Handel mit Harz, Pech, Terpentin etc. — Gasthöfe: Engel, Post. — Krone. — Adler.“ Insgesamt gut 15 Nennungen, u. a. ein Apotheker, eine Stein-krugfabrik, 3 Bierbrauer, 2 Färber und 4 Gerber. — Kleinere Orte schließen an, meist ohne Firmenzitation.

Nur zu größeren Städten gibt es Nachträge, so u. a. zu Lahr, das einen unbestreitbaren Rang als Frühindustriestadt in jenen Jahrzehnten innehatte. Wir beschließen unseren Rundgang mit Kehl: „Dorf, an der Mündung der Kinzig in den Rhein, Straßburg gegenüber (1 St.), 5 St. n. ö. von Offenburg, mit 1260 Einw. Ehemalige Festung, deren Werke 1815 abgetragen wurden. — Gasthöfe: Lamm, Post. — Rehfuß. — Sonne. — Blume.“ In etwa zwei Dutzend Adressen (wozu noch ein halbes Dutzend im Nachtragsteil kommen). Am imposantesten „Hummel, J. Comm, u. Spedit.“, hat auch ein Haus unter der Firma: Hummel & Comp. in

Strasburg Eigenthümer der regelmäßigen Eilfuhrn von Strasburg und Kehl nach Mannheim, Frankfurt a. M., Ludwigshafen, St. Gallen, Schaffhausen, Winterthur, Zürich und Basel, und umgekehrt, welche mit den auf diesen Plätzen einschlägigen Eilfuhrn und Dampfschiffen in genauer Verbindung stehen.“ U. a. finden sich hier eine Tabakfabrik, eine Ziegelhütte und eine Bleiche in Kork aufgeführt, ferner eine Reihe von Spe- zereihandlungen sowie 4 Bierbrauer.

Wir haben versucht, einiges Wesentliche zu zitieren. Unter Berücksichtigung der damals geringen Einwohnerzahl haben wir es doch mit einer stattlichen Reihe einschlägiger Geschäfte, Handwerks- und Gewerbebetriebe zu tun. Die jeweils den Ortschaften vorangestellte Notiz liest sich zudem recht aufschlußreich. Abschließend hier noch einige generelle Angaben zum „Großherzogthum Baden“, dem Ganzen vorausgerückt: „Deutscher Bundesstaat, zum großen deutschen Zollverein gehörend. Flächenraum 275¹/₂ Quadratmeilen. Einwohnerzahl 1,400,000.

Reich an Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht. Man zählt 500,000 Stück Rindvieh, 70,000 Pferde, 200,000 Schafe. 80 verschiedene Arten von Fabriken.“ Eine Anerkennung dieses damals noch nicht 50 Jahre alten Großherzogtums kann man sich nicht versagen.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Helmut Bender
in den Weihermatten 1, 78 Freiburg

Albert Bissinger
Landsknechtstr. 11, 78 Freiburg

Dr. Hans Rüdiger Fluck
Gustav-Weis-Str. 7, 7640 Kehl/Rh.

Willi Hensle
Akazienweg 16, 7630 Lahr/Schw.

Kurt Klein
Haselwanderstr. 11, 7613 Hausach/Schw.

Dr. H. M. Pillin
Albert-Köhler-Str. 22, 7593 Ottenhöfen

Dr. Hermann Schmid
Obertor 3, 777 Überlingen

Dr. E. Strobel
Karlsruher Allee 19, 75 Karlsruhe 41

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35, 75 Karlsruhe 41

Hans Leopold Zollner
Gerhart-Hauptmann-Str. 12, 7505 Ettlingen

Die Wiedereinführung der evangelischen Konfession

in den einstigen fürstenbergischen Landen des mittleren und oberen Kinzigtales im 19. und 20. Jahrhundert

Kurt Klein, Hausach

Bevor wir unsere Aufmerksamkeit den Verhältnissen der Entwicklung der evangelischen Kirche im Kinzigtal im 19. und 20. Jahrhundert widmen, müssen wir zum besseren Verständnis der historischen Grundlagen und Voraussetzungen zunächst den Verlauf der Reformation und Gegenreformation in diesem Gebiet kurz betrachten.

Als am 31. Oktober des Jahres 1517 ein gewisser Augustinermönch und Professor der Theologie namens Martin Luther durch den Anschlag seiner 95 Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg die religiös-politischen Grundfesten des christlichen Abendlandes zum Erzittern bringt, springt der Funke aus dem dadurch entfachten Feuer der Reformation auch in das Land um den Oberrhein über, um dort längst schwelende Brände zum flammenden Fanal zu entzünden. Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung wird die seit Jahrhunderten durch Geist, Wissenschaft, Kunst, Handel und Wirtschaft geprägte Rheinmetropole Straßburg, die zudem als traditionsreiche Bischofsstadt ihren vielseitigen Einfluß über die Ebene, durch die Täler bis hin zu den Kämmen der Vogesen und des Schwarzwaldes geltend macht. Als überragende Köpfe und Verfechter der Reformation präsentieren sich in der Münsterstadt Martin Butzer und Dr. Caspar Hedio (Heyd). Dort, wo die politischen Kräfte, die Landesherren, die Reichsschultheißen

der neuen Lehre hold gesonnen sind, sie gar noch unterstützen, finden die Worte Luthers im Volke leicht Eingang.

Im Grafen Wilhelm von Fürstenberg, der als Landvogt der Ortenau im kaiserlichen Auftrag auf dem Stein zu Ortenberg (Schloß) residiert, begegnen wir einem überzeugten Protestanten, der sehr enge Beziehungen zu den Straßburger Reformatoren unterhält und selbst Kontakte mit dem Konstanzer Ambrosius Blarer pflegt. Deshalb breitet sich der lutherische Glaube verhältnismäßig schnell um das Jahr 1525 in den Ortschaften seiner Landvogtei aus und dringt über Gengenbach in das Kinzigtal vor. Dagegen halten die Bevölkerung von Zell a.H. und dem Reichstal Harmersbach sowie die Untertanen im fürstenbergischen Kinzigtal von Steinach bis hinauf nach Schenkzell an der angestammten Religion fest. Auch der Herzog Ulrich von Württemberg öffnet der Reformation in seinen Besitzungen an der Gutach und Schiltach das Tor (Hornberg 1535 — Schiltach 1538).

Als 1540 die Gräfin Elisabeth von Fürstenberg stirbt, übernimmt ihr Sohn, Graf Wilhelm, im Volksmund der „wilde Graf“ genannt, auch im Kinzigtal die Regierungsgeschäfte. Mit Nachdruck läßt er jetzt auch die fürstenbergischen Gemeinden reformieren. Dabei sind ihm der Straßburger Theologe und Münsterprediger Dr. Caspar Hedio,



Graf Friedrich von Fürstenberg, der in seinen Landen behutsam die Gegenreformation einleitete

Repro: Kurt Klein

(man nannte ihn „den evangelischen Bischof des Kinzigtales“), vor allem aber der von ihm als Pfarrer und Superintendent von Straßburg nach Wolfach berufene Martin Schalling, der als eigentlicher „Reformator des Kinzigtales“ angesehen wird, behilflich. Im Juni 1542 beruft Graf Wilhelm auf Drängen der Pfarrer der Landvogtei Ortenau und des Kinzigtales sogar eine Synode nach Haslach i. K. ein. Auf Drängen übergibt der in kaiserliche Ungnade gefallene Graf Wilhelm 1547 seinem katholisch gebliebenen Bruder Graf

Friedrich von Fürstenberg die Herrschaft Kinzigtal.

Langsam und mit Bedacht wird die Gegenreformation betrieben. Noch im September 1548 sind alle Kinzigtäler Pfarreien, wie aus zeitgenössischen Dokumenten hervorgeht, wie folgt mit Prädikanten besetzt: Superintendent Martin Schalling, Pfarrer zu Wolfach — Jacob Gyr, Pfarrer zu Wittichen — Georg Höner, Pfarrer in Schenkenzell — Burkhard Hüserbach, Pfarrer in Schapbach — Matthäus Kratt, Pfarrer in Oberwolfach — Sebastian Häckelmann, Pfarrer in Hausach — Franz Beckh, Pfarrer zu Haslach — Jacob Keller, Pfarrer zu Welschensteinach — Simon Schilling, Pfarrer zu Steinach. Dann aber verlassen nach und nach die evangelischen Geistlichen ihre Pfarrstellen. Nur einige verpflichten sich, das Meßopfer wieder zu feiern, da sie früher die Priesterweihe empfangen und nicht geheiratet hatten (Jerg Höner, Haslach — früher in Schenkenzell, Matthäus Kratt, Oberwolfach, Sebastian Häckelmann, Hausach und Jacob Keller, Welschensteinach).

Mit der Herrschaftsübernahme durch Graf Albrecht (bzw. seiner Vormünder) — 1559 — wird die neue Lehre mit aller Strenge ausgerottet, so daß die noch im Untergrund praktizierenden Protestanten allmählich aussterben. Damit werden die Marksteine mit dem fürstenbergischen Adler und den württembergischen Stangen (Hirschgeweihe) für über zwei Jahrhunderte zu einer — fast möchte man sagen gnadenlosen — Konfessionsgrenze, die erst dann langsam wieder aufgeweicht wird, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Napoleons Gunst im Südwesten Deutschlands neben dem Königreich Württemberg das Großherzogtum Baden entstanden war.

Ein Blick in die Geschichte bestätigt uns immer wieder, daß sich das Leben der Kirche nur zu oft im Schatten politischer Mächte vollzog, religiös-kirchliches Leben von der Gunst des jeweiligen weltlichen Landesher-

ren abhängig war und letztlich Änderungen, Erneuerungen, Reformen zwar von den geistlichen Kräften angeregt, gefordert wurden, doch die Entscheidungen fielen auf der politischen Ebene. Andererseits müssen wir aber auch — unter Berücksichtigung der jeweiligen Zeitumstände — klar erkennen, daß die Kirche auf den Schutz, das Wohlwollen, den „Segen“ der weltlichen Herrscher angewiesen war, die in ihren Pflichten auch die Rechte sahen.

So verhalf Konstantin der Große dem Christentum zum entscheidenden Durchbruch im Abendland, indem er die christliche Lehre zur Staatsreligion erhob. Bei der Kaiserkrönung Karls des Großen ernannte der Papst den mächtigen Franken zum Schutzherr der Christenheit. Und noch ein Beispiel: Wie sehr hing der Erfolg der Durchführung der Reformation und Gegenreformation von der Einstellung, dem „Glauben“ des jeweils zuständigen Regierenden ab! Welche Folgen hatte das „cuius regio, eius religio“ (die Konfession des Landesherren ist auch die seiner Untertanen) für das einfache Volk, den Kirchenbesitz der Klöster?

Unter diesen Gesichtspunkten war es nicht unwichtig, ja sogar von großer Bedeutung, wer durch Napoleons Gnadensonne bestrahlt, dem neu sich bildenden Großherzogtum Baden vorstehen sollte. Die Fürstenberger, die auf den größten Landbesitz in Süddeutschland schauen konnten und treue Söhne Roms geblieben waren, unterlagen beim Ländermarkt in Paris. Durch die diplomatischen Künste seines Reichsfreiherrn von Reitzenstein vorbereitet, wurde der evangelische Markgraf von Baden Kurfürst und dann Großherzog von Baden. Damit erhielt der Protestantismus in Baden Aufwind, der durch die Zeitströmung der Aufklärung, des Liberalismus und der aufblühenden Industrialisierung im Gefolge mit der verkehrstechnischen Erschließung des Landes nach und nach erstarkte und seine Auswirkungen auch im Kinzigtal zeitigte.

Zunächst wurde das „württembergische Ausland“ um die Städte Hornberg und Schiltach 1810 dem Großherzogtum Baden einverleibt. Dieses traditionell rein evangelische „Amt Hornberg“ mit den Orten Reichenbach, Gutach, Kirnbach, Schiltach (mit Lehengericht) trat durch den Abbau der politischen Grenzen in unmittelbare Nachbarschaft zu den katholischen, einst fürstenbergischen Gemeinden der Ämter Wolfach und Haslach. Aus diesem politisch wie religiösen Ausland sollten dann Kräfte, Impulse und Hilfen zur Wiedererstarkung des evangelischen Bekenntnisses kommen, nachdem durch die Auflösung des Pfarrbanns (ab 1830) und die „Verkündigung der Freizügigkeit“ durch den Großherzog (1867) die äußeren Voraussetzungen geschaffen wurden. Der sogenannte „Pfarrbann“ sicherte dem jeweiligen Orts-

Der Straßburger Theologe Dr. Caspar Hedio trug die neue Lehre über den Rhein in die nachbarliche Ortenau

Repro: Kurt Klein





Graf Wilhelm, der „wilde Graf“, förderte die Einführung der Reformation im Kinzigtal nachhaltig

Repro: Kurt Klein

geistlichen das alleinige Recht (aber auch Pflicht) zu, die anfallenden Kasualien (besonders Taufe, Trauungen und Beerdigungen) ohne Rücksichtnahme auf das Bekenntnis des Einwohners, auszuführen. Dies brachte in vielen Fällen große Schwierigkeiten mit sich, da die Pfarrer im neuen Großherzogtum Baden zunächst auch die Funktion des Standesbeamten im „Großherzoglichen Pfarramt“ ausübten. Durch die Gewährung der Freizügigkeit konnte sich jeder Bürger innerhalb des badischen Landes in jeder beliebigen Gemeinde niederlassen. (Der Antrag zur Aufnahme als Bürger in einer Gemeinde ist damit hinfällig geworden).

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts setzten die ersten Protestanten zaghaft ihre Füße in das einstige fürstenbergische Land, wo die Städte Wolfach, Haslach und Hausach die Zentren für die Entfaltung des evangelischen Glaubens nach der Gegenreformation werden. Es waren Kaufleute, Beamte, Handwerker und Selbständige, die in den rein katholischen Gemeinden sesshaft wurden. Vor allem wirkte der Bahnbau, der Bahnbetrieb (1866 Strecke Hausach—Offenburg, 1873 Hausach—Villingen, 1878 Hausach—Wolfach, 1886 Wolfach—Freudenstadt) und die Aufwärtsentwicklung von Industrie, Handel und Gewerbe anziehend auf die auswärtigen Arbeitskräfte mit ihren Familien.

In Wolfach waren 1842 zwei evangelische Christen ansässig, die in einer sogenannten Mischehe lebten. Im Jahre 1845 wurden im Kirchspiel schon neun Protestanten gemeldet (5 in Wolfach — 4 in Kinzigtal). Zehn Jahre später zählte man im Wolfacher Raum bereits 77 evangelische Einwohner (Wolfach 57, Kinzigtal 12, Oberwolfach 3 und in Schapbach 5). Die Evangelischen wurden zunächst seelsorgerlich von Kirnbach aus betreut, doch der Weg zur weit im Tal liegenden Kirche war zeitraubend und beschwerlich. Aufgrund zweier Erlasse des großherzoglichen Ministeriums aus den Jahren 1830 und 1840 wurde die „wechselseitige Pastoration“, vorerst noch ohne Aufhebung des Pfarrbanns, eingeführt. Danach sorgte sich der Kirnbacher Pfarrer um die Protestanten in den Gemeinden Wolfach und Kinzigtal, während die Katholiken in Kirnbach und Lehengericht von Wolfach aus pastorisiert wurden. Durch eine Abmachung zwischen dem Wolfacher Stadtpfarrer Ochs und Pfarrer Deimling aus Kirnbach konnte im Jahre 1845 der Pfarrbann endgültig aufgehoben werden.

Die Frage nach einem eigenen Raum für den Gottesdienst (Schloßkapelle, Privatwohnung) stellte sich vorübergehend nicht mehr, nachdem plötzlich die Zahl der evangeli-

schen Gläubigen in Wolfach selbst sank (1857 nur 7 Ev.). 1867 zog Wilhelm Schmidt als Stadtmüller nach Wolfach. Als „Vater der Wolfacher evangelischen Kirchengemeinde“ erwarb er sich große Verdienste um die protestantische Sache im Amtsstädtchen. Ab 1870 erhielten die evangelischen Schulkinder sonntags Religionsunterricht im Wolfacher Schulhaus durch den Kirnbacher Pfarrer. Nachdem die Schar der evangelischen Bürger 1880 136 Gläubige, darunter 16 Schulkinder, umfaßte, schritt man zur Gründung der „Diasporagenossenschaft Wolfach“, für die der Kirnbacher Pfarrverwalter Johann Klenck am Pfingstsonntag (6. Juni) des Jahres 1881 den ersten Gottesdienst — überhaupt der erste evangelische Gottesdienst nach der Gegenreformation — im eigens dafür hergerichteten Saal über dem Saal der „Brauerei zur Schütte“, abhielt. (Zur Abdeckung der entstandenen Kosten spendete sogar der Großherzog 500 Mark).

Der Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus fand in der Gründung eines Kirchenfonds (1886) einen sichtbaren Ausdruck. (1890 gab es in Wolfach 183 evangelische Bürger, während noch 28 in den Orten Oberwolfach, Schapbach und Rippoldsau — ohne Kniebis — gezählt wurden.) Am 3. September 1893 konnten die Wolfacher ihre 200 Sitzplätze umfassende eigene Kirche feierlich einweihen. Die Gesamtkosten betragen 33 000 Mark, 700 Mark ließ Großherzog Friedrich I. überreichen, während seine Gattin Luise die kirchlichen Geräte schenkte.

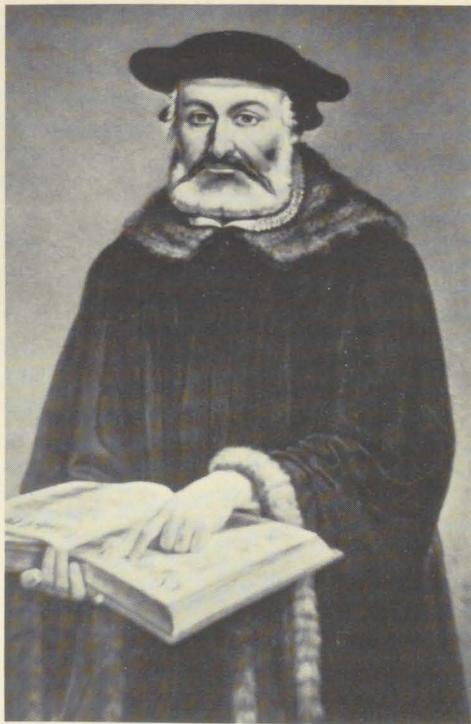
Auf dem Weg zur Selbständigkeit ragt das Jahr 1901 heraus, in dem auf Antrag des Wolfacher Kirchenvorstandes das „Pastorationsamt Wolfach—Hausach—Haslach“ mit dem Sitz in Wolfach ins Leben gerufen wurde. Als erster Pastorationsgeistlicher zog Gustav Adolf Boeckh auf. Dadurch erfuhren die Kirnbacher Pfarrer, die bisher Wolfach mitversahen, eine spürbare Entlastung. 1909 wurde der um die Gemeinden Oberwolfach und Schapbach erweiterte Pastorationsbezirk

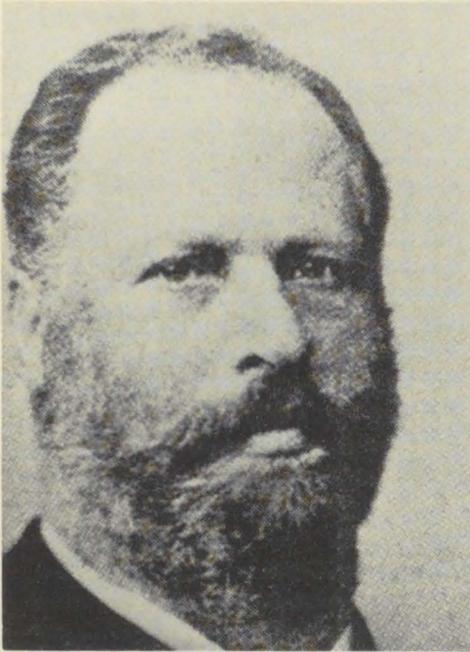
Wolfach zur Pfarrei erhoben, aus der 1911 Haslach getrennt und Hornberg zugeschlagen wurde. Doch der evangelische Pfarrer von Wolfach mußte ab 1918 auch die Predigtstation in Bad Rippoldsau mit übernehmen.

Zur Information erschien ab 1912 monatlich sogar ein Gemeindeblatt als „Heimatbote für die evangelischen Gemeinden Wolfach—Hausach“. Im gleichen Jahr konnte auch der Wolfacher „Pastorationsgeistliche“ Heinrich Schäfer in die neugeschaffene „Pfarrstelle“ eingewiesen werden. Nachdem Hausach 1929 zur selbständigen Kirchengemeinde erklärt wurde, umfaßte der evangelische Pastorationsbezirk Wolfach die Stadt Wolfach und die Gemeinden des Wolftales (Oberwolfach und Bad Rippoldsau-Schapbach mit eigener Kapelle in Rippoldsau.)

Johannes Brenz, der württembergische Reformator

Repro: Kurt Klein





Der Gutsbesitzer Ferdinand Reiß hat sich um die jungen Kirchengemeinden Haslach und Hausach verdient gemacht

Repro: Kurt Klein

Weiter kinzigaufwärts übernahm Schiltach die Betreuung der nach und nach in die katholischen Nachbarorte zugezogenen evangelischen Glaubensbrüder (Kinzigtal, Schenkenzell, Kaltbrunn). Seit 1956 kann in Schenkenzell der evangelische Gottesdienst in der dort neubauten Kirche gefeiert werden. (Schenkenzell 1966: 1404 Katholiken — 235 Evangelische.)

Mit dem Jahr 1956 liegt aber bereits eine zweite Epoche in der Ausweitung der evangelischen Konfession hinter uns: Als eine der Folgen des Zweiten Weltkrieges strömten nach Kriegsende (1945) zusätzlich viele Protestanten als Heimatvertriebene aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie in die Gemeinden des Kinzigtales und brachten neben den seelsorgerlichen Problemen auch menschliche mit. Dadurch wuchs unvorhergesehen in den überwiegend katholischen Ortschaften erneut die Zahl der evangeli-

schen Mitbrüder, während in den ur-reformierten Gemeinden das katholische Element in Kirche und Schule ebenfalls zunahm.

Wenden wir nun unseren Blick in die Raumschaft des alten Marktfleckens Haslach, das bis 1857 ein großherzogliches Bezirksamt beherbergte und ab 1866 an das damalige Eisenbahnnetz angeschlossen war.

Seit 1865 bestand in Gengenbach offiziell eine evangelische Gemeinde, die auch ihre Glaubensgenossen in Zell a.H. mitbetreute, d.h. im Dezember 1865 wurde die „Kinzigtälner Diasporagenossenschaft“ mit Sitz in Gengenbach gegründet. Ihr erster Pfarrer, Carl Graebener, (er kam von Eckartsweier) hatte das Gebiet von Gengenbach bis hinauf nach Hausach zu betreuen. (Nach Erlaß des Oberkirchenrates vom 19. 7. 1866).

Zunächst schlossen sich engere Bande zwischen den Evangelischen in Haslach und Hausach, die sich am 18. Oktober 1866 unter dem Vorsitz von Pfarrer Graebener beim Bahnmeister Andreas Weiß im Bahnhof Haslach trafen. Als Frucht dieser Zusammenkunft konnte bereits am ersten Advent (2. 12. 1866) im Herrschaftshaus des auf halber Strecke zwischen Haslach und Hausach gelegenen Gutshof Hechtsberg der erste evangelische Gottesdienst mit Abendmahlsfeier abgehalten werden. In Gutsbesitzer Ferdinand Reiß, der zeitweise auch Mitglied des badischen Landtags war, erwuchs der kleinen evangelischen Schar ein guter Fürsprecher und Organisator, ähnlich dem Wolfacher Stadtmüller. Im Anschluß an diesen ersten Gottesdienst wählten die Anwesenden den Gutsbesitzer Ferdinand Reiß (Sulzbach), Bahnmeister Andreas Weiß, Kammacher Friedrich Schillinger (beide aus Haslach) und den Güterpacker Franz Heinrich Wäckerle aus Hausach zum provisorischen Kirchenvorstand. Es wurde beschlossen, zunächst an jedem zweiten Sonntag im Monat einen Gottesdienst abzuhalten.

Da jedoch bis zu 70 Personen an diesen kirchlichen Versammlungen teilnahmen,

reichten die Räumlichkeiten im Hechtsberg nicht mehr aus, so daß man sich um die Überlassung der Kapelle im einstigen Haslacher Kapuzinerkloster bemühte. Nach erfolgreichen Verhandlungen konnte dort am 11. August 1867 im Beisein der Freunde aus Gengenbach und Zell der erste evangelische Gottesdienst gefeiert werden. Gelegentlich erfahren wir, daß 1867 in Haslach 35 und in Steinach 4 Evangelische wohnten. Am zweiten Advent 1867 wählten die Haslacher nun einen eigenen, offiziellen Kirchenvorstand zur Vertretung der örtlichen Interessen im Gesamtkirchenvorstand der Diasporagemeinschaft (Ferdinand Reiß, Andreas Weiß und Friedrich Schillinger). Im Juni 1879 schied Hausach aus dem großen Gengenbacher Pastorationsbezirk aus und wurde zunächst von Gutach aus betreut.

Als nächster Markstein im Leben der evangelischen Diasporagemeinde Haslach ragt der 1. Juli 1901 auf, an dem der „Pastorationsbezirk Wolfach—Hausach—Haslach“ ins Leben gerufen wurde, aus dem aber die Haslacher zehn Jahre später (27. 9. 1911) wieder schieden, um sich dem Hornberger Stadtvikariat anzuschließen (1911 — 246 Evangelische in Haslach und Umgebung). Als ersten großen Schritt zum Bau einer eigenen Kirche kaufte man 1919/20 auf dem Gewann „Grafenmatte“ einen Bauplatz. Es sollten allerdings noch viele Jahre ins Land gehen, bis der Kirchenneubau Wirklichkeit werden sollte.

Zuvor ging ein langegehegter Wunsch in Erfüllung: am 1. Mai 1925 zog Pfarrverwalter Ludwig Eisinger als erster Geistlicher der im selben Jahr zur selbständigen Kirchengemeinde erklärten Pfarrei Haslach auf, der auch die Gläubigen in Zell und Biberach zugewiesen wurden. Das Jahr 1935 brachte wieder eine größere Veränderung: Die Haslacher Pfarrei wurde aufgelöst und die Raumschaft Haslach mit Hausach zu einem Kirchspiel verbunden, während Zell mit Biberach wieder nach Gengenbach zurückkehrte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zog das Streben der Haslacher nach einem eigenen Gotteshaus als Voraussetzung für eine eigene Pfarrei wieder merklich an. Am 28. November 1954 (1. Advent) verließen die evangelischen Christen Haslachs den Ort ihrer bisherigen gottesdienstlichen Handlungen, die Klosterkirche, um von ihrem neuen Gotteshaus Besitz zu ergreifen. Als nächsten großen Freudentag konnte man dann den 1. Juli 1956 festlich begehen. An diesem Tag wurde der bereits seit Oktober 1954 in Haslach weilende Vikar Walter Dennig als Pfarrer in die zur Selbständigkeit erhobenen Pfarrei Haslach eingeführt. 1959 durfte dann die Pfarrersfamilie in das neuerbaute Pfarrhaus einziehen.

Rund 1000 evangelische Christen wurden allein 1961 in Haslach gezählt. Doch der Seelsorgebezirk umfaßt ja auch noch die Evangelischen, die in den umliegenden Gemeinden

Der Wolfacher Stadtmüller Wilhelm Schmidt

Repro: Kurt Klein





Louise Müller, eine große Wohltäterin der ev. Gemeinde von Hausach

Repro: Kurt Klein

wohnen (Mühlenbach, Fischerbach, Hofstetten und Steinach, Bollenbach und Welschensteinach). 1971 kaufte die Kirchengemeinde unter Pfarrer Keller sogar in Hofstetten den Fehrenbacherhof und gestaltete ihn zu einem gernbesuchten Jugend- und Familienheim, zu einem Ort mannigfaltiger Begegnungen, um.

Nun wollen wir die Entwicklung in Hausach, dem dritten einstigen Städtchen der Fürstenberger im Kinzigtal, verfolgen. Auch hier erleben wir beispielhaft — deshalb ausführlicher — wie in den anderen Gemeinden, die einzelnen Phasen der Wiedereinführung des evangelischen Glaubens: Sammlung der zerstreuten Herde — Suche nach einem gottesdienstlichen Raum — Festigung der Glaubensgemeinschaft — Bau einer eigenen Kirche — Gründung einer selbständigen Pfarrei.

Am Nachmittag des 28. August 1904, es war ein herrlicher Spätsommersonntag, bewegte sich vom „Gasthaus zur Eiche“ ein ansehnlicher Festzug in Richtung Bahnhof, wo die dort neu erbaute evangelische Kirche im Rahmen einer Einweihungsfeier von der kleinen Diasporagemeinde offiziell als Gotteshaus in Besitz genommen werden sollte. Der festliche Zug auf der Straße symbolisierte noch einmal den langen, beschwerlichen Weg, den die junge evangelische Kirchengemeinde in Hausach seit ihrer Gründung im Jahre 1888 zurücklegen mußte, um fortan ihre Gottesdienste in einem eigenen, würdigen Raume feiern zu können.

Durch den Bahnbau, die fortschreitende Industrialisierung, ermuntert durch die ab 1867 im badischen Lande gewährte „Freizügigkeit“, zogen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die ersten evangelischen Familien in das seit Jahrhunderten katholische Städtchen Hausach ein. (Bis 1879 teilen die Evangelischen in Hausach und Haslach gemeinsam das kirchliche Schicksal, das bereits unter Haslach dargestellt wurde.) Im Februar 1888 schlossen sich die etwas mehr als 100 Seelen zählende Schar zur evangelischen Gemeinde Hausach zusammen, die der Gutacher Pfarrer Lamerdin weiterhin seelsorgerlich betreute. Da noch kein Kirchenraum vorhanden war, wurde der Saal im 2. Stock des „Gasthauses zum Engel“ (jetzt „Hirsch“) für den einmal im Monat abzuhaltenden Gottesdienst für einen Betrag von 36 Mark im Jahr angemietet.

Gleichzeitig nahm jedoch der Kirchenvorstand Verhandlungen wegen Überlassung der St. Sixtkapelle mit der Stadtverwaltung auf. Bei dieser Gelegenheit mußte festgestellt werden, daß die Eigentumsverhältnisse der Kapelle nicht eindeutig festlagen, obwohl der Grund und Boden, auf dem das Kirchlein stand, dem Fürst gehörten. Dieser behielt sich deshalb ein Mitspracherecht vor. Jahrelang zogen sich die Gespräche über die St. Sixtkapelle hin. Zuletzt (1897) bot der

Gemeinderat, der das Gotteshaus inzwischen offiziell vom Fürst erworben hatte, dem evangelischen Kirchenvorstand einen günstigen Pachtvertrag an. Doch enttäuscht und entmutigt schrieb der für die Hausacher Gemeinde zuständige Gutacher Pfarrer Nuzinger unter den Entwurf des Pachtvertrags: „Dieser für die Diasporagemeinde durchaus günstige Vertrag wurde von der Kirchengemeindeversammlung am 14. März 1897 leider nicht genehmigt, wodurch die jahrelangen Verhandlungen bezüglich der Sixtuskapelle gegenstandslos geworden sind. Die Kapelle wurde daraufhin für 2000 Mark an Privatpersonen verkauft und soll in ein Wohnhaus umgewandelt werden. Diese Angelegenheit ist es wert als ein trauriges Zeugnis der Verblendung und des Eigensinns eines

großen Teils der Diasporamitglieder ad acta genommen zu werden.“ Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß eine evangelische Baukommission nach einer eingehenden Besichtigung dem Kirchlein einen verwahrlosten, sehr baufälligen Zustand bescheinigte. Wenn man dann noch die Entwicklung in den kommenden Jahren und Jahrzehnten berücksichtigt, dann ist die damalige Entscheidung im Nachhinein gerechtfertigt. Schon im darauffolgenden Jahr (1898) schenkte die Besitzerin des Bahnhofhotels, die Witwe Louise Müller, ihren Glaubensgenossen einen schöngelegenen Bauplatz für einen Kirchenneubau. 1890 wollte bereits Fabrikant Heinrich Sohler vom Walzwerk der jungen Gemeinde ein Grundstück „zwischen dem Fabrikkanal und der Hauptstraße“ ko-

Nach der Erstellung des Rohbaues der Hausacher ev. Kirche ließen sich die Handwerker und der Kirchengemeinderat (vorne sitzend) fotografieren

Repro: Kurt Klein



stenlos zur Verfügung stellen. Im September 1901 wurde dann der Beschluß gefaßt, auf dem Müller'schen Grundstück eine eigene evangelische Kirche zu erstellen und mit dem Bau im Jahre 1903 zu beginnen. Für die rund 150 Gemeindemitglieder, meist Bahnbedienstete und Fabrikarbeiter, hieß es nun, die auf rund 35 000 Mark veranschlagte Bausumme aufzubringen.

Den Grundstock bildete ein Eigenkapital von 7500 Mark, das vom Oberkirchenrat in Karlsruhe auf 13 000 Mark erhöht wurde. Man hoffte, jährlich etwa 500 Mark durch die Kollekten aufzubringen. Etwas mehr als 1000 Mark stiftete der Gustav-Adolf-Frauenverein. Auch der „Allerdurchlauchtigste Großherzog“ als „Gnädigster Fürst und Herr“ samt dem „Hochwohlloblichen Großherzoglichen Geheimen Kabinett“ wurden um einen Zuschuß gebeten, der dann in Höhe von 500 Mark in Hausach eintraf. Der sehr rührige Kirchenvorstand (Johann Lauble, „Eichenwirt“, Adam Lehmann, Gerbermeister, Jakob Wälde, Eisenbahner und Otto Lauble, „Blumenwirt“) verschickte zusammen mit dem seit 1901 (am 1. 7. 1901 wurde der Pastorationsbezirk Wolfach—Hausach—Haslach gegründet) für Hausach zuständigen Wolfacher „Pastoralgeistlichen“, Pfarrer Gustav Adolf Boeckh, in Form einer „Bitte“ einen Bettelbrief.

Gerade Pfarrer Boeckh ist es gewesen, der seit der Übernahme der Seelsorge auch der Hausacher Protestanten, den Kirchenneubau forcierte. Trotzdem sah sich die Gemeinde gezwungen, zur Finanzierung ihres Bauvorhabens ein Darlehen in Höhe von 15 000 bis 20 000 Mark aufzunehmen.

Dann war es soweit, daß Ende Juni/Anfang Juli 1903 im „Kinzigthäler“, in der „Schwarzwälder Chronik — zugleich Hornberger Zeitung“, in den „Amtlichen Verkündigungen für den Kreis Offenburg“ und im „Ortenauer Boten“ das Angebot für die anfallenden Arbeiten öffentlich ausgeschrieben werden konnten. Noch im Spätjahr wurde

mit den Arbeiten begonnen, zu denen die Bauern vom nachbarlichen Gutach-Turm das benötigte Holz stifteten und die notwendigen Fuhrdienste kostenlos ausführten. Eine Woge der Begeisterung, des Einsatzes und des Zusammenhaltes der kleinen evangelischen Gemeinde am Hausacher Bahnhof begleiteten den Kirchenbau, der bereits noch vor Einbruch des Winters im Rohbau fertiggestellt werden konnte.

Auch die nachbarlichen Kirchengemeinden unterstützten die Bemühungen. So stiftete zum Beispiel der Hornberger Kirchenbezirk die kleine Glocke für 420 Mark, und auch die Pfingstkollekten der „Diözese“ Hornberg in den Jahren 1903 und 1904 flossen nach Hausach.

Im folgenden Jahr, am 5. Juni, „versammelten sich die unterzeichneten Vertreter der evang. Diasporagenossenschaft Hausach mit den Gemeindegliedern zur ersten Feier in der ihrer Vollendung entgegenschreitenden Kirche“, um „diese Urkunde in den Stein, auf dem die Kanzel ruhen soll, einzulegen zum Gedächtnis für spätere Geschlechter...“ Da eine sogenannte Grundsteinlegung nicht stattfinden konnte, „wurde beschlossen, bis zur Aufstellung der Kanzel zu warten und die Urkunde in den Kanzelstein zu versenken“. Eingeleitet wurde dieses Dokument wie folgt: „Gott allein die Ehre! Geschehen im Jahre des Heils Eintausendneuhundert und vier, dem 17 ten Regierungsjahre des 3. deutschen Kaisers, Sr. M. Kaiser Wilhelm II und im 52 sten Regierungsjahr Sr. Königlichen Hoheit Großherzogs Friedrich von Baden im selben Jahre, da durch die ruhmlosen Bemühungen des 3 ten Nachfolgers unseres großen Bismarck, des Grafen Bülow, der § 2 des Jesuitengesetzes ungeachtet der ernstlichen Vorstellungen aller protestant. Kirchenregierungen und des neu ins Leben getretenen ev. prot. Kirchengeschusses und unter der stürmischen Entrüstung aller deutsch fühlenden Herzen gefallen war!“

Die Urkunde enthält im weiteren Verlauf sämtliche wichtigen Marksteine auf dem Wege zur eigenen Kirche. U. a. erfahren wir noch: Im 19. Jahrhundert fand sich wieder ein Häuflein Evangelischer — ein guter Teil entstammte aus dem benachbarten Gutach — in Hausach zusammen. Bis 1879 wurde dieses von Gengenbach aus betreut, von da an von Gutach. 1901 schlug man die 1888 gebildete Diasporagenossenschaft dem neugegründeten Pastorationsbezirk Wolfach zu. Im Jahre 1900 lebten in Hausach unter 2166 Katholiken 154 Evangelische. 19 ev. Kinder besuchten die Hausacher Schule, an der seit 1866 ev. Religionsunterricht erteilt wurde. Seit 1889 ist ein evangelischer Unterlehrer an der Schule tätig. In jenem Jahr war es Karl Kühn, der zugleich Organist und Leiter des Kirchenchores gewesen ist. Das Schriftstück schließt: „... Wir legen nun diese Urkunde nebst den Beigaben in den Grundstein nieder mit der Zuversicht, daß der, der das gute Werk unter uns angefangen, es auch vollenden werde zu seines Namens Preis und zum Heile vieler Geschlechter. Das walte Gott!...“

Schon wenige Wochen darauf, am letzten Augustsonntag, konnte das langersehnte Fest der Kirchweihe begangen werden. Am Vorabend läuteten die neuen Glocken den Festtag ein und im Morgengrauen rissen donnernde Böller die Schläfer aus den Betten. Züge brachten nach und nach die Festbesucher in großer Zahl aus Offenburg, Gengenbach, Zell und Haslach, von Gutach und Hornberg sowie von Kirnbach, Wolfach und Schiltach.

Die Festlichkeiten wurden zunächst durch einen Abschiedsgottesdienst im „Gasthaus zur Eiche“ eingeleitet, in dem Saal, der der Gemeinde nach dem Umzug vom „Engel“ (Juli 1891) 13 Jahre lang zur Feier der Gottesdienste zur Verfügung stand. Unter den Schriftworten „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir“ wies Pfarrer Nuzinger, der acht Jahre

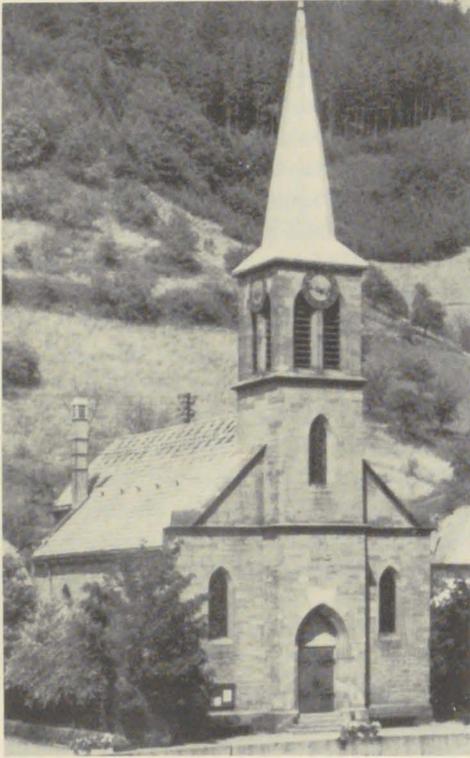
bis 1901 die Diasporagemeinde von Gutach aus pastorisierte, die Gläubigen auf die Bedeutung des Tages hin.

Alsdann setzte sich der Festzug unter Vorantritt der Kirchenchöre aus Hausach, Gutach und Haslach durch die festlich geschmückte Straße in Bewegung. Es folgten die Knaben mit der Bibel und den Kirchengewändern, während die Mädchen neben Blumensträußen auf einem Samtkissen den Schlüssel der neuen Kirche mitführten. Hinter dem Vertreter des Oberkirchenrats schritten die Geistlichen im Ornat, der Kirchenvorstand, die Vertretungen von Wolfach und Haslach, Kirchengemeinderäte benachbarter evangelischer Orte, der Hausacher Gemeinderat, die ledige weibliche Jugend im Konfirmationsstaat und dann die übrigen evangelischen Gläubigen von Hausach. Die geladenen Fest-

Unter dem Wolfacher Pastoralgeistlichen Gustav Adolf Boeckh wurde die Hausacher ev. Kirche erbaut

Repro: Kurt Klein





Die ev. Kirche von Wolfach

Foto: Kurt Klein

gäste wurden von einer Gruppe Gutacherinnen in ihrer Festtracht angeführt. Unter Böllerschüssen und dem Geläute der Glocken erreichte der Zug den im Fahnen-, Tannen- und Girlandenschmuck prangenden Platz vor der Kirche, wo er von der „vereinigten Walzwerk- und Stadtkapelle“ Hausach mit dem Choral „Eine feste Burg ist unser Gott!“ empfangen wurde.

Nach dem Liedvortrag des Gutacher Kirchenchores durchschritt Pfarrer Boeckh die Ehrenpforte und öffnete mit den Worten „Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit, daß ich hineingehe und dem Herrn danke“ das neue Gotteshaus. Die vielen Schaulustigen, die zuvor den Weg des Festzuges dichtgedrängt säumten, konnte die Kirche, die aus Sparsamkeitsgründen nur für 200 Gläubige gebaut wurde, bei weitem nicht fassen. Sie

harrten auf dem Kirchplatz aus, während im geheiligten Raum nach einem Choral des Hausacher Kirchenchores, der „Dekan der Diözese Hornberg“, Stadtpfarrer Mayer von St. Georgen, ein „kerniges“ Grußwort an die Festversammlung richtete, das er unter die Bibelworte „mein Haus wird heißen ein Bethaus allen Völkern“ stellte.

Dann nahm er durch Gebete die Weihe des Gotteshauses vor, die durch den feierlichen Klang der Glocken und der neuen Orgel sowie dem machtvollen „Nun danket alle Gott“ der Festgemeinde bekräftigt wurde. Die anschließende Festpredigt hatte der für Hausach zuständige Pastoralionsgeistliche Boeckh aus Wolfach auf folgenden Worten aufgebaut: „Welchem viel gegeben wird, bei dem wird man viel suchen, welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern“. Später übermittelte Oberkirchenrat Reinmuth nicht nur die Grüße der Karlsruher Kirchenbehörde, des Großherzogs und der Großherzogin, er überreichte auch im Auftrag des Gustav-Adolf-Vereins eine Spende von 300 Mark. Ebenso dankbar wurde die Festgabe der Diözese aus der Hand von Pfarrer Sprenger aus Buchenberg angenommen.

Gebete, Lieder und Segen schlossen die denkwürdige Feierstunde der Hausacher Kirchweihe ab, der am Abend in den überfüllten Räumen des Bahnhofhotels noch ein Festbankett folgte, an dem wiederum die Kirchenchöre aus Gutach, Haslach und Hausach zusammen mit der Musikkapelle teilnahmen, um den festlichen Tag in geselliger, unterhaltsamer Runde ausklingen zu lassen. In seinen Begrüßungsworten dankte Pfarrer Boeckh besonders „der Gemeindebehörde Hausach für ihre wohlwollende Mitwirkung zur festlichen Begehung dieses Tages und ihr vollzähliges Erscheinen... und gab ebenfalls dem Wunsche Ausdruck, daß das Einvernehmen der beiden Konfessionen, wie es aus Anlaß des Festes hervorgetreten ist, auch erhalten bleiben möge.“ Zuvor hatte

der Hausacher Arzt Dr. Wieser, von Schillers „Glocke“ ausgehend, auf die Bedeutung des neuen Geläutes hingewiesen. Der Senior der Hausacher Gemeinderäte, Fabrikant Wolber, sprach die Glückwunschadresse der Stadt aus. Dankbar wurde die Mitteilung aufgenommen, daß Frau Hepp aus Karlsruhe, eine geborene Hornbergerin, die Kanzel- und Altarwäsche im Werte von 165 Mark spendiert hatte.

Die Festesfreude quoll sichtlich über, als dieses Glückwunsch-Telegramm verlesen wurde: „Die herzliche Begrüßung der Diasporagemeinde Hausach aus Anlaß der Einweihung ihrer neuen Kirche hat mich dankbar erfreut, Ich erwidere diesen Gruß mit treuen Mitgefühl. Friedrich, Großherzog.“ Mit einem machtvollen, begeisterten Hoch auf den „allverehrten Landesfürsten“ quittierte die Festversammlung die Anteilnahme des Großherzogs, der bereits Tage zuvor auf eine Einladung von der Mainau telegraphieren ließ: „Ihre Königliche Hoheit der Großherzog und die Großherzogin lassen für Einladung zur Kirchenweihe Hausach herzlich danken und bedauern sehr, derselben nicht folgen zu können. Höchstdieselben haben Oberkirchenrat Reinmuth mit höchstührender Vertretung bei der Feier betraut. — Im höchsten Auftrag...“

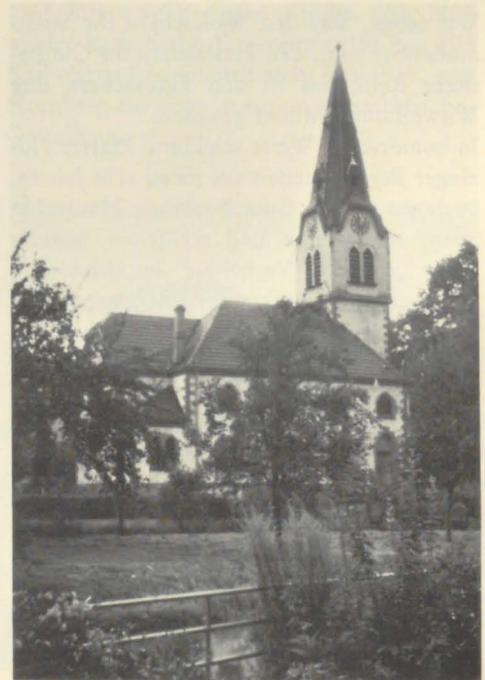
Herzliche Dank- und Lobesworte dazu ein Hoch wurden auch der Eigentümerin des Bahnhofhotels, Frau Müller, ausgesprochen, durch deren Schenkung letztlich der Kirchenbau initiiert und möglich gemacht wurde. Der Hausacher evangelische Lehrer Kuhn brachte ein für sie von ihm selbst verfaßtes Gedicht zum Vortrag

*Endlich ist der Tag erschienen:
Hausachs Kirche ist geweiht.
Stille Wünsche sind befriedigt,
All' Gesichter strahlen Freud!
Lieblich schallte von dem Turme
In das Tal der Glocken Klang,
Durch des Gotteshauses Räume*

*Zog ein weihewoller Sang.
Preis und Dank dem Allerhöchsten
Brachte die Gemeinde dar;
Lieb und Treue ihm gelobet
Jedes Glied der Festesschar!
Der Begründer und Erbauer
Späterhin noch wird gedacht
Beim Bankett im frohen Kreise,
Wo Gambrinus, Bacchus lacht.
Jener Witwe ganz besonders
Wir gedenken bei der Freud,
Die den Boden uns geschenket,
Wo ertönte Festgeläut.
Unser aller Wünsche gipfeln
In dem einen voller Treu:
In Gesundheit viele Jahre
Sie „der Kirche“ sich erfreu'!
Und zum Zeichen unsres Dankes,
Den auch Enkel spenden noch,
Lasset uns die Becher heben,
Mit dem Ruf: „Sie lebe hoch!“*

Die 1904 fertiggestellte ev. Kirche in Hausach

Foto: Kurt Klein





1922 bekamen die Wolfacher ihre langersehnten Glocken

Repro: Kurt Klein

Wir sehen, was den Wolfachern ihr Stadtmüller Schmidt, den Haslachern ihr Gutsbesitzer Reiß, das ist den Hausachern ihre Witwe Louise Müller gewesen.

In humorvoller Weise schilderte Pfarrer Nuzinger Begebenheiten aus jenen acht Jahren, in denen er von Gutach aus die Hausacher Schar mitbetreute und stellte in heiterer Form „für das Verhältnis der Muttergemeinde Gutach zu ihrer mündig gewordenen Tochter Hausach Leitsätze“ auf. Ein Wermutstropfen fiel allerdings dadurch in die vorzüglich und harmonisch verlaufenen Festtagsstunden, weil „der katholische Ortsgeistliche die empfangene Einladung unhöflich völlig ignorierte“, wie eine Pressemitteilung aus jenen Tagen feststellte...

1919 zählte die Stadtgemeinde Hausach in ihren Mauern 220 evangelische Einwohner, deren Zahl in den folgenden Jahren ständig anstieg (1925 — 332 Seelen), so daß auch unter Burg Husen der Ruf nach einer selbstän-

digen Pfarrei laut wurde. Diesem Begehren konnte durch den Ankauf eines Gebäudes direkt neben der evangelischen Kirche — von einer Frau Reich — als zukünftiges Domizil für einen ortsansässigen Pfarrer sichtbaren Ausdruck verliehen werden.

Mit Pfarrer Albert Sutter erhielt dann Hausach 1929 seinen ersten eigenen evangelischen Pfarrer. Von 1935 bis 1954 (1954 in Hausach 622 Evangelische) mußte der Hausacher Geistliche dann auch die Haslacher Kirchengemeinde mitbetreuen.

Die im einstigen fürstenbergischen Kinzigtal entstandenen evangelischen Kirchengemeinden gehörten bis 1976 zum Dekanat Hornberg, dann wurden sie dem Offenburger Kirchenbezirk einverleibt.

Etwa parallel zu der Ausbreitung der evangelischen Lehre im Kinzigtal konnte auch die katholische Kirche im rein protestantischen nachbarlichen Amt Hornberg Fuß fassen. Dies läßt sich am Bau neuer Gotteshäuser



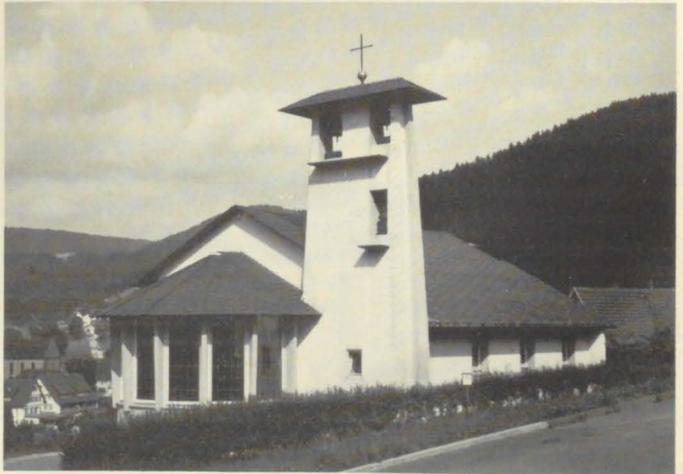
Pfarrer Thienhans (r. außen mit Hut) bei einem Ausflug der ev. Kirchengemeinde Hausach Repro: Kurt Klein

ablesen. In Hornberg wurde 1890 die erste und 1972 die zweite katholische Kirche erbaut (1813 — 2, 1880 — 376, 1950 — 1236 und 1966 — 1550 Katholiken). 1898 errichteten die Schiltacher Katholiken ihre erste und

1965 ihre zweite eigene Kirche. (Ab 1825 wieder katholische Einwohner, 1953 — 703 Katholiken.) In Gutach steht seit 1959, von Hornberg aus betreut, ein neues katholisches Gotteshaus.

Die ev. Kirche in Schenkenzell

Foto: Kurt Klein





Bei der Einweihung der Haslacher Kirche: Dekan Sütterlin, Landesbischof Bender, Pfarrer Böttcher, Hausach, Pfarrer Dennig, Haslach, v. lk.

Als dritte Phase der Ausbreitung des evangelischen Glaubens im Kinzigtal könnte nach Abschluß einer gewissen Konsolidierung der kirchlichen Verhältnisse die Bestrebungen zur Ökumene, zur Zusammenarbeit der beiden großen Konfessionen im Geiste des gemeinsamen Herrn, im Sinne christlicher Nächstenliebe und als notwendige Verpflichtung innerhalb unserer pluralistischen, zum Teil antichristlich und antikirchlich eingestellten Gesellschaft, angesehen werden. Durch gegenseitige Achtung, mitbrüderliche Hilfe und Verständnis für die Verhältnisse des anderen sind sie bereits frühzeitig grundgelegt worden.

So schrieb der „Kinzigthaler“ bei der Einweihung der evangelischen Kirche in Wolfach (1893): „Möge die konfessionelle Eintracht, wie sie sich hier im glänzendsten Licht gezeigt hat, unserer Stadt immer erhalten bleiben.“ Auch das Entgegenkommen der Pfarrer von Wolfach und Kirnbach bei der Ab-

Die 1954 fertiggestellte ev. Kirche in Haslach.

Foto: Kurt Klein



schaffung des Pfarrbannes (1845) soll hier nochmals erwähnt werden. Ebenso wünschte Pfarrer Boeckh, wie uns der „Kinzigthaler“ ein andermal berichtet, beim Festbankett anlässlich der Übergabe der neuen evangelischen Kirche (1904), daß dem guten Einvernehmen der beiden Konfessionen, wie es sich bei den Feierlichkeiten dokumentiert habe, weiterhin Bestand beschieden sein möge.

Jahrzehnte später betonte Landesbischof Bender bei der Weihe der neuen Haslacher Kirche (1954) die Notwendigkeit ökumenischen Zusammenlebens und -arbeitens. Inzwischen sind viele aufmunternde Zeichen echter Ökumene gesetzt worden, zum Wohle beider Konfessionen, aber auch als Beweis für ihre Glaubwürdigkeit.

Das Jahrhundert der Wiedereinführung der evangelischen Kirche im Kinzigtal wurde geprägt vom Opfermut und der Einsatzfreudigkeit einzelner wie auch ganzer Kirchengemeinden, ebenso aber auch vom Zusammen-

gehörigkeitsgefühl der kleinen, wachsenden Schar in der Gemeinsamkeit des Glaubens, Tugenden, die jede nachfolgende Generation erneut verpflichtet.

Quellen und Literatur:

- Franz Disch / Wolfacher Chronik von 1920
Ev. Pfarrarchiv Hausach / Akten über Kirchenneubau (mit Presseberichten)
„Haslach im Kinzigtal“, herausgegeben von M. Hildenbrand 1978 S. 40—51
Festschrift „75 Jahre Evangelische Stadtkirche Wolfach“ 1968
Festschrift „Evangelische Kirchengemeinde Hausach“ 1967
„Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg“ und
„Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach“, herausgegeben vom Historischen Verein Mittelbaden 1970 bzw. 1964
Dr. K. Hitzfeld „Hornberg an der Schwarzwaldbahn“, Chronik
„Martin Schalling und die Reformation im Kinzigtal“, Johann-Mathesius Verlag
„Land um Rhein und Schwarzwald“, Morstadt Verlag Kehl 1978

Eine herzliche Bitte!

Seit über 70 Jahren
ist der
Landesverein Badische Heimat e. V.
erfolgreich tätig für
Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst.

Unsere Vereinszeitschriften
BADISCHE HEIMAT und EKKHART
bieten vielseitig
Heimatliteratur von hoher Qualität.

Werben Sie bitte Mitglieder!

Sie unterstützen und fördern damit die als gemeinnützig
anerkannte Kulturarbeit unseres Vereins.

Herzlichen Dank!

Buchbesprechungen

Friedrich Wielandt, Joachim Zeitz: Die Medaillen des Hauses Baden. 212 Seiten mit vielen Abb. Verlag G. Braun, Karlsruhe. DM 154,—

Ein Werk von, auch rein äußerlich, ungewöhnlichem Format präsentiert der Verlag G. Braun GmbH, Karlsruhe, den Freunden wertvoller Bücher, kostbarer Prägungen und vor allem den Kennern der Numismatik. Es gilt, seinem Thema adäquat aufgemacht und gestaltet, den Denkmünzen zur Geschichte des zähringen-badischen Fürstenhauses aus der Zeit von 1499 bis 1871. Seine Autoren sind Prof. Dr. Friedrich Wielandt und Dr. Joachim Zeitz.

Friedrich Wielandt, weiland Direktor des Münzkabinetts im Bad. Landesmuseum ist als bester Kenner der Münz- und Geldgeschichte Badens weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt und anerkannt.

Der Sproß einer seit 200 Jahren im badischen Staatsdienst stehenden Familie, von Haus aus Historiker, hat sich durch zahlreiche Monographien zur Münzgeschichte am Oberrhein bekannt gemacht, vor allem durch seine kürzlich neuaufgelegte Arbeit über den „Breisgauer Pfennig und seine Münzstätten“ und erst recht durch seine 1955 erstmals veröffentlichte „Badische Münz- und Geldgeschichte“. Mit dem neuen, den Medaillen gewidmeten Band hat der 74jährige Gelehrte nicht nur das Standardwerk von 1955 ergänzen, sondern auch sein Lebenswerk annähernd abrunden können. Annähernd — denn sowohl Prof. Dr. Wielandt als auch Dr. Zeitz, ein Mediziner von Beruf und ein Münzensammler und -kenner aus Passion, hätten die Geschichte der badischen Denkmünzen gerne bis 1918 fortgeführt. Verlegerische und persönliche Ursachen — es soll eine Geburtstagsgabe für den Chef des Hauses G. Braun, Karlsruhe, sein — zwangen zur vorzeitigen Datierung bis 1871. So bleibt die Hoffnung, daß ein weiterer Band diese Veröffentlichung in einiger Zeit abschließen wird.

Doch nun zum Buch selbst! — Es ist ein Prachtband in jeder Beziehung, der die Numismatiker anregen und bereichern wird. Er wird aber auch all jene hell begeistern, die ihn nach der Lektüre und dem Studium von Wielandts 1955 erschiener Münz- und Geldgeschichte sehnsüchtig erwartet haben, nicht zuletzt all jene, die sich — noch —

für badische Geschichte interessieren. Denn dieser Band bringt weit mehr als das, was über die aufgeführten Medaillen von Wissenswertem, von Fachlichem und all dem, was von Dr. Joachim Zeitz mit wahren Bienenfleiß aus Katalogen und aus der Spezialliteratur zusammengetragen worden ist: er stellt vielmehr geradezu eine Genealogie in Denkmünzen dar, der sich ergänzend und erweiternd alle diejenigen Medaillen hinzugesellen, die, aus welchen Anlässen auch immer, von der von der Militärgeschichte, vom kulturellen Leben, von der Heraldik und von den künstlerischen Talenten großer Medailleure aller Kunstepochen wie z.B. Friedrich Hagenauer, Johann Martin Bückle oder Ludwig Kachel, künden. Diese Medaillen spiegeln Huld und Anerkennung fürstlicher Persönlichkeiten wider, deren Biographien samt „atmosphärischem“ Bildmaterial beigegeben wurde; sie verewigen Verdienst um das Gemeinwesen, um Gewerbe und Wirtschaft, bedanken sich für Leistungen um Gesellschaft und Bildungswesen. Sie verdeutlichen schließlich, einer metallenen Galerie gleich, Stil und Geschmack der Zeiten ihrer Entstehung und bieten — zusammengefaßt, historisch aufgearbeitet und kommentiert — eine Art badische Landesgeschichte „in Münzen geschlagen“. Die beiden Verfasser Friedrich Wielandt und Joachim Zeitz, aber auch ihre Mitarbeiter in Redaktion — Monika Bachmayer, Anne Reichert und Michael Koch seien stellvertretend für alle genannt — und Verlag dürfen angesichts dieses Werks volle Genugtuung verspüren. Die Badener aber, soweit sie die Traditionen ihres Landes noch im Herzen und im Kopf bewahren, werden ihnen dankbar, das südwestdeutsche Bundesland zumindest verpflichtet sein: Weil sie ein besonders markantes und originales Kapitel südwestdeutscher Historie in einprägsamer Weise mit Bild und Wort dargestellt haben.

Hans Leopold Zollner

Muller, Germain: Straßburg — Stadt der Begegnungen. Karlsruhe, Verlag G. Braun, 1978. 132 S. (Regionen am Oberrhein).

Dieser neue Bildband über Straßburg gewinnt seine Bedeutung in erster Linie aus dem Text von Germain Müller und der Einleitung des Straßburger Oberbürgermeisters Pflimlin. Müller, ebenso bekannt als Kabarettist und Schauspieler, wie als

Bürgermeister seiner Heimatstadt, schrieb einen Abriss der Stadtgeschichte, heiter und nachdenklich zugleich. Er beginnt mit der wenig gesicherten Frühzeit, die er humorvoll und mit viel Phantasie, aber auch mit wohlthuender Kürze behandelt, weil er meint: „So genau wollen wir's gar nicht wissen“. Und so fährt er fort, anekdotisch plaudernd, auch einmal erfindend und immer amüsant zu lesen. Müller möchte nicht Fakten aufzählen, er sucht vielmehr die Straßburger Mentalität aus der Stadtgeschichte zu ergründen, sicher ein schwieriges Unterfangen, doch scheint es ihm bis zu einem gewissen Grad gelungen. Man versteht jedenfalls vieles an Straßburg besser, wenn man weiß, wie alles so gekommen ist. Straßburg war vor 1500 eine der bedeutendsten Städte Europas, in der es aber immer auch interne Konflikte gab, etwa zwischen Bischof und Stadt, zwischen Adel und Bürgerschaft, und dann die Reformationswirren. Als Straßburg 1681 widerwillig französisch wurde, war es zwar immer noch freie Reichsstadt, aber seine „guldige Zeit“ war längst vorbei. So wurden die Straßburger, vor allem nach der Revolution von 1789, „Franzosen deutscher Zunge“. Daran konnten auch zwei Rückgliederungen ins Deutsche Reich nichts ändern. Man erkannte nach 1871 zwar den großen zivilisatorischen Vorsprung gegenüber Frankreich, konnte aber den Widerwillen gegen alles „Preußische“ nicht unterdrücken. Müller bringt immer wieder Hinweise auf europäische Begegnungen, die er bereits in keltisch-römischer Zeit oder im Zusammenhang mit dem Münsterbau auffindet. Die heutige europäische Rolle der Stadt Straßburg erscheint ihm in fast zweitausend Jahren Stadtgeschichte vorbereitet und folgerichtig entwickelt. Dies ist auch die Meinung von Oberbürgermeister Pflimlin.

Der Bildteil des Buches besteht aus zwei recht unterschiedlichen Abschnitten. Im ersten finden sich „Impressionen des jungen Straßburger Künstlers Robert Fleck“. Die auf beigem Papier gedruckten Fotos wirken leider etwas dunkel. Es sind Alltagsmotive und Details, recht reizvoll fotografiert, aber nicht immer unbedingt typisch für Straßburg. Der zweite, umfangreichere Bildteil enthält überwiegend Fotos von Werner Stuhler, aber auch mehrere Aufnahmen von Robert Häusser und anderen Fotografen. Die ausgezeichneten, ganzseitigen, manchmal auch doppelseitigen Schwarz-Weiß-Bilder bringen eine Reihe bekannter Motive, zum Teil in neuer Seheise, und heben viele unbekannte Details ans Licht. Sie vermögen durchaus Straßburger Atmosphäre zu vermitteln. Neben Münster, Altstadt, Barockpalästen und Illbrücken fehlen nicht die modernen Aspekte zwischen Europapalast und Rheinhafen.

Heinz Schmitt, Karlsruhe

Dieter Göpfert, Orden und Klöster im Schwarzwald und am Bodensee, Rombach-Verlag Freiburg 1978, 190 S., DM 12,80

Obwohl der deutsche Südwesten überaus reich an klösterlichen Niederlassungen und insbesondere die Landschaften Schwarzwald und Bodensee geradezu mit einem Netz von Klostergründungen überzogen waren, von denen sich die meisten bis zur großen Säkularisation der Jahre 1802 — 1810 halten konnten, fehlt bis heute eine zusammenfassende Darstellung, ein badisches Klosterbuch, das dem Bedürfnis des Historikers ebenso entsprechen würde wie dem neuerdings stark gestiegenen allgemeinen Interesse am Mönchtum. Die kleine Zusammenstellung des Pfarrers Ludwig Heizmann von 1930 „Die Klöster und Kongregationen der Erzdiözese Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart“ war ein Anfang. Das 1978 erschienene Taschenbuch von D. G. hätte darüber hinausgehen können und auch müssen, zumal der Verlag ein kleines Lexikon ankündigte und dem Buch „historischen Wert“ zumißt. Jedoch genügt die Arbeit gerade den Forderungen, die man an ein Nachschlagewerk — gleichviel ob Taschenbuch oder nicht — stellen muß und auch niederen historischen Ansprüchen nicht. Das Buch setzt ein mit einer Schilderung des Ursprungs, der Geschichte und Eigenarten einzelner Orden, wobei der Autor darauf verzichtet, dem Leser einerseits den Unterschied zwischen den alten Herren- und Bettelorden und andererseits zwischen dem in der Säkularisationsepoche untergegangenen und dem im Verlauf des 19. Jahrhunderts wiedererstandenen Ordenswesen klarzumachen. Schwierigkeiten macht auch die Erläuterung der Reformbewegungen innerhalb der Mendikanten, die strikte Observanz gegen die Gemäßigten (Minoriten) bei den Franziskanern beispielsweise. Unhaltbar ist die Behauptung: „Mehr und mehr widmeten sich seit dem 13. Jahrhundert die Frauenorden der Krankenpflege und anderen sozialen Aufgaben, bald auch der Unterrichtung der Mädchen“ (S. 16). Gerade weil sie das nicht taten und auch nicht tun wollten, fielen die meisten von ihnen dem josephinischen und reichsschlußmäßigen Klostersturm zum Opfer. Das Kernstück der Schrift, die alphabetische Aufzählung der Ordenshäuser, ist unvollständig. So vermißt man unter anderem die oberbadischen Klöster der Dominikanerinnen zu St. Peter in Konstanz und zu Riegel am Kaiserstuhl, ferner die Franziskanerinnen zu Bächen und Hermannsberg im Linzgau und zu Grünenberg auf der Höri. Weppach wird mit dem ehemaligen reichsstiftisch-salemischen Armenhaus Wespach durcheinander gebracht. Schlecht kommen auch die Kapuziner weg. Überbücksichtigt blieben, ob-

wohl sich D. G. auch auf dem schweizerischen Rheinufer umsaß, die Konvente von Rheinfelden und Laufenburg, dagegen sich in Jestetten nie Kapuziner befanden. Zwar ist auch die mittelbadische Ortenau in die Aufzählung mit einbezogen. Die Bettelklöster in Oberkirch und Oppenau sucht man aber ebenso vergebens wie das bekannte Prämonstratenser-Stift Allerheiligen, während in Hausach im Kinzigtal im Jahre 1802 mit Sicherheit kein Franziskaner-Kloster von Fürstenberg konfisziert werden konnte. Weitere Fehlangaben könnten in Fülle belegt werden. Auch fällt auf, daß die bibliographischen Angaben unzureichend und wichtigste Werke der süddeutschen Kirchengeschichte, so die *Germania Benedictina V* von 1975 und die *Alemania franciscana antiqua* 1956 ff., nicht genannt sind. D. G. hatte sicher Sinnvolles, Weiterführendes vor. Ohne eingehende Literatur- und Archivstudien ist solches jedoch, auch wenn es über ein Taschenbuch nicht hinaus gehen soll, nicht zu bewältigen.

Dr. Hermann Schmid, Überlingen/Bodensee

Mempel, Hans Christian, Die Vermögenssäkularisation 1803/10. Verlauf und Folgen der Kirchengutenteignung in verschiedenen deutschen Territorien. Teil I Materialien, Teil II Text. (Reihe Sozialwissenschaften). tuduv, München 1979, ca. 700 S., DM 45,—

Die Säkularisation in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts war ein Ereignis von denkbar tiefgreifenden und langfristigen Wirkungen. Das Ende des geistlichen Staatentums und die Konfiskation der Güter des Säkular- und Regularklerus übte jahrzehntelang starken Einfluß auf die innere und auch äußere Politik der meisten deutschen Staaten aus. Die Diss. von Mempel befaßt sich nicht so sehr mit dem Übergang der Hoheitsrechte der Erz-, Hoch- und Reichsstifter auf weltliche Herrschaftsträger, sondern mehr mit der Einziehung des mobilen und besonders immobilien Eigentums im- und mediater kirchlicher Korporationen, die beiden großen Ritterorden mit eingeschlossen. H. C. M. sucht alle Vermögensverschiebungen in allen wichtigen Rheinbundstaaten, in Preußen und in den von Frankreich annektierten linksrheinischen Reichsgebieten zu erfassen, wobei sein Hauptaugenmerk auf die stiftischen Klöster gerichtet ist. Die Bettelorden bleiben ungerechtfertigterweise weitgehend unberücksichtigt.

Im Teil I (Materialien), der auf Grund der zahlreichen Abkürzungen nicht leicht lesbar ist, ist eine Unmasse von Daten zusammengetragen über Art, Wert/Verkaufserlös, Verwendung und Verbleib

der eingezogenen Fahrnisse und Liegenschaften, sofern überhaupt in der Literatur Angaben aufzufinden waren.

Der Teil II (Text) befaßt sich eingehend mit den neuen Eigentümern des geistlichen Besitzes: Adlige, Bürger und Bauern als Private und die öffentlichen Hände. H. C. M. versucht insbesondere, wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Säkularisation beizukommen und mit den seiner Meinung nach „Vorurteilen“ vor allem katholischer Schreiber, die Spekulanten, jüdische und protestantische Käufer, Schleuderpreise, demolierte Kirchen usw. betreffend, aufzuräumen. Generell ist anzumerken: 1. Die Diss. befaßt sich in der Hauptsache mit Folgeerscheinungen der Säkularisation und weniger mit ihrem Verlauf bzw. ihrer Durchführung. 2. H. C. M. unternimmt zwar einen Schritt in die richtige Richtung und leistet einen nennenswerten Beitrag zur Säkularisationsgeschichte, kommt aber über einen Versuch nicht hinaus. Er bezeichnet es selbst als „eher verpönten Weg“, auf „direkte archivalische Studien“ zu verzichten und allein von gedruckten Quellen und Literatur auszugehen. Die Erfahrung zeigt, daß die Mitteilungen zahlreicher Autoren der letzten 180 Jahre nur bedingt zuverlässig und oft unvollständig sind. Ohne eingehende Archivstudien können insbesondere sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen nicht zufriedenstellend beantwortet werden. Und nicht einmal die Auswertung aller erreichbaren Akten führt wegen deren Zerrissenheit und Lückenhaftigkeit in jedem Fall zu einem gesicherten Ergebnis. (Vgl. die Diss. des Rezensenten über die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811 im Freiburger Diözesan-Archiv 1978 u. 1979, als Monographie Überlingen 1980). Insofern sind manche Feststellungen Mempel mit einem Fragezeichen zu versehen, so z. B., daß „die überwältigende Mehrzahl der großen Sakralbauten jene Jahre unbehelligt überstanden“ hätten (T. II, S. 225).

Um auf das Beispiel Baden zurückzukommen: Bei der Auflistung der säkularisierten Kirchengüter griff Mempel auf etliche Schriften zurück, von denen einige ungenau sind und wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügen, so die des Pfarrers Ludwig Heizmann, der seine Quellen gewöhnlich nicht nennt. Die Artikel des Universal-Lexikons vom Großherzogtum Baden von 1843 sind, je nach Informationsstand der einzelnen Verfasser, nur bedingt verwertbar, dergleichen die Angaben im Ortslexikon von J. B. Kolb von 1813, der zwar interessante Details berichtet, aber erwartungsgemäß keine Gesamtstatistik liefert. Die Zusammenstellung in besagtem Materialband führt deshalb kaum weiter wie auch die Beurteilung der Durchführung der Säkularisation in Baden nicht über die Nennung literarischer Zeugnisse hinausgeht.

Ungeachtet der angedeuteten Probleme stellt die Diss. von H. C. M. eine ungeheure Fleißarbeit dar. Die Materialsammlung ist ebenso eine beachtliche Leistung wie die Sichtung eines guten Teiles der Säkularisationsliteratur.

Dr. Hermann Schmid, Überlingen/Bodensee

Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811, Schober-Verlag Überlingen/Bodensee 1980, DM 85,20

Die 450 Seiten starke, in solidem Buchdruck ausgeführte Schrift schließt eine über hundert Jahre alte Forschungslücke und stellt seit Matthias Erzberger (Die Säkularisation in Württemberg, Stuttgart 1902) und A. M. Scheglmann (Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern, Regensburg 1903—08) die bedeutendste Abhandlung über die Enteignung der katholischen Kirche südlich des Mains zu Beginn des letzten Jahrhunderts dar. Die Arbeit wurde zwar von den Philosophischen Fakultäten der Universität Freiburg als Dissertation angenommen, geht aber weit über das hinaus, was man gemeinhin von einer Doktorarbeit verlangen kann, zumal sie von nicht weniger als 15 tiefeschürfenden Einzeluntersuchungen des Verfassers zur süddeutschen Säkularisationsgeschichte und zu landes- und kirchengeschichtlichen Themen abgestützt wird.

Auf der Grundlage von ungewöhnlich umfangreichen Aktenstudien in Karlsruhe, Donaueschingen und Stuttgart, die er der Auswertung der vielfach fehlerhaften und oberflächlichen Literatur voranstellte — eine bemerkenswerte Methode! —, schildert Schmid den Verlauf und die Folgen der Säkularisation in Baden, und zwar speziell den Untergang von über hundert klösterlichen Niederlassungen im Bereich des damaligen Kurfürsten- und Großherzogtums. Nach einer nicht zu knapp gehaltenen Begriffsbestimmung und Vorgeschichte der Säkularisation (Reformation, Jesuiten, Joseph II.) bietet er einen mehr allgemeinen Überblick über dieses Ereignis in Baden, wobei er auf die verschiedenen Spielarten (Übergang der weltlichen Hoheitsrechte der Prälaten an die Landesherrschaft einerseits, Wegnahme der Vermögenswerte andererseits) und auf den verschiedenartigen Verlauf der Aufhebung der Herren- und der Bettelorden abhebt.

Das Kernstück der Arbeit ist die Untersuchung des Untergangs eines jeden Ordenshauses in Baden, wobei der Autor mit viel Liebe zum Detail Auskunft gibt über die letzten Insassen, das liegende und fahrende Vermögen, besondere Vorkommnisse bei der Auflösung, über das Schicksal der

Gebäude usw. Dieses Kernstück ist aus gutem Grund nach dem territorialen Prinzip aufgegliedert. Durch eine eingehende Vorbemerkung wird jeweils auf die besonderen Gegebenheiten hingewiesen. Schmid setzt ein mit den Klosterauflösungen im badischen oberen Fürstentum (Bodenseegebiet), wo sich das Sterben der Mendikanten-Konvente dadurch verzögerte, daß sie zuerst an den Deutschen Orden fielen, und fährt fort mit der Schilderung der Verhältnisse im vorderösterreichischen Breisgau und in der Ortenau, die durch die Ansprüche der Malteser-Ritter auf die dortigen Stifter und Klöster und durch den auswärtigen Besitz einiger Gotteshäuser, so St. Blasians in der Schweiz und in Württemberg, äußerst kompliziert waren. Es schließt sich Mittelbaden an mit uralten Abteien wie Schwarzach und Ettenheimmünster. Die Betrachtung der gemischt-konfessionellen rechtsrheinischen Pfalz führt gewissermaßen zu einem Ausflug nach Bayern, denn hier hatten sich noch einige Monate vor dem Regentenwechsel im Herbst 1802 Kurfürst Max Joseph und sein freimaurischer Minister Montgelas betätigt und Karl Friedrich von Baden vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Untersuchung der Säkularisation in den Standesherrschaften Leiningen und Löwenstein-Wertheim fördert interessante staatsrechtliche Einzelheiten aus der Zeit der Mediatisation zutage, desgleichen die der Klosterunterdrückungen im Fürstenbergischen, die den Leser an den Bodensee zurückbringt.

Die Schlußbetrachtung befaßt sich unter anderem mit den verschiedenartigen Folgen des „revolutionären Gewaltakts Säkularisation“ und mit dem Vergleich der Vorgänge in Baden, Württemberg und Bayern. Hierbei ist bemerkenswert, daß Hermann Schmid nach Erörterung der entsprechenden Staatsrechtstheorien die Frage der Rechtmäßigkeit der Enteignung der katholischen Kirche offen läßt. Nicht ohne Ironie scheint seine abschließende Feststellung zu sein, daß dem letzten Großherzog von Baden, Friedrich II., nach dem Zusammenbruch der Monarchie im November 1918 „nur ein mehr als bescheidener Rest seiner früheren Güter“ blieb, die ja zum größeren Teil aus eingezogenem Kirchenbesitz bestanden. Das Buch ist zugegebenermaßen nicht in allen Teilen leicht lesbar und setzt zum Verständnis historische und juristische Grundkenntnisse voraus. Das ist jedoch der Tribut, den seine strenge Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit fordert.

Ein umfangreicher Urkundenanhang mit Auszügen aus dem Reichsrezeß von 1803, mit badischen Sondergesetzen und Faksimiledrucken zeitgenössischer Staatsdokumente (Erstveröffentlichungen) sowie ein ausführliches Orts- und Namensregister runden das Werk ab.

Noch auf einen weiteren Vorzug ist hier hinzuweisen: Die Schrift ist auch von lexikalischem Wert. Und zwar weniger in Hinsicht auf das umfangreiche Literaturverzeichnis, das entlegenste Titel nennt, sondern mehr noch auf Grund der Tatsache, daß hier die erste vollständige und wissenschaftlich fundierte Zusammenstellung aller klösterlichen Niederlassungen, die zwischen 1779 und 1806 im Bereich des Großherzogtums Baden existiert haben, mit den Grunddaten geboten wird. Kurzum, das Werk Schmidts enthält eine Fülle von Informationen rechts-, kirchen-, landes-, orts-, wirtschafts-, sozial- und personengeschichtlicher Natur und ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des neubadischen Staates, des Rheinbundes und des Verhältnisses von Kirche und Staat im 19. Jahrhundert. Der wissenschaftliche Fortschritt auf allgemein-historischem und juristischem Gebiet ist unverkennbar — und man wird nicht zu weit gehen, wenn man die Schrift unter die Standardwerke der badischen Landesgeschichte reiht.

Prof. Dr. Werner Hahlweg, Universität Münster

William Wertheimer, Zwischen zwei Welten. Der Förster von Brooklyn. Eigenverlag New York/Passau 1980. 105 S., 13 Abb. DM 18,— (Vertrieb durch Fritz Feuchtmeyer, Kreppe 37, 8359 Ortenberg).

In einer kleinen Auflage erschien 1976 ein schmales Bändchen, das rasch vergriffen war und Anfang 1980 mit einigen Ergänzungen neu aufgelegt wurde. Unter dem Titel „Der Förster von Brooklyn“ scheint es in erster Sicht von einem Ort zu handeln, der jenseits des Atlantik zwischen den Wolkenkratzen eingebettet ist. In Wirklichkeit verbergen sich dahinter die Lebenserinnerungen des ehemaligen jüdischen Lehrers Willi Wertheimer aus dem badischen Frankenland.

Sein Leben und sein Schicksal als Beispiel hier nun gedruckt vorliegen zu haben, heißt, persönliches Erleben eines Juden nachvollziehen zu können, das 1897 in Hardheim in einer nationalgesinnten jüdischen Lehrersfamilie begann. Die Schilderung der Kinderjahre nehmen breiten Raum ein und zeigen praktizierte Emanzipation in einem Landstrich, dem gerne konservative Beharrlichkeit nachgesagt wird. Die Beobachtungen der Gesellschaft und der Gepflogenheiten der Bevölkerung vor dem 1. Weltkrieg in ihrer bäuerlichen Umgebung machen das Buch zu einer Sozialgeschichte dieses Raumes. Da der Vater als Lehrer mehrere Orte zu betreuen hatte, kam der junge Sohn viel in der Gegend herum, und nicht nur Darstellungen der Landschaft fließen dadurch ein, auch eine Un-

zahl von Personen werden namentlich genannt und skizziert, was das ganze Werk noch wertvoller macht. Es überwiegen dabei natürlich die jüdischen Bewohner mit ihren Alltagsangelegenheiten, ihrer demütigen Einstellung zur Armut und ihren Versuchen, diese zu beseitigen.

Nach seinen Studienjahren rückte der 19jährige Wertheimer 1916 in den Krieg ein, der ihn mit den orthodoxen Juden des Ostens in Berührung brachte. Auch in diesen Aufzeichnungen sucht Wertheimer sich nicht zum Kriegsberichterstatter zu degradieren. Er beschreibt vielmehr die Innenansicht des Krieges im Baltikum. Versteckten Antisemitismus in der Truppe, auch die Tatsache, daß Juden in der kaiserlichen Armee kaum Aufstiegsmöglichkeiten hatten, nimmt er auf und analysiert damit eine Welt, welche die Gleichberechtigung noch nicht erlernt hatte.

Nach dem Krieg übernahm er für fünf Jahre bis 1924 in ärmlichsten Verhältnissen eine Lehrerstelle in Eubigheim. Um finanziell überleben zu können, beteiligte er sich an einem Handel für Schuhmacherbedarf, doch die Inflationszeit ließ diese Unternehmung scheitern. Mit zionistischen Ideen und dem aufkommenden Nationalsozialismus kam Wertheimer hier ebenfalls in Berührung. Gerade der Zionismus wurde seitdem ein wichtiger Bestandteil seiner Tätigkeit. Von 1924 bis 1938 war er als Lehrer in der Kreisstadt Buchen tätig. Hier erlebte er die Pressionen, und seine Schilderungen sind von größter Wichtigkeit, denn sie stellen eine der direktesten Quellen dar, um von heute aus verstehen zu können, was es bedeutete, nun kraft Gesetzes zum „Untermenschen“ erklärt zu sein.

In solcher Bedrängnis wurde Wertheimer zum Mittelpunkt der noch bestehenden jüdischen Gemeinden. Er wurde zum Kämpfer, Tröster und Organisator. Die vorgestellten Schicksale in diesem engen Raum machen betroffen, vor allem auch dadurch, daß Wertheimer mit scheinbarer Leichtigkeit selbst das grausamste Geschehen protokolliert. Vor dem Hintergrund der sich steigern den Unterdrückung heben sich unzählige Einzelbeobachtungen hervor, wobei Wertheimers phänomenales Personengedächtnis dem Buch erneut zugute kommt.

1938 konnte Wertheimer unter vielen Schwierigkeiten in die USA auswandern. Er mußte, wie viele seiner Glaubensgenossen, die Auswanderung als letzte Fluchtmöglichkeit nutzen. Doch seinen Angehörigen konnte er nicht mehr helfen. Sie kamen durch Naziterror um.

Der etwas fremd klingende Titel des Buches hellt sich erst auf, wenn man erfährt, daß Wertheimer durch Sammlungen das Geld zusammenbrachte, um für alle 12000 gefallenen jüdischen Soldaten des 1. Weltkrieges in Israel einen Gedenkwald bei

Haifa anpflanzen zu lassen. Nicht nur dieser Vorgang zeigt seine nationale Verbundenheit mit der alten Heimat, auch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes unterstrich die alte Bindung.

Der Wert des Buches liegt nicht nur in der Wiedergabe des persönlichen Erlebens, sondern es stellt eine regionale Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts dar in all ihren extremen Ausuferungen, und es sagt, da es so ins einzelne geht, mehr, als viele Betrachtungen, die global die Hintergründe zu erhellen suchen. Es ist die Geschichte eines begrenzten Raumes in einer Zeit zwischen Hoffnung und Vernichtung, und es ist durch die räumliche Eingrenzung das seit langem Wichtigste. Denn das, was aus dem Raum Buchen geschildert wird, ist übertragbar und somit ein wichtiger Mosaikstein unserer Geschichte.

Rolf Schassner, Adelsheim

Kurt Klein, Geheimnisvoller Schwarzwald. Erzählungen, Berichte, Gebräuche. Verlag Morstadt Kehl 1980. 126 S. Ganzleinen, DM 16,80

Aus der Feder des bekannten Heimatschriftstellers Kurt Klein erschien im Kehler Verlag Morstadt wieder ein neues Buch: „Geheimnisvoller Schwarzwald. Erzählungen, Berichte, Gebräuche“. Wie schon in seinen früheren Büchern beschreibt Kurt Klein die Schönheiten des Schwarzwaldes und geht so manchem Geheimnis und merkwürdigem Volksbrauch seiner Kinzigtäler Heimat nach, die in unserer schnelllebigen Zeit allzuleicht der Vergessenheit anheimfallen.

In dreißig Erzählungen, Berichten und Hinweisen erfahren wir eine Fülle von Wissenswertem und Interessantem, die die Geschichte und das Brauchtum des Schwarzwaldes und seiner Bewohner erhellen. Der Schwarzwald trägt in der Überlieferung ja nicht nur märchenhafte, romantische Züge. Seit eh und je haftet ihm auch etwas Geheimnisvolles an. Kurt Klein versteht es meisterhaft, in der Begegnung mit dem Volk, der Landschaft und dem Brauchtum den Schleier des Geheimnisvollen zu lüften und bisher Verborgenes der Vergessenheit zu entreißen und der Nachwelt zu erhalten.

So erklärt er allerlei Merkwürdiges und Geheimnisvolles im Brauchtum des volkstümlichen Jahres: den uralten Brauch des Sternsingens am Dreikönigstag, die Ursprünge der Fasnachtsbräuche und die Vielfalt der Kinzigtäler Fasnet, den sagenumwobenen Haslacher „Storchentag“, das Palmbinden der Buben am Palmsonntag, verschiedene alte Volksbräuche an Pfingsten, den bis in unsere Zeit noch lebendigen Brauch der Kräuterbuschelweihe

an Mariä Himmelfahrt, das „Säcklestrecken“ bei der Hausschlachtung der Schwarzwälder Bauern, die furchterregenden Gestalten des „Klausenbiggers“ und „Rupetz“ aus Steinach am Nikolaustag und viele anderen Bräuche und Lebensgewohnheiten des Schwarzwälder Landvolkes. Kurt Klein zeigt sehr deutlich, wie sich in den alten Sitten und Gebräuchen die Mentalität und der Charakter der Schwarzwälder Volksseele widerspiegeln, ihre große Gläubigkeit und Religiosität, das Festhalten am Althergebrachten, an Tradition und Brauchtum.

Die Schwarzwälder Volksseele hat viele Originale hervorgebracht, meistens Menschen aus dem einfachen Volke, deren bewegtes Leben der Verfasser mit dem Einfühlungsvermögen und der Akribie des Heimatforschers nachzeichnet: Josef Bildstein, den „Uhrenkönig“ aus Nordrach, Isidor Schweiß, den „Postpascha“ aus Biberach, den Alt-Lehmannbauer, den letzten Bergbaubauer aus Hauserbach, Pfarrer Konrad Kaltenbach, den man den „Hansjakob aus Niederwasser“ nennt, den Waldhüter Josef Dieterle aus Wildschapbach, um nur einige zu nennen.

Aber auch die Landschaft, in der diese Originalmenschlichen Hansjakobscher Prägung lebten, wird von Kurt Klein in ihrer Einmaligkeit, bleibenden Schönheit und ihrem historischen Charakter lebendig beschrieben. Da verfolgt er den Lauf der Kinzig, da beschreibt er die großen Naturkatastrophen, die durch die Hochwasser im 18. Jahrhundert hervorgerufen wurden, da untersucht er die alte Bistumsgrenze zwischen den Bistümern Straßburg und Konstanz am Fischerbach und Schwigenstein, da schildert er die verkehrsmäßige Erschließung des Schwarzwaldes durch den Bau der Schwarzwaldbahn.

Neben heimatgeschichtlichen und volkstümlichen Beiträgen erzählt der Autor heitere, aber auch besinnliche Begebenheiten. So gelingen Kurt Klein beispielsweise in der Schilderung des Talfriedhofes von Kaltbrunn und seiner Gräber oder in der Beschreibung der Herkunft des alten Bildstockes aus dem Hauserbachtal dichterische Kabinettstücke von einer Intensität der Darstellung, die zeigen, daß der Verfasser sein Herz, seine Liebe an dieses Land und seine Menschen verloren hat.

Wie bei einem Buch von Kurt Klein nicht anders zu erwarten war, besticht sein neues Werk auch durch sein reiches und interessantes Bildmaterial. Mensch, Landschaft und Brauchtum werden nicht nur durch die Worte des Kenners beschrieben, sondern auch durch das lebendige, sprechende Bild eingefangen. Das in Ganzleinen gebundene Buch gefällt durch seine ansprechende Aufmachung und gehört in die Hand eines jeden Heimatfreundes.

Manfred Hildenbrand

Des **Lahrer Hinkenden Boten** neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann auf das Jahr 1981. 181. Jahrgang. Lahr: Schauenburg. Mit zahlreichen Abb. u. z. Tl. farbigen Tafeln, ausführlichem Kalendarium herausnehmbarem zweiseit. Kalender, 208 S., kartoniert.

Erfreulich, ihn so zeitig haben zu können und somit noch in diesem Jahr 1980 aufs neue, wohl bestimmt stattfindende Jahr 1981 hinweisen zu dürfen. Der bisherige Kalendermann wurde abgelöst, in dem Freiburger Dr. Robert Feger hat er einen Nachfolger gefunden, der die lange und rühmliche Tradition fortsetzt, ohne Aktuelles und Modernes zu vergessen. So hat sich darin wieder eine Fülle von Themen und eine stattliche und treffliche Art von Mitarbeitern versammelt. An erster Stelle möchten wir auf einen Beitrag sozusagen in eigener Sache hinweisen: „Wie der Lahrer Hinkende Bote gemacht wird“. Aufschlußreich auch, um beim Kalenderthema zu bleiben, Klaus Haberkamm mit seinem Beitrag „Immerwährende Kalender“. Die „Weltbegebenheiten“ finden sich, wie schon gewohnt, wieder mit munteren Karikaturen versehen. Erzähler von Rang, wie etwa Helmut Holthaus, Fritz Müller-Partenkirchen, aber auch Klassiker wie Mörike und Ebner-Eschenbach kommen zu Wort. Darüber hinaus findet sich Historisches von mitunter geradezu aktuellem Bezug, so etwa „Flucht aus der Festung“ von Carl Schurz. Interessieren dürfte nicht nur die Badener die Glosse „Badener“ oder „Badenser?“ (worüber der Rez. vor einiger Zeit selbst in der „Badischen Heimat“ referierte), und ebenso amüsant liest sich eine „Standrede des Lahrer Hinkenden Boten über das Windmachen“. Daß der Kalendermann immer wieder „runde Daten“ feiert (in diesem Fall z. B. Robert Schumanns 125. Todestag und des Bodenseemalers und Dichters Hans Dieter 100. Geburtstag), macht sich gut und ist gleichermaßen traditionell wie aktuell. Aufschlußreich auch Beiträge wie „Alte Neujahrsbräuche“ oder „Zum Abschied vom Jahreshoroskop“ oder „Vom Besten — Eine Sprachplauderei“ von H. Bachroth (wer kennt ihn nicht von seiner „Musikalischen Feuerwehr“ her?) Wetterregeln fehlen so wenig wie alte Küchenrezepte, Rätselcke und „Heitere Seite“, es geht ferner u. a. um Lebensweisheiten und „Säuglingspflege von Anno dazumal“, geht um den Garten und die „Ernährung im Alter“. Bücherbesprechungen gibt's auch, vielleicht würde man sich diese Ecke künftighin noch etwas breiter wünschen. Alles in allem aber erstaunlich, was dieser neue Jahrgang in seiner typographisch hübsch gemachten Façon wieder zu bieten hat. Nun, auch wenn's kein Schaltjahr wird, das Jahr ist lang genug, stets eine kurzweilige Zusatzlektüre mit Vergnügen bereitstehen zu wissen!

Dr. Helmut Bender

Lucian Reich: Die Insel Mainau und der badische Bodensee. Nach der Ausgabe von 1856. Mit einem Nachwort von Helmut Bender. 10 farbige Abbildungen, 335 Seiten, DM 14,80. Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 164

Mit 10 zart kolorierten Veduten in Steindruck und den gleichermaßen qualitätvollen literarischen Reisebildern gelang dem spätromantischen Maler-Dichter Lucian Reich (1817—1900) das wohl schönste Bodensee-Landschaftsbuch des 19. Jahrhunderts. Das reizvolle, in der Ausgabe von 1856 auf dem Antiquariatsmarkt kaum noch zu habende Buch liegt jetzt als Nachdruck innerhalb der „Bibliophilen Taschenbücher“ wieder vor.

Ein Stipendium des damaligen badischen Regenten und späteren Großherzogs Friedrich hatte Reich die Muße verschafft, an Ort und Stelle für das Buch zu zeichnen und zu recherchieren. Darum stellt das „in Allerhöchstem Auftrage“ verfaßte Werk auch jene Insel Mainau in den Mittelpunkt, die der badische Fürst gerade erworben hatte (Die Mainau, auf der Großherzog Friedrich in der Folge die berühmten Gärten anlegen ließ, ist heute Besitz seiner Nachkommen aus dem schwedischen Königshaus). Aber auch die anderen, zur Entstehungszeit des Buches noch wenig besuchten Städte, Orte und Sehenswürdigkeiten an den Ufern des Bodensees hat Reich in stimmungsvollen Bildern und auch heute noch interessanten Beiträgen geschildert.

Helmut Bender, Freiburg, schrieb zu dem interessanten und wertvollen neuen „Bibliophilen Taschenbuch“ ein nicht weniger wertvolles und interessantes Nachwort. Erfahren wir darin doch wichtige Daten über Lucian Reich, sein Werk und seine Zeit. Dem wirklich geglückten Nachdruck ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

E. B.

Liebswerte, alte Stadt — Gengenbach. Fotografiert von Günther Junk, gezeichnet von Richard Bellm, beschrieben von Manfred Liewald und grafisch gestaltet von Karl-Heinz Templin. Freiburg: Schillinger 1980. 141 S., mit teils farbigen Bildtafeln, geb. in kart. Farbumschlag.

Bereits beim Durchblättern mag man sich fragen, was liebswerter: die alte Stadt selbst oder der hier von ihr und über sie vorgelegte Bildband. In der vom Schillinger-Verlag immer wieder spontan betriebenen süd- und mittelbadischen Städtereihe macht sich „das vorliegende Buch, entstanden aus Liebe zu unserer kleinen Stadt, die nicht nur den Vorzug hat, in einer idyllischen Landschaft zu liegen, sondern die auch ein einmalig harmonisches Stadtbild besitzt“ unbestritten besonders hübsch. Das dürfte neben dem harmonisch eingefügten Fo-

tobildmaterial besonders den reichlich beigezeichneten Zeichnungen aus der Feder von Professor Bellm zu verdanken sein. Wie zurecht im Vor-spruch bemerkt wird: „kein Heimatbuch in herkömmlicher Art“, vielmehr ein geradezu bibliophil inszenierter Band „mit Liebe zum Detail“. Schon die eigentliche Beschreibung gibt einen einigermaßen erschöpfenden Eindruck von der Stadt, ihrer Lage und ihrer Umgebung, ihrer Bewohner und ihrer Bräuche und Eigentümlichkeiten, munter alsdann das eingeschaltete „Gengenbach-Lied“, das zum Abschnitt Geschichte („Alte Stadt...“) überleitet. Und eben dieses Historische gibt sich gegenüber dem Gegenwärtigen durchaus gleichwertig. Seit der Verleihung der Stadtrechte (1230) hat sich hier vieles und teils Wichtiges und über das Lokalgeschichtliche Hinausragende getan, erinnert sei u. a. an die Deklaration Gengenbachs zur „Stadt des Kaisers und des Reiches“ (1366 = Freie Reichsstadt). Kloster- und allerlei Kulturgeschichte spielt aufschlußreich mit herein.

Der Band möchte keine Neu-, vielmehr eher eine Wiederentdeckung sein. Für die Einheimischen und für die Fremden in gleicher Weise. Und selbst denen, die es noch gar nicht kennen, wurde hier so manches Schöne, Interessante und Weiterführende geboten. Die Stadt (Stadtkern seit 1955 unter Denkmalschutz) hat es verdient, und es mag zwar Selbstverständlichkeit gewesen sein, liest sich aber doch auch erfreulich, wenn eingangs dem Bürgermeister Erhard Schrempf und dem Schriftsteller und Kalendermann Otto Ernst Sutter im Nachhinein dafür gedankt wird, daß sich beide um die Erhaltung dieses Stadtbildes nach dem Zweiten Weltkrieg verdienstlich gemacht haben.

Dr. Helmut Bender

Der Gutedel und seine Weine. Herausgegeben vom Badischen Weinbauverband e. V., Freiburg auf Anregung von Dr. Kurt Hoffmann, Herrenalb... Mit Fotos und Zeichnungen von B. Matzdorf-Schüle, 121 S., Großokt. Freiburg: Rombach 1980.

Trotz oder auch wegen der vielfältigen Weinbücher, die derzeit auf dem Buchmarkt erschienen sind und fernerhin erscheinen, hat sich der badische Weinfreund längst ein solches Bändchen gewünscht. Nun, wie im Vorwort vermerkt wurde, plant man eine ganze Reihe solcher Publikationen über die verschiedenen badischen Rebsorten (und kaum ein Land ist bekanntlich, derart sortenreich wie unser badisches Weinland!). Daß man mit dem Gutedel begonnen, hat das Herzstück des badischen Weinbaus getroffen. Äußerer Anlaß dazu war die erste Verleihung der jüngst gestifteten Adolph-Blankenhorn-Medaille, ferner die Tatsa-

che, daß die letztlich mehrtausendjährige Gutedeltraube vor nunmehr 200 Jahren durch den damaligen Markgrafen und nachmaligen ersten Großherzog Karl Friedrich im badischen Oberland eingeführt wurde (aus der Schweiz, von Vevey am Genfer See). Eine Reihe von Fachleuten haben qualifizierte Beiträge dazu bereitgestellt. P. Schüttler, der Präsident des Badischen Weinbauverbandes, apostrophiert den Gutedel als „ein Musterbeispiel für Spezialität und Originalität,“; K. M. Hoffmann berichtet über die „Lebensgeschichte einer uralten Rebsorte — 6 000 Jahre in Ägypten...“; K. Thoma referiert über die Gutedelsorte „in der Obhut der Rebenzüchtung“; von dessen Regeneration erzählt Dr. J. Zimmermann; „als standortgebundene Spezialität“ betrachtet N. Becker die Gutedelrebe im Markgräflerland. Auf die „weinbaulichen Besonderheiten des Gutedels“ weist A. Leonhardt hin; über den artverwandten „Schweizer Casselas“ berichtet K. Schöttker; als badischen „Zechwein“ wertet den Gutedel G. Fierhauser. „Der Gutedel und ich, alte Freunde“ gesteht es E. Herren ein; und über den „Gutedel in meinem Leben“ berichtet zu guter Letzt Dr. B. Götz. Eine Detaillierung der im Mai 1980 kredenzten internationalen Gutedelprobe wird am Bandende von F. Fierhauser vorgestellt. So gesehen, bietet diese Publikation dem Fachmann, Kenner, Liebhaber und Laien vieles, wenn nicht alles über den im Badischen schon klassisch gewordenen Gutedel. Wie angenehm und verlockend zudem, daß alle Theorien genießerisch und bekömmlich in die Praxis umgesetzt werden können!

Dr. Helmut Bender

Hermann Brommer, Maria Hilf — Freiburg. München und Zürich: Schnell & Steiner 1980. 24 S. mit teils farbigen Abbildungen.

In der bewährten Reihe hat sich der bewährte Autor der Neogotik zugewandt. Vetter hat diese 1927/29 erbaute Kirche dem Dritten Barock zugezählt. Die Brommerschen Ausführungen bieten erstaunlich viele Fakten. Interessant schon die Baugeschichte und deren Vorspiel (das Kirchlein der Rislerschen Arbeitersiedlung). Zurecht werden die unermüdlichen Verdienste des nachmaligen Stadtpfarrers Hauch um das Zustandekommen der neuen Maria-Hilf-Kirche entsprechend gewürdigt. Die Baugeschichte wurde von Brommer tabellarisch festgehalten: selbst während der NS- und Kriegsjahre kamen unentwegt innenarchitektonische Bereicherungen hinzu, die Außenrenovation von 1977 erst bildet den Bauabschluß der eigenartigen, in ihrem Hauptschiff großzügig wirkenden Kirche. Eine Würdigung der Beteiligten schließt an, es folgt eine „Führung um die Kirche“ sowie eine Beschreibung des Kirchenraumes und der

„Hauptausstattung“. Vorbildlich reproduziertes Bildmaterial ergänzt die Ausführungen. In einer abschließenden Würdigung läßt es Brommer verständlicherweise offen, inwieweit die später investierten Neubarock-Ausstattungsstücke das Ganze bereichern oder evtl. auch belasten. Der Rezensent, der sich noch gut an den ursprünglich kunstarmen Innenbau erinnert, versteht Brommers Bedenken, andererseits die hier vorgelegte Schrift schon deshalb verdienstvoll ist, weil sie die einzelnen Zutaten genügend detailliert und so zu ihrem Verstehen und ihrer Sinnggebung positiv beiträgt.

Dr. Helmut Bender

Hermann Brommer, Freiburg i. Br. St. Cyriak und Perpetua. Ders., Schloßkirche Insel Mainau. München und Zürich: Schnell & Steiner 1980. Jew. 24 S., mit zahlreichen, teils farb. Abb. (Reihe „Kleine Kunstführer“).

Der Verf., bereits mit einer stattlichen Reihe von Schriften über (vorzugsweise) barocke Kirchen unserer engeren und weiteren Heimat hervorgetreten, hat in seiner bewährt exakten Art zwei weitere Kunstführer herausgebracht. — Hinsichtlich der Altwiehrer Kirche am Annaplatz im südlichen Vorfeld der Stadt Freiburg heißt es in B.s „Würdigung“: „Nach mehrfacher Zerstörung in Kriegsnote gab der 1753/55 am ehemaligen Platz betriebene Wiederaufbau der St. Cyriak- und Perpetua-Kirche den schwer geprüften Einwohnern von Wiehre-Adelhausen neue Zuversicht und Kraft... Rechtzeitig zum Deutschen Katholikentag... konnte 1978 das Innere... nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten restauriert und mit ansprechender Neugestaltung des Chorraums, des Kirchengestühls und der Orgelempore dem Gottesdienst zurückgegeben werden.“ B. verweist auf die „schlichte Schönheit“ dieses Franziskanerkirchleins. Grund- und Aufrisse erläutern das Architektonische, die Baugeschichte wird in übersichtlichen Annalen skizziert, auch die Vorgesichte kurz angegangen, ausführende Künstler und Bauleute genannt; in einer Führung um die Kirche und Detaillierung des Innenraumes entgeht dem Verf. nichts von Bedeutung; das beigegebene Bildmaterial und die archivalischen Mitteilungen (samt Literatur) komplettieren das Heft in hervorragender Weise. — Ähnliches gilt für die Mainauer Schloßkirche. Graf Lennart Bernadotte, der Eigentümer der Insel, hat ein Vorwort vorangestellt, worin er u. a. auf die wiederholten Renovierungen dieses Kleinods hinweist. Der Verf. dieser Rezension, der eben den Lucian Reichschen Mainau- und Bodenseeband neu herausgegeben hat, weiß die Verdienste dieses Kunstführers besonders zu schätzen. Der Aufbau der B. schen Schrift gibt sich

übersichtlich und fachlich, ohne Nichtkunsthistoriker vor den Kopf zu stoßen. Das Bildmaterial ist trotz technisch bedingten Kleinformats eindrucksvoll, die großen Barockkünstler (à la Bagnato, J. A. Feuchtmayer) werden gebührend gewürdigt.

Dr. Helmut Bender

Lucien Sittler „Die Elsässische Weinstraße“. Von Wissembourg bis Thann. Freiburg, Rombach, 1980. 160 Seiten, Fotos von Willy Pragher, Zeichnungen und Kartenskizzen von E. H. Cordier, brosch. DM 14,—

Es ist logisch, daß der Verlag Rombach nach der „Badischen Weinstraße“ nun die „Elsässische Weinstraße“ vorlegt. Der Verfasser dieses Buches, Lucien Sittler, der ehemalige Stadarchivar von Colmar, ist ein hervorragender Kenner seines Landes, was besonders auch für die Kulturgeschichte gilt. Und dies kommt seiner Schrift sehr zustatten. Zunächst bringt Sittler einen informativen geschichtlichen Rückblick auf die Anfänge des Weinbaues im Elsaß bis zu seiner heutigen Organisation, und natürlich finden die durch die Gunst des Bodens, des Klimas und des Könnens der Winzer reifenden edlen Gewächse mit ihren spezifischen Eigenschaften besondere Erwähnung. Und folgerichtig schließt sich das Kapitel über die Spezialitäten der elsässischen Küche an, die im Zusammenklang mit den entsprechenden Weinen erst zur vollen Geltung kommen. Dann beginnt die Wanderung entlang der Weinstraße des Unter- und Oberelsaß, ein Weg, der von Weißenburg bis Thann führt. Wie Perlen aus einer Schnur aufgereiht folgen die berühmten Weinorte und Weinster aufeinander. Aber nicht nur der Weinliebhaber kommt auf seine Rechnung, auch der geschichtlich und kulturgeschichtlich Interessierte empfängt wichtige Anregungen. Hier zeigt sich die Kennerschaft Sittlers besonders deutlich. Alles klingt schließlich zusammen: Mensch, Landschaft, Wein und Kultur zu dem Bild des Elsaß, das in unserem Bewußtsein verankert ist, und zu dem es uns, die wir auf der anderen Rheinseite wohnen, immer wieder zieht. Der Text ist aufgelockert durch Fotos, Illustrationen, Sagen und Geschichten und besonders durch die Stimmen der Dichter, die das Elsaß von vielen Seiten zeigen. Und immer noch gilt:...“ in summa guter wein ist halber leben, dann er speiset und neret die natürlich krefft, erfrischt das geblüt un macht den ganzen menschen... froelich un wol geschaffen, des halben jederman, in welches Land kan kompt, am aller ersten nach güttem wein thunt fragen.“ (Hieronymus Bock, Teutsche Speiszkammer, Straßburg 1550)

L. Vögely

Franz Hilger „Die Badische Weinstraße“. Von Basel bis Baden-Baden. Freiburg, Rombach, 1979. 96 Seiten, 24 Fotos von Willy Pragher, brosch. DM 9,80

Ein weiteres Buch, das die gesegneten Weinlandschaften Badens beschreibt, aber ein Buch doch besonderer Art, das Franz Hilger vorlegt. Wenn man so unterhaltend, leicht und doch eben so fundiert schreiben kann, muß man in der Materie gut zu Hause sein. Was man auf dem Weg entlang der Badischen Weinstraße erfährt, ist in der Zusammenschau ein geschichtlicher und gleichzeitig ein dankbar entgegengenommener kulturgeschichtlicher Leitfaden, knapp, aber vollkommen ausreichend. Hier ist also ein Buch entstanden, das leicht mitzuführen, aber schwergewichtig genug ist, um das alles zu sagen, was der Reisende, auch nur der gedanklich Reisende, als Anregung und Information braucht.

Nach einem Überblick über die Entstehung des Weinbaues, seiner Entwicklung und den Anbau der Rebsorten — einer Standortfrage — folgen die großen Weinbaugebiete Badens. Der Ortenau, dem Breisgau, Kaiserstuhl und Tuniberg und Freiburg, „des Schwarzwalds gute Stube“, gleichzeitig als kleine Stadtgeschichte und mit den Schönheiten der Umgebung konzipiert, folgt das Markgräflerland, René Schickeles „himmlische Landschaft“ und Johann Peter Hebels Land des „trinkt mer net e guete Wi“. Und schließlich wird die Brücke nach Basel geschlagen. Alles in allem also ein Buch, das zum Fahren, Wandern auf dem abwechslungsreichen Weg der Badischen Weinstraße einlädt, das in dem die innere Unruhe weckt, der dieses Land liebt. Es wird viele Freunde finden. L. Vögely

Dieter Göpfert „Bauernkrieg am Bodensee und Oberrhein 1524/1525“ mit der bisher unveröffentlichten Bodmaner Chronik von 1785. Freiburg, Rombach, 1980, 176 S., 24 Abbildungen, 2 Kartenskizzen, brosch. DM 16,—

Im Jahre 1975 waren es 450 Jahre her, daß der Bauernkrieg das Land erschütterte. Dieses Jubiläum erweckte aufs neue das Interesse an den Vorgängen, motivierte die Historiker und erbrachte eine Reihe neuer Publikationen, die vor allem die sozialhistorischen Hintergründe der Bauernbewegung untersuchten. Die vorliegende Schrift von D. Göpfert, 1980 bei Rombach erschienen, ergänzt die bereits vorliegende Literatur um die Vorgänge am Oberrhein und Bodensee durch die bisher unveröffentlichte Bodmaner Chronik. Pfarrer Göpfert fand diese handgeschriebene Chronik 1975 in dem dortigen Pfarrarchiv. Er in-

formiert zunächst über die Schrift, die von einem Joseph Higle 1785 „abgeschrieben“ wurde. Abgeschrieben hat Higle wohl nur die zwölf Beilagen-Briefe, Verträge, während er die Vorgänge selbst aus Archivquellen zusammengestellt hat. So entstand ein Bild des Bauernkrieges um Überlingen aus der Sicht des 18. Jahrhunderts, eine sehr ausführliche Beschreibung von großer lokalhistorischer Bedeutung, welche die Veröffentlichung rechtfertigt. Göpfert gibt für den Leser, nicht jeder ist ja ein Historiker, eine geraffte Übersicht über den Bauernkrieg als solchen, um damit der Bodmaner Chronik den geschichtlichen Rahmen zu schaffen. Solchermaßen eingestimmt, liest man die Chronik mit zunehmendem Interesse, denn was sich hier in und um Überlingen zugetragen hat, ist in weiten Teilen charakteristisch für das Vorgehen der Bauern und ihrer Gegner auch anderswo. Es entsteht ein farbiges Bild einer für die Stadt Überlingen und Umgebung wichtigen Zeitepoche jener von theologischen, ökonomischen und sozialen Spannungen geschüttelten Zeit um 1500. Die Bodmaner Chronik ist in Faksimile abgedruckt und wird dem behutsam redigierten und in gutes Deutsch gebrachten Text gegenübergestellt. Die beigefügten Quellen machen die Chronik zusätzlich wertvoll. Daß D. Göpfert dem Buch ein abschließendes Kapitel „Die Bodmaner Chronik und andere Beschreibungen des Bauernkrieges im Heggau und am Bodensee“ beigefügt hat, ist zu begrüßen. Es ist der Ausdruck des Bemühens um korrekte Berichterstattung, denn erst im Vergleich mit anderen Beschreibungen kann die Bodmaner Chronik in ihrem Wert richtig eingeordnet werden. Insgesamt also ein verdienstvolles Buch, das sicher nicht nur im Bodenseeraum auf großes Interesse stoßen wird. L. Vögely

Dietrich Kayswe (Hrsg.) „Ortsbeschreibung Freiburg im Breisgau, Autoren sehen Freiburg“. Freiburg, Rombach, 1980, 128 Seiten, brosch. DM 15,—

Das Buch verdankt seine Entstehung der IV. Freiburger Kunstwoche 1979. Aufgrund der verwunderlichen Tatsache, daß Freiburg in der Beschreibung der großen Literatur nur ein bescheidenes Dasein führt, und daß „so etwas wie ein literarisches Leben sich in dieser Stadt nur im Verborgenen entfaltet“ (Kayser), gingen die Herausgeber der Frage nach, warum es Schriftsteller in Freiburg so schwer haben und was für Erfahrungen Autoren mit Freiburg machen. Zu diesem Zweck lud man Schriftsteller ein, ihre Ansichten über die Stadt zu Papier zu bringen. Folgende Autoren

griffen zur Feder: Rosemarie Bonikowski, Heiner Egge, Mario Fitterer, Wolfgang Heidenreich, Bert Jäger, Walter Jens, Dietrich Kayser, Horst Krüger, Jürgen Lodemann, Christoph Meckel, Wolf-Dietrich Rindfleisch, Peter Schneider, Georg Schmidt-Abels, Peter Wapnewski, Karl Wittlinger. Die Berichte fallen in die Zeit zwischen den letzten Kriegsjahren und heute. Es kamen interessante Arbeiten zusammen, die unverwechselbar das Erleben und die dadurch angestellten Reflexionen, welche die Stadt einbeziehen, aufzeigen. Es sind subjektive Berichte, in verschiedenen literarischen Formen abgefaßt, denn für jeden spielt die Stadt eine andere Rolle und bedeutet je nach der persönlichen Situation Geborgenheit, Gefahr des Verlorenseins und Fallens in das Laissez-faire, und sie kann zum Feind werden durch ihre typische Atmosphäre, von der man sich um der Selbstverwirklichung willen („Man kann in dieser Stadt nicht erwachsen werden.“) möglichst weit entfernen muß. Das Lebensalter der Autoren spielt selbstverständlich eine Rolle, denn es ist für den Blickpunkt nicht gleich, ob man als junger, hoffnungsvoller Student zu Füßen Heideggers oder Rehms saß, oder ob man als einer, welcher aus Gefangenschaft, der Haft und aus vielen seelischen Wunden Blutender in die Stadt kam oder die Bombennächte im Keller verbrachte. Im Bild der Stadt spiegeln sich die Autoren wider, ehrlich in der Aussage bis hin zu den Gedanken über das Kernkraftwerk Fessenheim. So entstand natürlich keine Ortsbeschreibung im hergebrachten Sinne, aber doch ein interessantes Mosaik der Breisgaumetropole, schillernd, beeindruckend, vielfältig, und „eigenartig“ wie die Autoren selbst. L. Vögely

Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal. Bearbeitet von **Hans Harter** und **Dr. Elfi Harter-Bachmann**. Mit Beiträgen von Hermann Fautz + Georg Götz sen., Hans Harter, Julius Hauth, Johann Höflin, Fritz Laib, Franz Meckes, Rolf Rombach und Peter Rottenburger. Herausgegeben von der Stadt Schiltach. Gesamtherstellung Verlag Schillinger, Freiburg 1980. 453 S., mit zahlreichen teils farbigen Tafeln, Zeichnungen, Karten. Großoktav, Querformat, in farbig überzogenem Karton gebunden.

Daß sich Schiltach und die Schiltacher schon seit langem einen solchen Band gewünscht hatten, betont Bürgermeister Rottenburger zurecht in seinem Geleitwort. Er skizziert darin auch kurz die Geschichte dieses Oeuvres: bereits 1972 begann man mit den Vorarbeiten, mit der Durchführung des Ganzen hatte man den Emil-Gött-Forscher

und nachmaligen Kulturreferenten der Stadt Überlingen, Dr. Wolfgang Bühler (dem Rez. jahrzehntelang befreundet) beauftragt. Doch dessen plötzlicher Tod (1975) „ließ die Arbeiten — begreiflicherweise — ins Stocken geraten“. Nun aber konnte der Band „rechtzeitig zur 700-Jahr-Feier und zum Stadtfest 1980“ erscheinen. Es ist eine Art Universalbuch daraus geworden. Man hat seitens der Herausgeber und auch seitens des mitwirkenden und beratenden und erfahrenen Verlags keine Mühe gescheut, allen Disziplinen und Sichtweisen gerecht zu werden. Eingangs werden „Natur und Landschaft“ samt Geologischem, Flora und Fauna behandelt, es folgen historische Kapitel, angefangen bei Kelten und Römern und den ersten Besiedlungen des oberen Kinzigtals, danach werden „Kirche, Burgen und Stadt“ und die Herrschaftsverhältnisse im Mittelalter detailliert; „Unter württembergischer Herrschaft“ lautet ein eigenes Kapitel, „Die Stadtbrände im 16. Jahrhundert“ schließen an, weitere Kapitel sind der neueren Geschichte gewidmet, besonders interessant „Die Revolutionsjahre 1848/49“, besonders lesenswert „Aus der ‚guten, alten Zeit‘“, dem ein Kapitel „Zur jüngsten Vergangenheit“ anschließt. Danach gibt es eine Reihe von Spezialdarstellungen: „Kirchen- und Pfarrgeschichte seit dem Mittelalter“, „Zur Geschichte der Schule“, „Die Entwicklung der Gemarkung und Gemeinde“, „Schiltach — eine Fachwerkstadt“, „Die Verkehrswege“, „Handwerk und Gewerbe“. Aufschlußreich das Kapitel über die Flößerei, gefolgt von „Industrialisierung und Industrie heute“ sowie „Schiltach — gestern — heute — morgen“. Ehrenbürger und Künstler durften ebenso wenig fehlen wie „Sprache und Tracht“, „Sitten und Bräuche“, „Sagen und Geistergeschichten“. So sehr die Mehrzahl der Beiträge auf Schiltach selbst bezogen, so symptomatisch doch auch vieles für die weitere Region und für eine Schwarzwaldstadt schlechthin. Die Bebilderung gibt sich reich, großzügig und nicht zuletzt als vielseitige Dokumentation. Dr. Helmut Bender

Wilhelm Jensen, Der Schwarzwald. Unveränderter Nachdruck der 3. ergänzten Auflage von 1901. Frankfurt: Weidlich 1980. 374 S., mit Ill., Groß-Oktav, geb. mit farb. Überzug.

Dieses Standardwerk, im Antiquariatsbuchhandel zunehmend gesucht und entsprechend kostspielig, in einem manierlich gelungenen Nachdruck zu durchaus agreeablem Preis (in der Subskription DM 65,—, später DM 78,—) wieder haben bzw. kaufen zu können, ist eine gute Sache, vor allem

für jene, die kein Original des seinerzeit in mehreren Auflagen verbreiteten Oeuvres besitzen, dann aber auch für diejenigen, die seine Erst- oder Zweitaufgabe oder gar nur die ungebildete, von Alkier bearbeitete Kleinformataufgabe (von 1900) haben, denn in der hier reprintierten Ausgabe findet sich der damals neueste Textstand mit dem wertvollen Illustrationsmaterial eines W. Hase- mann, E. Lugo u. a. verbunden. Der Schriftsteller Wilhelm Jensen, 1837 im Holsteinischen geboren und 1911 bei München verstorben, hatte etliche Jahre in Freiburg gelebt, wo er neben einigen mehr topographisch orientierten Romanen 1889 die Erstauflage seines „Prachtwerkes“ herausgab. Das Ganze ist für die damalige Zeit anschaulich und faktenreich geschrieben, mitunter auch mit Historismen beladen, die für uns jedoch bereits ihren dokumentarischen Wert haben; wesentlich aber wurden die zahlreichen Xylographie- und Lichtdruckillustrationen großteils namhafter zeitgenössischer Künstler. Während der Allgemeine Teil Geologisches und Geographisches, Zoologisches und Botanisches, Geschichtliches und Kulturgeschichtliches und auch „Land und Leute der Gegenwart“ bringt, werden im Besonderen Teil „Die Einzelgebiete des Schwarzwaldes“ in insgesamt trefflichen Wander- und Reiseschilderungen vorgeführt. Ein Ortsregister läßt diesen Teil rasch erschließen. Jensen hat damit ein grundlegendes Werk über den Schwarzwald um die Jahrhundertwende geschaffen, und namhafte Reiseführer verweisen auf ihn und muten dem damaligen Wandersmann sogar zu, ihn seinem Handgepäck einzuverleiben (daher wohl die spätere kleinformatige Ausgabe). Unser Reprint ist aber nicht mehr so schwer und mindest gleich stabil — dem heutigen Bahn-, Bus- und Autoreisenden wäre er ohne weiteres zuzumuten. Indes meinen wir, daß er sich in der vorgelegten, auch äußerlich attraktiven und selbst im Vorsatzpapier „echten Imitation“ vor allem zum Anschauen und zur Lektüre eignet. Vielleicht hätte man ein Nachwort abfassen können, doch ging der Verlag zurecht wohl davon aus, daß das Werk für sich selber spricht. Das tut es auch für jeden, der hier zuhause oder der hier zu Gast oder der den Schwarzwald mit den Augen unserer Großeltern kennenlernen möchte. Der Verlag hat mit diesem Neudruck wie schon öfters guten Instinkt bewiesen, wir müssen ihm dafür dankbar sein.

Dr. Helmut Bender

Albert Mühl und Kurt Seidel, Die Württembergischen Staatseisenbahnen. Stuttgart: Theiss Verlag 2. verb. u. erg. Aufl. 1980. 340 S. mit zahlr. Abb., Skizzen u. Tab. Ganzleinen, Lexikonformat, mit farb. Schutzumschlag.

Die historischen Bindungen und Verflechtungen mit der ehemals badisch-großherzoglichen Staatseisenbahn sind derart vielfältig (wie es vor allem Albert Kuntzemüller in seinem Pendant-Band „Die badischen Eisenbahnen 1840 — 1940“, Freiburg und Heidelberg 1940, bereits mehrfach hervorgehoben hat), daß es mehr als eine Ehrensache, ja geradezu eine Selbstverständlichkeit, auf die Neuauflage dieses 1970 erstmals erschienenen Werkes auch an dieser Stelle aufmerksam zu machen. Der vorzüglich ausgestattete Band (mit 87 Dokumentarfotos und 106 Fahrzeugskizzen sowie zahlreichen Tabellen und einer Karte auf dem hinteren Vorsatz) gehört so mit zu den Standardwerken über die Entwicklung der Eisenbahnen in ihrer Gründerzeit im weitesten Sinn — wie es der Präsident der Bundesbahndirektion Stuttgart in seinem Geleitwort zur Neuauflage ausdrückt: hier wurde „die 75jährige, eigenständige Entwicklung der Bahn in Württemberg eingehend gewürdigt...“. Im ersten Teil findet sich „Das Streckennetz“ in chronologisch gegliederten Abschnitten gewürdigt (aufschlußreich etwa das Kapitel „Grenzprobleme mit Baden — Die Schwarzwaldbahn“); es folgen die beiden Teile „Die Lokomotiven“ und „Die Wagen“, dazwischengeschaltet ein Kapitel über „Die Triebwagen“, worin besonders gelungene Zeugen schwäbischer Tüfteleien mitaufgeführt werden. Tabellen, Typenskizzen und Organisationsübersicht sowie ein Personenregister runden das Ganze zu einer genügend detaillierten Dokumentation, die über das Fachliche hinaus schon ins Kulturgeschichtliche hineinragt. Seit Jahren war die Erstauflage bereits vergriffen, dieser Neuauflage darf man sich auch bei uns, diesseits des Schwarzwalds, einen guten Erfolg wünschen. Zurecht wird hier auch der Mitahnherr der Eisenbahn, der in Reutlingen geborene Tübinger Nationalökonom Friedrich List, wiederholt zitiert: und seinen Anregungen und Forderungen verdankt bekanntlich nicht nur die Württembergische Staatseisenbahn, sondern auch die deutsche, die mitteleuropäische Eisenbahn, sehr viel. Die schwäbische Nachbarschaft hat für uns diesbezüglich so allerlei Verdienste!

Dr. Helmut Bender

Dieser Ausgabe liegen Prospekte der Firmen Georg D. W. Callwey-Verlag, München und C. F. Müller, Karlsruhe bei.



